Noblesse oblige.

II.

Noblesse oblige.

Roman

in drei Bänden.

Von

Karl von Holtei.

Zweiter Band.

„Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft."
Göthe.

1857.

Prag & Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.

Eilftes Kapitel.

Der alte Gärtner stand unter seinen Orangenbäumen und suchte die Räume auf, die etwa noch mit kleineren Gewächsen auszufüllen wären, damit das Auge des Beschauenden nicht durch leere Plätze beleidiget würde. „Hier," meinte er, „darf niemand gewahr werden, daß draußen der Winter im Anmarsch ist; und wenn die Herren von der Jagd kommen, hübsch durchgefroren vom ersten Oktoberfroste, und sie treten bei mir ein, da sollen sie denken, es gäbe gar keinen Winter. Meinen weißen Schädel dürfen sie freilich nicht sehen, sonst glauben sie, es ist schon Schnee gefallen."

Der Gartenknecht trug allerlei Geschirre herbei mit perennirenden, vollblättrigen Pflanzen, die er nach Wiesner's Anordnung unterbrachte.

„Wer war denn der Jägersmann, Gottlieb, der gerade jetzt erst in den Schloßhof eingefahren ist? Der hat sich ja erstaunlich lange besonnen, ob er mitmachen soll, oder nicht?"

„Das war kein Jäger nicht, Herr Gärtner, und auch kein Mann, das war bloß die gnädige Frau Stiftsgräfin."

„Tante Barbara?" schrie Wiesner, und hob, wie zum Gebete, seine gefalteten Hände in die Höhe. „Weißt Du's auch gewiß, Gottlieb? Hast Du sie mit eigenen Augen gesehen und erkannt, daß sie es selber war?"

„Sie selber nicht; wohl aber den bewußten Niklas, der mit unserm gestrengen Herrn Haushofmeister handtirte, vonwegen der Unterkunft, weil sie der gnädigen Frau Tante ordinäres Loschament einem anderweitigen Jagdgaste eingeräumt haben. Es setzt, glaub' ich, Verdruß."

„Hm! das ist auch verdrüßlich. Hätte nicht geschehen sollen."

„Der Herr Haushofmeister sagten: ‚Wer konnte voraussehen, daß Ihr in diesen Tagen eintreffen würdet? Warum hat die gnädige Gräfin nicht vorher geschrieben?'"

„Hätte doch nicht geschehen müssen; ihre Ge-

mächer durften nicht entweiht werden durch fremde Gäste, durch Stiefeln, Sporen und Tabaksrauch."

„Aber schreiben konnte sie's immer, und sich anmelden thun! Ist ja eine Ewigkeit nicht in Eichenau gewesen. Dachten wir doch alle, sie hätte uns für immer verlassen?"

„Ja, das dachten wir, Gottlieb, und ich auch. Ich hab' es auch gedacht. O der Mensch ist ein kleingläubiges verzagtes Kreatur, — außer wenn er übermüthig ist. Und taugt Eines sowenig wie das Andere. Nun bringe nur flugs den Besen herbei und fege mir das Plätzchen vor der Bank so rein, daß man auch nicht ein Stäubchen auf den Quadersteinen sieht. Und aus dem warmen Hause hole den Jasminum gracile herüber, der seit vorgestern blüht; der kommt hinter die Bank zu stehen, so daß die Zweige gerade über die Lehne hangen. Geht er drauf, so geht er drauf. Für Tante Barbara sterben, ist ein schöner Tod, und hat er ihr einen Tag hindurch Freude gemacht, ist ihm doch großes Glück widerfahren vor seinem Ende. ‚Wer so stirbt, der stirbt wohl!' heißt's im Kirchenliede. Ich wollte, man könnte das eben auch von mir singen."

Gottlieb entfernte sich, die ihm gewordenen Aufträge zu erfüllen. Bald darauf knarrten die Angeln

der lange nicht geöffneten Seitenthür, deren im Anfang dieser Geschichte Wiesner gegen Hermann Erwähnung gethan, und Gräfin Eichengrün betrat den kleinen duftigen Zauberwald ihrer Jugend, ihrer Liebe, ihrer Entsagung.

Wiesner ging ihr entgegen. Reden konnte er nicht. Mit erstickter Stimme schluchzte er nur: „Ueber drei Jahre ist es her, über drei Jahre!" . . . .

Sie führte ihn aus dem dunklen Hintergrunde an des Tages Licht, dann betrachtete sie aufmerksam den alten Liebling, klopfte ihn auf die noch immer frischgeröthete Wange und sagte zufrieden: „Hältst Dich noch wacker, bist noch auf den Beinen, immer thätig, alles in Ordnung, wie ich sehe!"

„Für wen, Tante?" fragte er. „Exzellenz kümmert sich nicht viel um meine Pflanzungen und Wälder, hat draußen genug im weiten, großen zu thun. Und Tante Barbara kommt nicht, danachzuschauen, mich zu tadeln, zu loben wie einstmals. Für wen?"

„Sei nicht dumm, Wiesner. Für wen? Für die Gewächse, die da leben, athmen, duften, blühen zu des Schöpfers Ehren, und auch ihr Theilchen Lust in ihren Seelen fühlen, daß sie da sind, wenn wir schon nicht begreifen, wo es ihnen sitzt? Für den

Schöpfer, der sich immer freut, wo seine Geschöpfe anderen Geschöpfen Pflege und Sorgfalt angedeihen lassen, mögen die Pfleglinge Menschen, Thiere, oder Bäume sein. Und zuletzt für Dich, mein Freund! Für Dich selbst! Für Dein Bewußtsein, für Dein Pflichtgefühl, für Dein eigenes Bedürfniß, folglich für Dein Glück. Ich hab' Dich recht gern, aber ich kann's nicht leiden, wenn Du so dumm bist."

„Das kommt vom Alleinsein, Tante Barbara. Seitdem Sie mir das Mikroskop geschenkt haben, red' ich schier mit keinem lebendigen Menschen, als etwa mit dem Gottlieb. Auch mit dem nur, was sein muß."

„Jetzt bin ich hier, und will Dich ein Bißchen aufrappeln; will Deine Zunge wieder in Gang bringen. Du darfst mir nicht gar menschenschen werden. Das ist auch nichts."

„Aber wie Sie munter und fix sind, Frau Gräfin, das ist ja eine reine Pracht; wie Sie aus Ihren zwei beiden Augen herausgucken! Nicht sattsehen kann ich mich daran. Nun kriegen wir doch auch unsern lieben Hermann wieder einmal nach Eichenau!? Ach sicher! Der Hermann wird nicht wegbleiben, weiß er seine Tante Barbara bei uns! Die Leute im Schlosse verspitzten sich wohl drauf, der Exzellenz-

Herr würd' ihn mitbringen, da er im vergangenen Jahre nach der Residenz reisete. Ich sprach aber gleich zu meinem Gottlieb: Laßt Euch nicht auslachen! Ehe nicht die Tante hier ist, gibt es auch keinen Hermann. Nun haben wir die Tante, nun wird auch der Hermann nicht ausbleiben!"

„Wie lange war er nicht hier? Hast Du's ihm ebenso nachgerechnet wie mir?"

„Was werd' ich nicht! Drei Wochen höchstens nach Ihnen ist er abgereiset, das wird der ganze Unterschied sein. War das damals schön, wie er nur noch beim Papa blieb, bis ein Brief anlangte, der ihn abriefe, der Tante nach; und wie er tagtäglich zu mir kroch, ich mochte stecken, wo ich wollte, und schwatzte in einem Athem mit mir von unserer Heiligen, von unserer friedhainer Gräfin. Er trennte sich wohl schwer von Eichenau. ‚Hätt' ich's ihr nicht versprochen!' rief er immer aus, ‚wer weiß, was noch geschähe?'"

„Und seitdem sind drei Jahre vergangen, und in dieser langen Frist hat es ihn nicht getrieben, nur auf ein paar Tage sein geliebtes Eichenau zu sehen? Was hielt ihn denn zurück? Ich nicht, wie Du weißt, denn ich lebe ja in Friedhain und habe

es während der letzten Jahre auch nicht verlassen. Weßhalb ist er denn weggeblieben?"

„Ja, ich denke, er wird keinen Urlaub gehabt haben, oder so etwas."

„Mitten im Frieden? Das weißt Du besser. Uebrigens wird Euch auch nicht unbekannt geblieben sein, daß Graf Hermann die militärische Laufbahn verlassen und sich einer andern zugewendet hat?"

„Ja, sie haben in der Küche davon gemunkelt."

„In der Zwischenzeit hing es also nur von ihm ab, so lange in Eichenau zu weilen, als er wünschte. Dieser Wunsch ist jedoch in ihm nicht regegeworden; folglich bin ich der Ansicht, der Aufenthalt in der Residenz fesselt ihn so mächtig, daß er Eichenau darüber vergaß, — und Euch alle! Nein, Wiesner, um mich hier zu finden, kommt er gewiß nicht. Er vermeidet mich. Er ist nicht mehr unser Hermann. Er ist ein junger Herr geworden — wie sie sind!"

„Schreibt er denn nicht an Sie? Lesen Sie ihm nicht tüchtig den Text?"

„Wozu? Was soll das helfen? Ich habe nichts zu befehlen, — und hätt' ich's, ich ließ' es auch unterwegs. Ich konnte nur liebreich warnen, bitten, erinnern. Wenn die Liebe keinen Wiederklang mehr erweckt, dann verstummt sie, zieht sich in sich selbst

zurück. Sie erlischt nicht, bei Gott, das thut sie nicht. Aber sie schweigt und harrt, bis etwa wieder einmal einer der wohlbekannten Töne aus früheren Tagen in ihr Versteck dringt. — Du mußt Dich nicht betrüben, Wiesner, es ist nicht etwa so schlimm, daß er uns Unehre machte, oder daß sein Vater sich über Exzesse zu beschweren hätte? Durchaus nicht. Im Gegentheil: Graf Hermann hält sich sehr nobel und gut; ist ein vollkommener Kavalier geworden; in den Studien, die er für seine künftige Stellung braucht, ausgezeichnet durch Fleiß und Wissen, in allen großen vornehmen Häusern wie Kind im Hause, bei Hofe estimirt, von den Machthabern protegirt, von den Damen vergöttert . . . ."

„Was wollen wir denn mehr, gnädige Tante Frau Abbatissin?" jauchzte Wiesner und fuhr sich vor Entzücken in die Haare, daß sie hoch emporstanden wie weißgebleichte Halme kurz vor der Ernte; „was brauchen wir mehr? Dann hat er ja alles, was ihm noththut!"

„Es scheint, als ob sein Geschick nicht müde würde, ihn mit Glücksgaben zu überhäufen. Denn schon unterliegt keinem Zweifel mehr: Theodor geht einem frühzeitigen Tode entgegen; Graf Hermann

tritt in die Rechte des Majoratsherrn! Vielleicht sehr bald."

Wiesner wollte ein zweitesmal in Entzücken ausbrechen. Doch sein besseres Gefühl gebot ihm alsogleich Mäßigung und belehrte ihn, daß es sündlich sei über das Ableben eines Menschen zu jubeln, den er zwar nie liebgehabt, der darum doch der älteste Sohn seines Herrn, der geborene Erbe von Eichenau war. Er begnügte sich folglich mit der Aeußerung, „der ewige Lenker der Welten müsse doch in Seiner Allwissenheit für gut befinden, daß ein so großer Besitz nicht in die Hände eines Herrn gelange, der — bei aller Ehrerbietung für Grafen Theodor geredet, — nie gezeigt habe, daß er ein gutes Herz und eine liebevolle Gesinnung für die ‚kleinen Leute' in der Brust trage. Aber unser Hermann, ja, der ist berufen und auserwählt den jetzigen Grafen zu ersetzen. Der wird die Wirthschaft mit Leib und Seele führen, wie sein Papa; der wird auch denken: ‚leben und leben lassen.' Der hängt an Eichenau, so fest, so fest . . ."

„Daß er durch zwei Jahre, — denn von der ersten Epoche seines Aufenthaltes in der Residenz will ich nicht sprechen, — daß er durch zwei volle Jahre keinen Antrieb fühlte, auch nur eine Stunde lang

die Luft zu athmen, die so rein und himmlisch von unsern Bergen in dieß gesegnete Thal weht; daß es ihn nicht einmal hinzog zu dem Orte, wo seine Mutter ruht, wo seine Wiege stand, wo er als Knabe mit den Knaben des Dorfes spielte und von allen vergöttert wurde, weil er sie behandelte, wie wenn er nicht aus dem gräflichen Schlosse, wie wenn er aus einer ihrer Hütten stammte; daß er nicht einmal nach Friedhain schrieb: ich bin dann und wann in Eichenau; Tante Barbara, sei auch da! Nein, Wiesner, der ist nicht mehr unser, ist nicht mehr mein Hermann; sie haben dort einen Andern aus ihm gemacht. Und ich darf's nicht sagen, ich darf's nicht klagen; ich darf meinem Bruder nicht zeigen, wie mir der neue Hermann fremd und unheimlich ist; denn ich bin ja Schuld, daß es so kam! Ich hab's ja herbeigeführt, ich thörichtes altes Menschenkind! Gedachte es ja Wunder wie weise und gut zu machen und habe ihn selbst dahin geliefert, wo sie ihm sein liebes, mildes, stürmisches, unkluges Herz herausgenommen und umgetauscht haben gegen ein glattes, kaltes, künstliches Uhrwerk. — Wem soll ich denn sonst vorjammern, außer Dir, der Du mich kennst und ihn, und uns beiden anhängst, und weißt, was ich ihm war, und ach, was er mir! Sie wun-

dern sich im Schlosse, wo ich heute auf einmal herfalle wie vom Himmel herab? Sie haben ganz Recht. Es gibt gar keinen Grund, gar keinen andern, Wiesner, als weil ich es nicht mehr in mich verschließen konnte, weil ich das Bedürfniß fühlte, einem Menschen, einem lebendigen Wesen mitzutheilen, was mich so tief betrübt. Ich sann und sann, bis ich zuletzt bei Dir stehen blieb. Du warst der treue Hüter meines ersten, schmerzhaften Geheimnisses; hast es nur ihm enthüllt, von dem Du wähntest, daß er sich niemals von mir wenden könne. So empfange nun auch das letzte Geheimniß dieses alten einsamen Lebens, vielleicht noch schmerzhafter als jenes erste war. Denn die Trennung von meinem Geliebten galt für ein Opfer; ich verlor und gewann, ich gab und nahm, ich schied mich von ihm, und blieb doch die Seinige. Hier ist's nicht so. Hier sagte er sich los von mir, der mir alles war, der mir noch alles ist, den ich liebe mit einer höheren, reineren, eben darum mächtigeren Liebe, als ich damals den Fürsten geliebt. Was hat denn die alte Jungfrau, der kein Kind zur Seite steht, was hat sie denn, um die Tiefe ihrer Seele auszufüllen, als ein Kind ihrer Wahl? Und fügt es sich so glücklich, daß diese Wahl auf den leiblichen Enkel einer

angebeteten Mutter fallen kann, dann braucht sie nichts mehr, dann ist sie reich, dann hat Gott sie vollaufgesegnet für jede Entbehrung, für jede häusliche Freude, die ihr sonst versagt blieb. So liebte ich meinen Hermann. Und ich verlangte nichts von ihm, gar nichts, — nur daß er wisse, daß er empfinde, was er mir galt. Ja, hätt' er, ich weiß nicht was begangen; hätt' er das Aergste gethan — geraubt und gemordet — und wäre mir mit Schmach und Blut befleckt auf öffentlichem Markte in die Arme gestürzt, ich hätt' ihn nicht verleugnet. Aber daß er mich verleugnet, daß er in gemessenen, wohlerwogenen Ausdrücken, in durchdachter Ueberlegung Briefe an mich schreibt, in denen von allem die Rede ist, nur von dem Einen Einzigen nicht, was ich herauslesen möchte: von kindlichem Vertrauen, von unbefangener offenherziger Anhänglichkeit; daß er ein kluger, besonnener, fühlloser Weltmensch geworden ist, — werden konnte . . . Wiesner, es bringt mich um. Ihm wollt' ich's gestehen. Wie viele Briefe hab' ich entworfen, die ihm schildern sollten, was in mir vorgeht! Immer warf ich die Feder wieder fort: es ist unnütz! Er versteht mich nicht mehr. Denn besäße er noch die Fähigkeit zu begreifen, worin mein Leiden besteht, er wäre dann auch unfähig, es mir

zu bereiten. Eins folgt aus dem Andern. Er will mir nicht wehethun; er hat nur den Maßstab verloren für Herzen, und was dazu gehört. Und das ist das Unglück. Ich hielt es nicht länger aus; ich wäre wahnsinnig geworden! Nun ich Dir's entdeckt, fühl' ich mich stärker, werd' ich mich wieder fassen. Ich hab' Dich oft im Scherze dumm gescholten; doch weiß ich, Du hast vollkommen aufgefaßt, um was es sich handelt, mag ich's vielleicht auch recht verworren vorgebracht haben. Du besitzest nun mein zweites Geheimniß, wie jenes erste. Bewahr' es ebenso treu, enthüll' es ebenso nur ihm — doch nicht früher, als bis ich unterm Boden bin. An meinem Grabe sagst Du's ihm, Wiesner, auf Deine Art und Weise. Vielleicht erschüttert's ihn? Vielleicht macht es ihm Reue? Vielleicht grämt er sich, wenn er vernimmt, daß seine höfliche Beobachtung verbindlichster Formen der alten Barbara Herz gebrochen? Gott der Gnade, verhänge solche Erschütterung, solche Reue, solchen Gram über Hermann Grafen Eichengrün, auf daß diesen Fluren und deren Bewohnern zugute kommen möge, was ich erlitten habe! Gib mir Dein Wort, Wiesner, Dein Ehrenwort! Es ist eine schandbare Verleumdung, wenn sie sagen, Ihr Leute, Ihr

hättet kein point d'honneur. Ich kenne das besser. Gibst Du's?"

„Alles, was recht ist, lobt Gott, gnädige Tante. Wenn ich früher sterbe, wie ich glaube und hoffe, so kann ich's nicht mehr ausrichten. Sonst — auf Ehre! O ja, Ehre hab' ich auch, halt' auch drauf — und hier steh'n meine Zeugen um uns herum und bekräftigen's mit ihren grünen Zungen. Nur möcht' ich bitten, . . . wenn Sie halt doch vielleicht zu rasch wären mit Ihrer Verurtheilung, . . . und er hätte vielleicht nur grade vielerlei im Kopfe — .. daß zufällig . . . aber darum doch brauchte inwendig noch keine Veränderung vorgegangen zu sein, — und sein Herz, wie er's von Vater, Mutter, Tante überkommen, wär' noch nicht umgetauscht, . . . wenn die Frau Gräfin ihm zu viel thä . . . . . .?"

— „Wiesner! —!"

Mehr sagte sie nicht. Doch es lag in dem Tone, womit sie es sagte, unendlich viel. Und der alte Gärtner hörte es heraus, denn er erwiederte darauf: „Freilich, freilich wohl! Sie mußten von der traurigen Wahrheit sich fest überzeugt haben, ehe Sie zu dem Entschlusse gelangten, mir eine solche betrübte Eröffnung zu machen. Und da will ich mich denn fügen und mit Ergebung harren, was Gott über

uns verhängt. Ich meine jedoch, so wird's nicht bleiben . . . . und wenn man so recht von der Leber mit ihm redete — . . . . darf's denn nicht vor Euer gräflichen Gnade Absterben geschehen? Es wäre sicherer, will ich vermeinen, weil ich schier ein Dutzend mehr auf dem Buckel trage wie gräfliche Gnaden?"

„Wiesner, ich hab' Dein Ehrenwort; Deine Bäume sind Zeugen gewesen; die schwatzen nichts aus. Was verrathen würde, könnte nur von Dir ausgegangen sein. Nur mein Tod löset Deine Zunge. Wer vorher plaudert, hat keine Ehre!"

„Gut, ich geh's ein; Ihr Tod, — und sterb' ich vor Ihnen, meine letzte Stunde. Kann ich den Hermann um jene Zeit errufen, daß er etwa hier wäre . . . man weiß nicht, wie's Gott schickt . . ?"

„Dann darfst Du reden. Bis dahin: reinen Mund!"

Sie reichte ihm die Hand, die er bescheiden küßte, und dann wollte sie das Glashaus schnell verlassen, da öffnete sich die Thüre, durch welche sie gekommen war und ihr Bruder stand vor ihr. Ohne auf des Gärtners Anwesenheit zu achten, ohne sie zu begrüßen, oder sein Erstaunen über ihren unangemeldeten Besuch auszudrücken, rief er, fast athemlos,

ihr hastig zu: „Lobesam schickt mir einen reitenden Boten hinaus, — ich verlasse die Jagd — will nur hören — was ist geschehen? Du meldest ein Unglück.“

„So weit ist's denn gediehen,“ sagte sie freundlich, „mit dem Hause Eichengrün, daß Deines Vaters Tochter eine traurige Botschaft bringen muß, um im Schlosse erscheinen zu dürfen? Bin ich denn ein Gespenst bei lebendigem Leibe, daß ich in diesen Räumen nicht umhergehen darf? — Es ist nichts neues geschehen, nichts plötzliches. Nur über schon bekannte, ernste Sachen wollt' ich vor Beginn des strengen Winters mit Dir ein Wort wechseln und hab' es schlecht getroffen: bin mitten in Euren Jagdtrubel gerathen, und jetzt ist gar Dein Vergnügen gestört worden. Das lag nicht in meiner Absicht. Kehre wieder zu den Gästen zurück.“

„Keineswegs, Barbara. Der Forstmeister leitet die Jagd, ich bin dort nicht mehr nöthig. Wir haben zwei Stunden, bis die Pflichten des Schloßherrn mich hier wieder in Anspruch nehmen. Deine Zimmer sind schon geräumt, den durch Lobesam's Unbedachtsamkeit dahineingelegten Schützen sind anderweitige Herbergen ausgemittelt, tant bien que mal; bei Dir ist die althergebrachte Ordnung eingeführt. Du sollst nichts davon merken, wenn das wilde Heer

von der Jagd heimkommt. Ich erwarte Deine Mittheilungen. Ohne Zweifel betreffen sie Theodor." —

Dieß alles war schon im gehen gesagt worden. Barbara bat ihren Bruder, schweigen zu dürfen, bis sie beide allein in ihren Räumen wären. Am Vorzimmer stand Lobesam, der sich entschuldigen wollte.

„Schon gut," lächelte die Tante.

„Halt's Maul," schalt der Graf.

Bruder und Schwester zogen sich in Barbara's Schlafgemach zurück, weil draußen Christiane und Niklas mit Eifer daran arbeiteten, Mobilien verschiedenster Gattung in den seit einem halben Jahrhundert unerschütterten Besitz ihrer Rechte zu bringen. „Sonst bild' ich mir ein, wir wären gar nicht in Eichenau?" äußerte Christiane so laut, daß es der Graf noch hören mußte.

„Du hast Briefe," begann dieser, nachdem er die Thüre hinter sich geschlossen; „sind entscheidende Veränderungen in Theodor's Krankheit eingetreten?"

„Die Obersthofmeisterin hat mit seinen Aerzten geredet. Beide stimmen überein, daß er den Gesetzen ihrer Wissenschaft zufolge schon gestorben sein müßte. Aber nichtsdestoweniger spottet seine zähe Natur ihrer Voraussagungen stets wieder aufs neue. Doch, daß er den Winter überlebe, erklären sie für unmög-

lich. Den Kranken zu sehen, zu sprechen, gelingt keinem seiner Bekannten, obgleich mehrere, die ich durch dritte Personen dazu auffordern ließ, sich die größte Mühe darum gaben. Er läßt niemand vor. Die Aerzte sehen keinen rechten Grund dafür; denn sie versichern, daß seine Umgebungen nicht im entferntesten die Spuren eines gewöhnlichen Krankenzimmers tragen. Er sitzt zwar in einem Armstuhl, der sich nach Bedürfniß zur chaise longue umwandeln läßt; doch macht er täglich um zwölf Uhr Toilette und befindet sich, wenn er die Mediker erwartet, im saubersten Zustande. Sie haben ihm wiederholt angerathen, zur zerstreuenden Erheiterung einige Freunde um sich zu versammeln. Bei dem Worte ‚Freunde' hat er bitter gelächelt. Und als sie darauf bestanden, weil belebte Gespräche ihn von seinen mitunter sehr heftigen Schmerzen abziehen würden, entgegnete er: ‚Später, später, meine Herren; jetzt noch nicht!' Woraus sie entnahmen, daß er auf Genesung hofft; eine Hoffnung, die sie natürlich zu rauben sich nicht berechtigt finden, mag sie ihnen auch noch so grundlos erscheinen. Er will keinen Menschen um sich haben, als seinen Bruder."

„Der sich denn auch hier, wie überall, musterhaft benimmt. Ja, Barbara, wenn es ein großer

Schmerz für den Vater sein muß, den älteren Sohn so frühem Grabe entgegensiechend zu wissen, so gewährt es doch auch andererseits erfreulichen Trost, an dem Jüngeren soviel Freude und Ehre zu erleben. Ich kann Dir gar nicht schildern, welche günstige Zeugnisse von allen Seiten über ihn einlaufen. Er wird rasche, große Carrière machen. Und er ist noch so jung. Wie vollkommen rechtfertiget er schon unsere beiderseitige ihm zugewendete Vorliebe! Wie muß es Dich erheben und beleben, wenn Du Dir sagst, daß Deine Energie seine intime Verbindung mit Theodor herbeigeführt hat. Ohne Dich und Dein Dazuthun hätt' ich ihn bestimmt in eine kleine Universitätsstadt gezwungen. Wer mag wissen, wie er sich da verstrickt hätte? Aber Du warntest, Du überzeugtest mich noch zu rechter Zeit. Du brachtest ihn nach der Residenz, — allerdings mit anderen Absichten und Aussichten für seine Zukunft — aber gleichviel: dadurch einzig und allein wurde das engere Bündniß der Brüder möglich, und durch dieses wieder ein so merkwürdiger Umschwung in Hermann's Welt- und Lebensansichten. Als einen ungehobelten, fast plumpen Bengel haben wir ihn entlassen und ein gediegener, allgemeinbelobter junger Kavalier ist — in verhältnißmäßig kurzer Zeit — aus ihm ge-

worden. Freut Dich das nicht von ganzer Seele, alte Barbara?"

„Wie könnt' es anders, mein Bruder?"

„Und dabei machst Du ein betrübtes Gesicht?"

„Ich denke an Theodor."

„Auch Theodor ist mein Sohn. Wie sollte der Vater das vergessen? Ich denke oft, immer an ihn. Doch ich kann nicht verhindern, daß sich in meinen Gedanken neben den armen Leidenden des Gesunden lebendes Bild im hellsten Glanze drängt, als wollt' es sagen: klage um jenen, aber freue Dich an mir. Und dann, Schwester, warum dürft' ich's Dir nicht eingestehen, — es soll kein Vorwurf, kein Groll gegen Theodor darin liegen, nur der Wahrheit gemäß laß' mich's erwähnen: wie viel Aerger, wie viel Mißverständnisse hat es zwischen mir und Theodor gegeben! Ich habe darüber geschwiegen, auch zu Dir; ich deute es jetzt nur an, eben auch nur im vertraulichsten Gespräche mit Dir: wie bitter hat mich der Kranke oft empfinden lassen, daß er sich schon für den Herrn von Eichenau halten zu dürfen glaubte, daß er mich sozusagen für den Verweser seines Eigenthums ansah! Was hab' ich ausgleichen, was hinunterkämpfen müssen, um Erörterungen zu vermeiden, die — die ich vermeiden wollte, um jeden Preis! Hermann

hat mir auch nicht die Idee eines Kummers, einer Besorgniß erweckt, wenn ich jene kleine flüchtige Kinderei ausnehme, deren Vermittelung ich Dir damals anvertraute, und die Du mit einem Hauche zu verscheuchen, ja, ihn so gründlich zu heilen wußtest, daß seitdem auch nicht das Geringste vorkam, was irgend argwöhnen ließe, Graf Hermann könne je wieder vergessen, er sei ein Eichengrün! Auch das ist Dein Werk! Auch dafür bin ich Dir zu ewigem Danke verpflichtet! Auch darauf darfst Du stolz sein!"

„Bin es aber wahrlich nicht, Ulrich. Nein, darauf am allerwenigsten. So wenig, daß ich mich schon häufig selbst befragte, ob ich denn gut und klug gehandelt habe, da ich . . . ."

„Da Du ihn zu seiner Pflicht, zu unserer Ehre zurückriefst von dem Abwege, den er eingeschlagen? Darüber könntest Du Dir Skrupel machen? Die wären malplacirt. Hast Du Deinen Wahlspruch aufgegeben? Er hat ihn zu dem seinigen gemacht, hat ihn in Fleisch und Blut an sich verkörpert. Das geht aus jedem Zuge seiner Feder deutlich hervor. Und Du mußt das ja ebensogut wissen als ich. Ihr korrespondirt ja noch fleißig."

„O, sehr fleißig. Er bleibt mir keinen Brief schuldig. Und obgleich die meinigen immer kürzer

ausfallen, denn das Schreiben wird mir nachgerade beschwerlich, füllen die seinigen unwandelbar vier lange Seiten. Man schreibt nicht verbindlicher, artiger, unterhaltender als mein Neffe Hermann."

„Auch darin also ein Muster!"

„Auch darin!" wiederholte Tante Barbara und blieb geneigten Hauptes vor ihrem Bruder sitzen, daß dieser annehmen mußte, sie sei in ihres Hermann's vortreffliche Eigenschaften versenkt und denke nichts anderes. Sie aber, wie man die Pein schwarzer Träume abschüttelt, machte sich von den ihrigen los, die wahrscheinlich auch nicht rosenfarbig leuchteten, und ging sogleich, ohne ferner davon abzuspringen, in den Zweck dieses Gespräches ein: „Wer von uns beiden," fragte sie, „reiset nach der Residenz, um dort zu bleiben, bis Dein ältester Sohn von seinen Leiden erlöset ist?"

Der Graf konnte nicht verbergen, wie betroffen ihn dieser, in Form einer Frage gehüllte Tadel mache. Er verblich! „Meinem Wunsche gemäß sollte Theodor nach Eichenau ziehen, hier wollt' ich ihn haben, hier in seiner Heimat sollt' er die beste Pflege, die sorgsamste Theilnahme finden — und hier hätt' ich ihn täglich sehen, mit ihm plaudern können, als ob es sich von selbst verstünde, ohne durch meine Anwesen-

heit ihn zu erschrecken, mich zu beängstigen. Dieß wäre so natürlich gewesen; ich suchte es ihm recht plausibel zu machen; die Aerzte stimmten mir bei und deuteten ihm an, daß sie an Ort und Stelle eben auch nicht mehr zur Linderung seines Uebels thun können, als was sie bei genauer Kenntniß desselben aus der Ferne ebenso sicher zu thun im Stande wären! — Fruchtloses Bemühen. Er blieb bei seinem Starrsinn, bei seiner entschiedenen Weigerung! Verlangst Du nun von mir, daß ich, meinen vieljährigen Gewohnheiten zuwider, einen ganzen Winter in der Stadt zubringe, bloß um darauf zu harren, bis der Tod dem Sohne die Augen schließt? Mit welchen Empfindungen wird mich Theodor bei sich eintreten sehen? Er, dem sehr wohl bekannt ist, daß meine Gegenwart in Eichenau niemals wichtiger war, als gerade jetzt, inmitten vielfältiger neuer Unternehmungen, die meiner Leitung bedürfen? Muß er nicht endlich auf den Argwohn gerathen, meine Ungeduld sehne sich nach seinem Tode und nach meiner Heimkehr? Mir wäre der städtische Aufenthalt eine Last, der Anblick langsamen Dahinsterbens eine Qual, ihm wäre meine Gegenwart weder ein Trost, noch eine Hilfe. Abschied haben wir gewissermaßen schon von einander genommen, wenn wir es auch im Augen-

blicke der Trennung nicht mit klaren Worten aussprachen, daß wir uns nicht mehr auf Erden wiedersehen würden. Wozu jetzt wieder erneuerte Aufregungen für ihn — und mich? Mir war das Leben, seitdem ich's lebe, noch nicht so lieb, so theuer als jetzt! Ich möchte sagen: nie hab' ich mich, in meinen jungen Jahren nicht, so kräftig, thatlustig, so gesund, genußfähig gefühlt wie jetzt. Ich verhehl' es Dir nicht: des Todes Anblick entsetzt mich. Wenn ich mir meines Sohnes Leiche recht lebhaft vergegenwärtige, geht ein Schauder durch diese Lust am Dasein. Helfen kann ich dem Armen nicht, durch meine Anwesenheit ihm seinen Zustand erleichtern ebensowenig! Wem soll ich das schwere Opfer bringen, welches Du von mir verlangst?"

„Dir selbst, Ulrich! Das war meine Meinung, ehe ich Deine Gegengründe vernommen. Ich wähnte, das innere Bedürfniß eines wohlgesinnten Vaters kämpfe bei Dir noch mit jener, Dir eigenthümlichen, Abneigung vor allem, was Tod heißt, und eine Ermunterung von außen werde genügen, ihm zum Siege darüber zu verhelfen. Ich konnte nicht voraussehen, daß Du Dir die Sache schon ordentlich zurechtgelegt, sie von jeder Seite beleuchtet hast. Aber geschehen muß etwas. Wir dürfen Theodor nicht

sterben lassen, ohne daß ein Familienglied des Hauses Eichengrün an seiner Bahre steht."

„Ist nicht sein Bruder . . . . ?"

„Der jüngere Bruder kann weder den Vater, noch des Vaters Schwester vorstellen und vertreten. Ich werde von hier geraden Weges dahinreisen. Meine Voranstalten dazu waren schon getroffen, und es bedarf nur noch einiger Zeilen nach Friedhain. Wahrscheinlich vermag ich noch weniger für ihn zu thun, als Dir möglich geworden wäre! Doch ich will nichts unversucht lassen. Will auch mit den Aerzten in genauem Rapport bleiben. Wer kann mir untersagen, unwohl zu werden, — (ich weiß, daß mir's bald gelingen wird!) — und dann dieselben Herren zu konsultiren, die Deinen Sohn behandeln? Sie brauchen ja nicht zu wissen, wie gering mein Vertrauen auf ihre Kunst immer gewesen? Soviel erwarte ich doch von ihnen, daß sie im Stande sind, mir zu bestimmen, wann es Zeit sei, Dir eine Estafette zu schicken. Und von Dir erwarte ich, daß Du zu rechter Zeit erscheinst! Deiner Lebenslust, Deiner jugendlichen Freude am Dasein wird dadurch kein dauernder Eintrag geschehen. Es ist ja nur um et liche Tage zu thun, — und es kann Dir gar nicht schaden, lieber Bruder, wenn Du wieder einmal ge-

zwungen wirst, dem zuverlässigsten aller Freunde die kalte Hand zu schütteln, ihm wieder einmal in sein bleiches, ernstes Antlitz zu schauen. Man bringt von solcher Begegnung Eindrücke ins alltägliche Treiben zurück, die, stillgehegt und gepflegt, gar wohlthätig wirken."

„Denen ich gern zu entfliehen suche! — Was sollen mir die schrecklichen Gedanken an den Tod mitten im frischen Leben? Weßhalb soll ich mir's durch sie verderben? ‚D'ran vorzudenken ist schreckhaft! Und wenn wir müssen, — dann wollen wir uns geberden, wie wir können!'"

„Das klingt wie Feigheit, Ulrich!"

„Es sind die Worte, die Göthe der muthigen Freundin seines edlen Helden in den Mund legt."

„Göthe? Wie man sagt, hat sich der vor dem Sterben sein Lebelang erbärmlich gefürchtet! In seiner Gegenwart durfte vom Tode nicht geredet werden, hört' ich erzählen."

„Sogar von dem seines einzigen Sohnes nicht; das ist wahr. Und das nennst Du auch Feigheit, nicht so, Barbara? Aber als es endlich dazukam, ist er lächelnd gestorben, wie ein Held, hat einen Becher Weines geleert, der ew'ge Greis, hat ins Licht geschaut und dem Lichte zugewendet hat er den

letzten Athemzug gethan. Gott gönne meiner Feigheit ein gleiches Ende!"

„Weiche denn dem Tode aus, soweit Du kannst; gehe jedem Sterbelager, jedem Sarge aus dem Wege; nur dem Deines Sohnes nicht. Der junge Mann heißt Theodor Graf Eichengrün; er galt für Deinen Nachfolger auf Herrschaft Eichenau. Du bist Graf Ulrich, des Hauses Haupt; bist der Vornehmsten Einer im Lande, der Edelsten. Du wirst nicht wollen, daß es beim Begräbniß heiße: Wo ist der Vater? — Er blieb in Eichenau, ihm graut vor Leichen! Bruder Ulrich, Du kommst, sobald ich rufe?"

„Ich komme, Schwester Barbara!"

„Und so wäre bestellt, was ich dießmal in Eichenau zu bestellen hatte. Ich kann weiterziehen. Widme Dich jetzt Deinen Gästen, — tafelt nach Herzenslust — aber pokulirt nicht zu viel. Mir wird mein Tischchen hier gedeckt werden."

„Du bist unsere Providenz, Du bist und bleibst der gute Geist des Hauses Eichengrün. Grüße den armen Theodor, und sage meinem Hermann . . ."

Niklas klopfte draußen an und rief durchs Schlüsselloch: „Der Herr Haushofmeister sucht seine Exzellenz!"

„Laß' ihn nicht warten, Ulrich; wer weiß, was

es gibt? Ich reise morgen befriediget ab; ich habe erreicht, was ich erreichen wollte."

Als sie allein war, verließ sie das enge Schlafgemach und begab sich in ihr großes Wohnzimmer, worin ihre Diener mittlerweile die alte Ordnung hergestellt hatten, und wo sie mit raschen, festen Schritten auf- und abging. Bisweilen blieb sie stehen, ihren Gedanken laute Worte zu geben, wie das so ihre Gewohnheit in Friedhain war. Zu solchen Stunden wagte nicht leicht eine der Stiftsdamen sich zu ihr hinein, denn es hieß dann immer: ‚Die Gräfin hält ihre Monologe.‘ Sie jedoch, wenn man sie damit neckte, erwiederte stets: ‚Lacht nur, Ihr wißt nicht, was ich mir schon von der Seele heruntergesprochen habe!‘

Heute versagte das erprobte Mittel seine Wirkung. Gesprochen wurde viel; die ersehnte Linderung gewährte es nicht. Die bekümmerte Seele ward nicht leichter und freier dadurch.

„Mußt Du denn aus jedem Winkel, hinter jedem Vorhange auf mich blicken, holde Kleine. Mir immer mit aufgehobenem Finger drohen? — Ich konnte nicht anders! Ich habe nach bestem Gewissen gehandelt! — Nicht trennen sollt' ich Euch, flüsterst Du mir zu? Ich mußte ja, Mathilde! Er wäre kein herzloser Egoist geworden, wenn ich ihn

nicht von Dir abwendig gemacht hätte? — O sage das nicht, liebes Mädchen. Du weißt nicht, was Du redest! Vielleicht traf Dich, ohne meine Dazwischenkunft, des Schicksals Hand noch schwerer, noch blutiger? Vielleicht irrtest Du jetzt als eine Verführte, Verstoßene umher, ohne Heimat, von allen verlassen, und von ihm zuerst? Nein, Dir ist besser so. Du weilst bei den Deinigen! Du lebst in stillem, häuslichen Kreise, ohne Schuld, ohne Vorwurf. Das dankst Du mir! Du hast ihn vergessen! Sage, daß Du ihn vergaßest! — Hat er Dich doch längst vergessen. Dich und — mich — und sich selbst. Hat den Hermann vergessen, der er war. Kennt sich nicht mehr, und ich erkenne ihn auch nicht. — In zwei Jahren, ein fremder Mensch! — Ha, welche Zeit, in der wir leben. Sonst brauchten sie doch wenigstens zehn, oder fünf Jahre, bis sie Einen durch und durch verdorben hatten, und kehrte dann solch ein verlorener Sohn endlich wieder heim, und war zerlumpt und verwüstet noch so sehr, wenn er die Glocke auf seiner Eltern Kirchthurm hörte, ging er in sich und weinte seiner Jugend eine Thräne. Aber mein Hermann ist kein verlorener Sohn vor der Welt, noch vor seinem Vater. Ein Muster ist er, ein Vorbild für seine Standesgenossen; alles bewundert und achtet ihn; und macht

ihn erst des Bruders Tod zum Majoratserben, dann gibt es seinesgleichen nicht mehr: Schön, klug, gebildet, unterrichtet, zuvorkommend, reich . . . . was fehlt ihm dann zu einem Halbgotte? — Ich weiß es nicht! Doch was ihm zu einem Menschen fehlt, das weiß ich; zu einem Menschen nach meinem Sinne. — Ist es nicht wie fürchterliche Ironie, daß er alles erworben und sich zueigen gemacht hat, was ich ihm dringend rieth, sich anzueignen? Daß er eingebüßt hat, wovon er damals übervoll war, und was ich ihm dringend rieth, zurückzudrängen, zu beherrschen? O ich Thörin, ich warnte ihn, sich von seiner Menschenliebe, von seinem kindischen Glauben an unmögliche Theorieen fortreißen zu lassen; schärfte ihm meiner Mutter heiligen Wahlspruch ein. Und wie hat er den ins Leben gesetzt!? Welche Anwendung macht er jetzt von meinem Noblesse oblige? —

„Ach wir blinden, ewigblinden Menschen, die wir uns bisweilen klug genug dünken, mithineinreden und wünschen zu wollen in den Lauf der Dinge! Welcher Segen, hätt' ich einst gehofft, müsse diesen Fluren zuströmen durch einen Gebieter, wie Hermann zu werden versprach; der keinen höheren Wunsch kannte, als hier leben, hier wirken zu dürfen, sei es

auch in beschränkten Verhältnissen, in untergeordneter Stellung? — Wohin ist es jetzt gekommen? — Und wohin wird es kommen, wenn er Herr heißt? Willkür und Habsucht werden hier walten; Pächter werden sich bereichern; Geld und wieder Geld wird die Losung sein; — und die Bewohner dieser Dörfer werden ihren Grafen nicht von Angesicht kennen. In die Fremde wird der Arme auf gutes Glück seine Bitten schicken müssen, braucht er Beistand und Rath. Leerstehen werden die Hallen dieses Schlosses das lange Jahr hindurch. Vielleicht auf kurze Tage wird bisweilen wildes Geräusch sie durchlärmen, wenn eine Schaar übermüthiger Müssiggänger den Besitzer begrüßt, der auf seinem Eigenthume selbst ein Gast, der im Auslande zu Hause ist. — Ha, da schaust Du wieder aus dem Alkoven heraus, Mathilde! — Wie? — ‚Wenn er Dein geworden wäre, Du hättest ihn festgehalten in diesem Paradiese?‘ — Ja, das glaub' ich Dir! Ich glaub's Dir . . . . Aber gönne mir Ruhe; steige nicht immer wieder vor mir auf, mich anzuklagen, weil Du ihn verlorst. Hab' ich ihn nicht auch verloren? Tröste Dich mit mir. Unser Hermann ist fort und wir sehen ihn nimmermehr wieder — Den Grafen Hermann Eichengrün, künftigen Majoratsherrn von Eichenau, den werde ich

jetzt in der Residenz bewundern, werde seine Besuche empfangen, werde über alles mit ihm reden, worüber eine alte Jungfer mit ihrem preiswürdigen Neffen zu reden pflegt, — nur über Dich nicht, Mathilde, nicht über Dein Herz, nicht über das meinige, — denn der ist nicht mehr unser Hermann!"

Hier unterbrach sie Niklas mit der Meldung, daß für gräfliche Gnaden aufgetragen sei.

„Man soll nichts verschwören," sagte sie, — und durch die geöffneten Thüren erscholl das Geschrei der Jagdgäste, die ihren Einzug hielten, — „man soll nichts verschwören; aber ich fürchte, dieß ist die letzte Mahlzeit, die ich im Schlosse meiner Väter einnehme."

Zwölftes Kapitel.

Wir lassen unsere würdige Stiftsdame mit ihrem Grame reisen, ohne ihr das Geleit zu geben. Können wir doch eben auch nichts beitragen, ihr vom ehemaligen Liebling bessere Kunde zu bringen. Denn was wir von ihm wissen, und bald auch dem Leser zu eröffnen verpflichtet sein werden, klingt noch viel, viel übler, als man aus vorigem Kapitel schließen sollte. Es wird ohnehin schon mancher, schon manche

ausgerufen haben: „Die gute Tante Barbara, die thut dem schönen, eleganten Grafen Hermann doch wohl zu viel? Wenn solch ein junger Herr sonst nichts böses thut, als daß er nicht zärtlich, nicht vertraulich genug mit seiner Tante ist! . . . . Er ist ja kein kleines Kind mehr! Unmöglich kann er ihr so umständliche Rechenschaft von jedem seiner Schritte ablegen. Das ist ein unbilliges Begehren von ihr. Gesteht sie doch selber zu, er sei artig und verbindlich, schreibe ihr lange Briefe! Gewiß ist's nicht so schlimm, wie sie's da aus ihrem alten Jungfernsitze betrachtet. Das Friedhain mag auch das rechte Klatschnest sein, wo soviel unverheiratete Damen beisammenstecken!" Und so weiter.

Geduld, schönste Leserin. Ich fürchte, Du wirst meine Tante Barbara bald um Verzeihung bitten müssen. Mir selbst ist es leid und geschieht mir wehe für unsern Hermann und ich bange gewissermaßen vor den Schilderungen, die ich von ihm zu entwerfen habe. Deßhalb will ich einen freien Augenblick, der uns vorher noch bleibt, schleunigst zu einem kleinen Ausfluge benützen, auf welchem die Leser mich vielleicht gern begleiten? Tante Barbara hat uns das holde Kind wieder in Erinnerung gebracht; wir müssen sehen, was aus Mathilden geworden ist?

Unsere letzten Nachrichten über sie empfingen wir durch Dore Puselmeyer, welcher ihre Freundin Pine den Namen des Städtchens verrathen hatte, wohin die Adresse des ‚Passagiergutes‘ überschrieben war. Behaupten wir auch nicht mit Doren, daß die Schülerin der prudentschen Erziehungsanstalt in gänzlich unkultivirte Gegenden geschleppt worden sei, so wollen wir doch eingestehen, daß der Weg von jenem Städtchen, durch welches die große Straße führt, und wo der Kondukteur den ihm anvertrauten zarten Schützling einem Posthalter überantworten mußte, nicht zu den vielbefahrenen gezählt werden darf. Er geht durch lange Wälder, an See und Moor vorüber, an Sumpf und Wiese, an Stock und Stein, — bisweilen auch durch und über letztere, — nur von Häusern ist nicht viel zu sehen, selten von Hütten, und was Begegnende betrifft, die dem Reisenden Unterhaltung, der Einförmigkeit Wechsel geben, so gehören sie, mit seltenen Ausnahmen, in das Reich vierbeiniger, oder geflügelter Waldbewohner. Ganz Unrecht hatte Dore Puselmeyer nicht. Und Mathilde würde bei ihrer Fahrt Todesangst ausgestanden haben, hätte nicht die Versicherung des Herrn Posthalters sie beruhiget, daß er den gnädigen Onkel sehr genau zu kennen die Ehre habe und ihr seinen zuverlässig-

sten Knecht mitgebe. Dieser Zuverlässigste sah nun freilich aus wie ein Räuber; war auch der deutschen Sprache nicht mächtig genug, einige an ihn gerichtete Fragen zu beantworten. Doch er ließ seine kleinen Litthauer munter laufen und brachte die Reisende rasch genug vorwärts.

Es kann wohl auf Erden kein schärferer Gegensatz ersonnen werden, als den ein junges Mädchen in solcher Lage an sich empfindet. Vor einigen Tagen wie ein kleines Kind belehrt, ermahnt, gescholten, beschränkt, überwacht, bevormundet, wegen jeden Blickes, jeder Regung zur Rechenschaft gezogen; — und heute, — drei Nächte auf dem Postwagen unter wildfremden Begleitern hinter sich, — im öden Walde, sich selbst und einem Fuhrmann überlassen, dem wahrscheinlich sehr gleichgiltig sein würde, was sie unternähme, oder was ihr widerführe, wenn er sie nur lebendig dort abliefert, wohin sein Herr es ihm befohlen hat.

Das Bewußtsein dieser Freiheit, dieser plötzlichen Selbstständigkeit machte sich bei Mathilden als solches nicht geltend. Es trat, wie begreiflich, bei ihr in Gestalt einer trostlosen Bangigkeit, eines öden, quälenden Alleinseins auf. Wie hätt' es anders sollen? Von frühster Kindheit an unter fremden Menschen;

nach der Trennung ihrer in Zwist lebenden Eltern fern von Vater und Mutter, den Ersteren gar nicht, die Letztere nur flüchtig durch kurze, hastige Besuche kennend; ohne wirkliche Heimat; ohne vertrauliche Freundschaft; stets in den Schleier eines Familiengeheimnisses verhüllt, aus dem sie nur schüchtern auf ihre Umgebungen blickte; allen Veränderungen, denen man ihre äußere Lage preisgegeben, immer wieder durch unerwartetes Einschreiten, durch scheinbar gewaltsamen Entschluß, ohne tiefere Nothwendigkeit unterworfen; so auch dießmal von Prudents weggerufen und auf die Post befördert, wie ein Frachtstück. . . . .

Was stand ihr nun bevor?

An einen Oheim gewiesen, an einen Bruder ihrer Mutter, den sie nie gesehen, von dem sie nie gehört, dessen Namen s i e aber, seltsam genug, führte?

Als Mathilde Freiin von Schmalkow war sie bei Prudents in die Pension getreten An ‚Hanns Freiherrn von Schmalkow auf Mühlhaus' lautete die Adresse des Briefes, den ihre Mutter (von deren Anwesenheit in der Residenz sie noch keine Ahnung gehabt) ihr eingehändiget, da sie bei Prudents erschien mit dem Befehle augenblicklicher Abreise. Auch in diese Namensverwirrung vermochte Mathilde keine Klarheit

zu bringen. Wenn der Mutter Bruder Schmalkow hieß, — wie hieß denn der Mutter geschiedener Gatte, ihr Vater? Schwebte ihr nicht aus erster Kinderzeit vor, daß sie anders genannt worden wären? Klang diese dunkle Erinnerung nicht wie ein Doppelname, der zwei Geschlechter in sich vereiniget hätte?

Und immer tiefer ging es in den finstern Wald, immer düst'rer wurde der Abend um sie her, immer dichter die Nacht in ihr.

Nur ein Bild zog leuchtend vor ihr her . . . . trug es nicht Hermann's Züge?

So ist sie denn spät vor das stille Gehöfte gelangt, vor dessen festverschlossenem Thore die Peitsche ihres Führers unzähligen Wiederhall aus allen Scheuern und Schuppen wachknallt, ehe der Wächter daraufachtet und, vom Gebell seiner Hunde begleitet, zu öffnen kommt. Die Herrschaft natürlich liegt längst in den Federn. Der brummige Mann will von nächtlichem Besuch eines unbekannten, einzeln daherfahrenden Mamsellchens nichts wissen. Er führt ein ermüdendes Gespräch mit ihrem Kutscher in einer Mundart, aus welcher nur abgesondert verständliche Worte sie überzeugen, daß dieser die Weisungen seines Herrn Posthalters festhält und ihre Rechte

tüchtig vertritt. Damit dringt er endlich durch, und es wird ihm gestattet am Wohnhause vorzufahren.

Ein Schlag an die eichene Thüre mit des Wächters Spieß — ein Aufblitzen schnellangezündeter Kerzen — eine Frage aus dem oben geöffneten Fenster — eine Antwort von unten: „Mathilde, die ihrem Oheim Hanns ein Schreiben seiner Schwester zu überbringen hat!“ — ein Schrei von innen: „Frau, steh' auf! Sie schickt mir das Kind!“ — und bald nachher das vereinsamte, fröstelnde Mädchen in den Armen zweier schon einwenig bejahrter, doch munterer Eheleute, die sie mit Liebkosungen fast ersticken . . .

Dieß war ihr erster Abend in Mühlhaus, und was dieser verhieß, hat sich mehr als reichlich erfüllt. Sie ist ihres Oheims Tochter, Frau Johanna ist ihre Mutter geworden. Kinderlos wie sie sind, wissen sie es ihrer Schwester und Schwägerin tausend Dank, daß sie ihnen gönnen wollte, was der Himmel versagte. Anfänglich bangten sie jedesmal, wenn ein seltener Brief den Weg zu ihnen fand, es könne abermals eine neue Veränderung für des Mädchens Existenz drohen. Doch als erst ein Jahr verging, als die Briefe dann aus immer größeren Entfernungen und längeren Zwischenräumen anlangten,

da beruhigte sich Baron Hanns nach und nach. Zur Zeit, wo wir uns jetzt befinden, hat er schon vergessen, daß ihm eine Schwester lebt, welche nähere Rechte auf Mathilden hat als er und seine Frau. Und Mathilde hat ihre Mutter schier vergessen, und die prudentsche Erziehungsanstalt, die ganze Residenz .... nur das kleine Kirchlein, umgeben von den Gräbern der Ertrunkenen, mag sie wohl noch nicht vergessen haben. Lag es doch an einem See! Und gibt es der Landseen um Mühlhaus doch soviele! Auch hübsche, junge Offiziere fehlen nicht in der Gegend; und hängen sie keine Miethszettel an Grabkreuze mit welken Kränzen, so sind sie doch sehr geneigt, frische Blumen in volle Sträuße zu winden, und diese der vollen, erblühenden Jungfrau darzureichen. Denn das ist Mathilde geworden, zur höchsten weiblichen Anmuth hat sich das liebliche Kind entwickelt; und blendet sie nicht durch Schönheit, so erwärmt sie durch Seele, Geist und Gemüth. Das entgeht auch den benachbarten Gutsbesitzern nicht, welche jetzt den Umgang mit Baron Schmalkow angelegentlichst suchen, nachdem sie ihn früher nur insoweit unterhielten, als die Gebräuche guter ländlicher Nachbarschaft mit sich bringen. — Was man Nachbarschaft in Gegenden

nennt, wo zwei Meilen mit Anhang bei gegenseitigen Einladungen für einen Katzensprung gelten. Ländlich, sittlich. Für die Dorfbewohner des deutschen Nordens gibt es ein anderes Maß, als für Villeninhaber am Komersee, oder für Landhausbesitzer, die von Wien mit der Eisenbahn nach Vöslau fahren. Jene haben ihre winterliche Geselligkeit im Schlitten, in Wolfs- und Bärenpelzen, durch Wälder, über knirschendes Eis sich zu erkämpfen, — und vielleicht erhöht die Mühe des Kampfes den Werth des Preises? Wenigstens waltete in den Kreisen, an denen die Schmalkow'schen theilnahmen, eine Gemüthlichkeit vor, die ich echt nordisch zu nennen pflege, und die sich zu der vielgepriesenen südlichen verhalten mag, wie — (wenn das Gleichniß sonst meinen Lesern nicht unpassend erscheinen will?) wie Deutschland zu Italien. Auch gestern hatte eine solche Zusammenkunft — ‚Kränzchen', oder vielmehr ‚Winterkränzchen' benannt, — die Familien von zehn bis zwölf Gutsbesitzern vereiniget; die meisten derselben hatten mehrere Gäste eingeführt; es war gespielt und getanzt worden; und Schmalkow's hatten erst bei Morgengrauen ihr Mühlhaus wiederbetreten, folglich lange geschlafen, aus Tag Nacht gemacht. Der Baron, Frau Johanna und Mathilde

saßen jetzt zu Dreien am Theetische, ihrer trauten Häuslichkeit Ruhe nach dem Trubel einer durchlärmten Nacht zwiefach schätzend und genießend. Doch erwies keins von den Dreien sich deßhalb undankbar. Jedes gestand willig, recht vergnügt gewesen zu sein: der Baron am Kartentische, die Baronin im belebten Gespräch, Mathilde beim Tanze, dessen Königin sie, wie immer und überall, gewesen. Man ließ noch einmal die Reihe ihrer vorzüglichsten Tänzer vorüberziehen. Baron Schmalkow hob einige heraus, mit denen ‚sein Töchterchen‘ besonders gern zu tanzen scheine, und deutete schließlich auf Einen hin, der unter diesen Einigen sich bemerkbar mache.

„Da bist Du links,“ sagte Frau Johanna; „Herr von Wahlen ist n u r Gutsbesitzer.“

„Dein ‚nur‘ ist verfänglich, mein Schatz. Hast Du nicht auch vorliebgenommen mit einem solchen Nur-Mann? Und was soll er denn sein, um Mathilden zu gefallen?“

„O er gefällt ihr schon! Sie nimmt seine Auszeichnungen artig und freundlich auf. Doch dabei hat es sein Bewenden, und sie thut nichts, was ihm auch im entferntesten Muth einflößen könnte, sich ihr weiter zu nähern, als die Tour gestattet, welche eben getanzt wird.“

„Ja, so ist es,“ versetzte Mathilde, „und aus guten Gründen. Herr von Wahlen hat meine ganze Hochachtung; deßhalb kann ich nicht zeitig genug verhindern, daß er mich in die traurige Nothwendigkeit bringe, ihm einen Korb zu geben, und sich selbst in die höchstbeschämende Erfahrung, dergleichen empfangen zu müssen.“

„Das heißt mit andern Worten: Du magst ihn nicht? So, so! Und wirklich, wie Mutterchen meint, weil er nur Gutsbesitzer ist? Das kann ich nicht glauben, denn ich bemerke nicht, daß Dir die Huldigungen der Herren Dragoneroffiziere tiefer zu Herzen gehen? Oder täusche ich mich darin?“

„Nein, lieber Onkel, gewiß nicht.“

„Von unsern hiesigen Offizieren will ich gar nichts gesagt haben,“ sprach Frau Johanna. „Ich dachte an die Residenz“ . . .

Mathilde warf über den glühenden Samowar hinweg einen so flehenden Blick auf die Sprechende, daß diese mitten im Reden innehielt und auflachte: „Ein Zwist um Kaisers Bart; Wahlen ist ja Offizier; er steht ja bei den Landwehruhlanen.“

Dieser glückliche Uebergang lenkte Schmalkow's Aufmerksamkeit von dem kitzlichen Punkte ab und gab dem Dreigespräch bald eine andere Richtung.

Die Landwehr, sein Steckenpferd, sobald Staatseinrichtungen durchgenommen worden, ritt ihn, — (wie denn Steckenpferde sich von lebendigen Rossen dadurch sehr unterscheiden, daß sie mehr den Reiter reiten, als von ihm geritten werden) — scharfen Trabes in die ‚neue Zeit,‘ deren leidenschaftlicher Anhänger Baron Schmalkow zu sein sich rühmte. Er las daneben viel, ging mit der Welt weiter, klebte nicht hartnäckig an Formen und predigte seinen mitunter kopfschüttelnden Nachbarn gern die Lehre vom Fortschritt, von der unausgesetzten Erziehung des Menschengeschlechtes, von den unerläßlichen Opfern, welche der Einzelne willig dem Gedeihen des Ganzen zu spenden habe, was er dann gewöhnlich mit dem kurzen, stets wiederkehrenden Satze belegte und in diesen zusammenfaßte: ‚Wo Holz gehackt wird, da fallen Späne.‘ Man ließ ihn reden und hörte ihn sogar nicht ungern, weil er unterrichtet, verständig, wohlmeinend war und — was die Hauptsache bleibt, — seine Opferfähigkeit bei jeglichem Anspruch, der an ihn gemacht wurde, durch bereitwillige Thaten erhärtete. Er galt für einen rechtschaffenen, tüchtigen Mann, — wenn er auch, setzten seine Freunde hinzu, ein etwas idealistischer Theoretiker ist.

Doch dieß war eine Abschweifung. Ich wollte

sagen: sein Steckenpferd ritt ihn in die ‚neue Zeit‘ oder richtiger in die alte, die er zu ihrem Nachtheil mit der neueren verglich. „Es wird besser," rief er wiederholt und bekräftigend aus, obgleich weder Mathilde, noch seine Frau ihm widersprachen; — „es wird besser, entschieden! Wenn ich mir noch die Junker meiner Zeit bedenke . . . da gab es Krautjunker, Jagdjunker, Stalljunker, Tanzjunker, Hofjunker, Spieljunker, und in der zuletzt erwähnten Spezies ging endlich das ganze genus auf! War das eine Junkerei! Na, ich will nicht behaupten, daß es nicht hier und da von all diesen Sorten noch recht muntere, wohlkonservirte Exemplare gäbe, . . . aber im allgemeinen hat's denn doch einen andern Zuschnitt bekommen! So ein Mensch wie der Wahlen, — das wäre ja vor dreißig, vierzig Jahren noch eine reine Unmöglichkeit gewesen. Gestern bei Herbstübungen wie ein Daus in seiner Eskadron, so drall und flott als nur der flotteste Gardeuhlan: — morgen draußen auf dem Felde hinter dem Pfluge her, und ein Wirth mit scharfem Blick und praktischer Hand, wie er im Buche steht! Mathilde, den solltest Du nehmen; da hast Du Nähr- und Wehrstand in einer Person, und was ihm vielleicht zum Lehrstand noch abginge, das brächtest Du mit ins

Haus, mein allerliebstes Professorchen. Hab' ich doch in den paar Jahren, die Du bei uns bist, auch allerlei von Dir gelernt."

„Und jetzt wird Dir mein Doziren schon lästig, und Onkel Hanns möchte mich weghaben? Wer soll Dir denn hernach die englischen Ausdrücke erklären, die Dich oft stutzig machen?"

„Du würdest mir gewaltig fehlen, wenn Wahlen Dich heimführte. Gewaltig, Mathilde! Ich entbehrte gewiß Deine Gegenwart in Mühlhaus ebenso schmerzlich, als ich herzlich Gott an jeglichem Tage bisher dafür gedankt habe, — und Deiner Frau Mutter auch, die durch den gesegneten Einfall, Dich mir anzuvertrauen, manchen schwarzen Strich, manches Notabene auf ihrem Schuldenregister bei mir ausgetilgt. Ich entbehrte Dich ungern, Mathilde, aber wenn's zu Deinem Glücke führte, entbehrte ich Dich gern. Stille, behagliche Verhältnisse, wie das unsrige hier, sind angenehm, sind wohlthuend. Doch darum dürfen sie ebenso wenig auf unveränderliche Dauer Anspruch machen, wie andere irdische Verhältnisse. Das Leben darf nicht stehenbleiben. Das Leben ist Fortschritt, immer Fortschritt. Ja sogar, wo des Todes Hand hineingreift, fördert sie den Fortschritt, indem sie neue Bahnen öffnet, zu rascherer Bewe-

gung antreibt. Damit Du die neue Bahn beschreitest, die der mannbaren Jungfrau gebührt, muß ich, müssen wir Dich verlieren. Ich bringe ein Opfer, ich bring' es willig. Nicht ohne Schmerz; ich weiß, was ich verliere, sonst wär' es kein Opfer. Wir werden Dich am Theetisch vermissen, Johanna und ich; wir werden vielleicht gähnend seufzen: ‚Ach, unser Tildchen' — Na, wo Holz gehackt wird, da fallen Späne!"

Dieses unausbleibliche Axiom gab allen ein erwünschtes Signal zum Lachen. Und Mathilde fuhr lachend fort: „Ihr sollt nicht gähnen, — wenigstens nicht, ehe der Wächter zehn Uhr gepfiffen."

„Ich will aber gähnen; es ist Zeit, daß Du einen Mann nimmst; es ist Zeit, daß Du Deinen eigenen Herd besorgst. Du sollst fort . . Du mußt fort, . . . über kurz oder lang geschieht es ja doch. Wer bürgt mir dafür, daß der Fortschritt falsch versteht und Dich, ehe wir's uns versehen, beim Kragen nimmt, um Dich wegzuführen über die große Salzpfütze, die sie Ozean nennen? Da wär's denn doch besser auf Wahlen's Gute; heißt freilich Seedorf, und liegt hinter dem See; doch das ist ein See ohne Falsch und Salz; friert im Winter zu, läßt sich im Sommer umfahren. Soll Onkel Dich ganz und gar

verlieren? Wär's wahr und wahrhaftig Ernst mit der Residenz, wie die da munkelt? Steckt etwa gar meine schwesterliche Liebe, Deine Frau Mama dazwischen? Sind Briefe gekommen, von denen ich nichts weiß?"

Mathilde machte erst eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe und schwieg dabei, wie jemand, der noch erwägt, ob er reden soll oder nicht? Dann aber auf einmal raffte sie sich auf und sagte: „Liebe Tante, es drückt mich schon lange, daß der Onkel nicht weiß, was ich Dir anvertraut habe. Zwar ist's eben nur ein Weibergeheimniß, und wird ihm sehr gleichgiltig, vielleicht nichtig erscheinen. Doch um zu vermeiden, daß sich Gespräche wiederholen, die dem heutigen gleichen, — wie wär's denn, wenn ich mein armes, kleines, ehrliches Herz vor ihm öffnete und es ihm vor Augen hielte, daß er darin lesen kann? Sieh', mein theurer Oheim und Vater Hanns, Deine Mathilde ist erst in Deiner Pflege und Kost, erst in Deines Landaufenthaltes reiner duftiger Luft zu einem so derben Mädel geworden, welches Du schmeichelnd eine mannbare Jungfrau nennst. Sie war ein verschmachtendes, kleines, dummes Ding, als des Posthalters brummiger Knecht sie Dir bei Nacht in den Hof brachte. Nun, so

klein und dumm sie Euch erschien, so kindisch sie vor Euch auftrat, hatte sie doch schon eine große Geschichte aufzuweisen, hatte schon ein tüchtiges Stück Leben durchgemacht. Sie hatte — gewähnt, geliebt zu sein; war vielleicht wirklich geliebt worden? Wird vielleicht noch geliebt? — Darüber vermag sie keine Auskunft zu geben, denn sie weiß nicht, hat der Geliebte sie aufgegeben, weil sein Gefühl nur ein oberflächliches, vorübergehendes, weil es mit üblen Absichten verknüpft gewesen? Oder ist er gezwungen worden, ihr zu entsagen, weil die Seinigen ihre Gewalt über ihn geltendmachten? — Gesprochen, von Mund zu Mund, hab' ich nie mit ihm — und seine Briefe sind plötzlich ausgeblieben, nachdem Tages zuvor eine ehrfurchtgebietende alte Dame bei meinen Erzieherinnen einen langen Besuch abgestattet. Sie hatte dafür verschiedene passend ersonnene Vorwände, doch die Aufmerksamkeit, wodurch sie mich auszeichnete, die Absichtlichkeit, womit sie sich mir näherte, setzten mir außer Zweifel, daß ihre Anwesenheit mir galt. Diese nämliche vornehme Frau, — wahrscheinlich ist es seine Mutter gewesen! — hat unsere Aufwärterin am Arme des Offiziers erblickt" . . . .

„Ein Offizier war es, der Dir so oft geschrieben?

Saubere Einrichtungen in den Mädcheninstituten der Residenz! Und Du kleiner Höllenbrand hast ihm wohl gar auf ein oder das andere Briefchen Antwort geschrieben?"

„Auf jeden, Onkelchen! Auf jeden seiner Briefe. O man hatte uns in den Lehrstunden, die dem guten Tone gewidmet waren, wohl unterrichtet, wie unartig es sei, Zuschriften unbeantwortet zu lassen. Brief für Brief, das versteht sich. Aber, — mache kein finster Gesicht, Onkel Hanns, — es versteht sich dabei, daß meiner Antworten keine abgesendet wurden. Sie liegen, wie sie geschrieben und gefaltet sind, neben ihren Schwestern; Pärchen bei Pärchen."

„Er hat nichts von Dir in Händen gehabt?"

„Nicht eine Zeile, nicht eine Silbe."

„So ist er abgesprungen, weil er nicht hoffte, nicht hoffen konnte! Wäre auch abgesprungen ohne alte ehrfurchtgebietende Damen, ohne Dazwischenkünfte, ohne Gewalt. Befremdet Dich das?"

„Es befremdete mich nicht. Es that mir ganz einfach wehe. Und da ich ihm nicht Unrecht zufügen will, so halt' ich mich lieber an den Glauben, er sei gezwungen worden, sich von mir loszusagen. Dieser Glaube paßt besser zu meinen Gefühlen. Denn ich wünsche, daß er fortfahre mich zu lieben, ganz

einfach deßhalb, weil ich nie aufhören werde ihn zu lieben."

„Mathilde, bist Du verrückt?"

„Nicht wahr, Onkel, das ist kein Fortschritt? Das ist ein recht altmodischer Stillstand?"

„Es gibt keinen Stillstand in der Welt. Ein Rückschritt ist's, und den halt' ich immer für verderblich. Er wird auch verderblich für Dich werden, wenn Du darauf beharrst. Bildest Dir ein, den jungen Laffen zu lieben, den Du nicht kennst, der Dich nicht kennt, der wahrscheinlich an Dich ebensooft denkt, wie an meine Johanna, die er nie gesehen hat? Wenn das nicht Kindereien sind! Wenn das nicht ein unnatürlicher Rückschritt ist, aus jungfräulicher, behaglicher, selbstbeschaulicher Gegenwart in die kindische, weinerliche, sentimentale, schülerhafte Vergangenheit zu trachten, mit der zu liebäugeln, die ja doch längst abgethan wäre, sollt' ich meinen? Dabei kommt nichts heraus, als verdorbene Gegenwart, unsichere Zukunft, verpfuschtes Leben."

„Was nennen Sie so? Wessen Leben gilt Ihnen für folgerechter, harmonischer in sich selbst: jenes der Leichtgesinnten, die mit dem Namen ihres Vielgeliebten im Herzen vor den Altar tritt, einem Andern die Hand reichend, seinen Namen zu tragen? Oder

jenes der Getreuen, die weder sich noch einen Freier täuschen mag, sondern jungfräulich-fest bei dem kindlichen Entschlusse ausharrt, ‚den oder keinen!‘ Und wenn sie's ernstlich durchführt, wem bringt das Schaden? Höchstens ihr. Ihr ganz allein. Den Ihrigen gewiß nicht. Wenn i ch's durchführe, den Meinigen gewiß nicht. Mutter fragt nicht nach mir — und meine Pflegeeltern sollen nie und nimmermehr darunter zu leiden haben, daß ich sitzen blieb. Die Launen einer alternden Jungfer will ich mir und Ihnen fernhalten. Will auch meines lieben Onkelchens Fortschritt fröhlich fördern helfen, — wenn ich nur bleiben darf, was ich bin.“

„Kein Mensch bleibt, was er ist. Wer nicht besser wird, muß schlechter werden. Es gibt keinen Stillstand. Auch im Grabe nicht. Reiner Unsinn, was sie schwatzen von der Ruh' im Sarge, unter der Erde. Kann i ch mich nicht mehr rühren, desto fleißiger rühren sich die kleinen ungebetenen Gäste und tragen mich wer weiß wohin? Was Du mit Dir vorhast, Mädel, ist ein Begräbniß bei lebendigem Leibe.“

„Gilt Ihnen Ihr Mühlhaus für eine Gruft? Mir gilt es für eine Stätte des Friedens, für ein heiliges Asyl, für einen Tempel, alter einfacher guter Sitte geweiht, belebt und erfrischt durch den reinen

Hauch geistigen Ahnens und Strebens. Es steht nicht allzufern vom Meere, liegt wie ein sicheres Eiland zwischen zwei Ozeanen: dort das Weltmeer mit seinen stürmischen Wogen, dort das Meer der Welt — auf beiden kann man Schiffbruch leiden. Da ist ein verlassenes Kind an dieß Eiland geschwommen . . . . daß es ein Kind war, ändert nichts in der Sache. Schon in jungen Jahren hat es sein Fahrzeug stranden sehen, und hat mit den Fluten gekämpft. Ihr nahmt es liebreich auf, habt es warmgebettet und sorgsam bekleidet. Die nassen Gewänder durft' es auf den Altar des Tempels legen. Sie sind verblichen und entfärbt, ihr Glanz ist geschwunden. Aber es sind noch dieselben, in denen bei warmer Mailuft, mit Blüten geschmückt, das Kind seine Reise begann. Ihm sind sie werth und lieb. Jedesmal, wenn der Sommer wiederkehrt, schmückt es die Pfänder seiner Treue, obgleich ihnen längst entwachsen, mit jungen Blumen, aus deren Düften die Vergangenheit flüstert. Laßt mir dieses bescheidene Glück; die Vergangenheit sei meine Zukunft— und meine Gegenwart gehört Euch!"

„Dringe nicht in sie," bat Frau Johanna; „mach' ihr den Kopf nicht wirblicht, Hanns. Wozu kann das frommen? Andern Sinnes wird sie nicht,

dazu ist ihr ganzes Naturell viel zu stählern und fest. Ihrer Mutter Kind ist sie nicht, wie ich Deine Schwester durch Dich kenne; da waltet des uns unbekannten Vaters ungebeugte Kraft. Quälen kannst Du sie mit Lehren und Bitten, daß sie am Ende gar aus dankbarer Liebe für Dich etwas äußerstes vollzöge. Aber das wäre keine That sanfter, gemilderter Ueberzeugung. Es wäre höchstens ein verzweifelter Sprung in die Tiefe, wo man lieber untergeht, als täglich und stündlich versagt. Nimm sie wie sie ist. Ich denke, sie ist auch so ganz annehmbar, und daß sie bei uns bleiben will, wird den Fortschritt der Menschheit nicht hemmen. Bin ich nicht auch geblieben in dieser engen Sphäre treu bei Dir? Kleb' ich nicht auch an der Scholle? Ward mir nicht auch versagt, dem fortschreitenden Leben zu folgen auf der Bahn, welche die Hausfrau, von unruhiger Nachkommenschaft umschwirrt, ins Reich der Zukunft leitet? Wir haben keine Kinder. Ich lebte nur für Dich. Ist mein Dasein darum ein verpfuschtes? Ich hoffe nicht. Laß' Mathilden für uns leben, wenn sie kein anderes Ziel sucht. Braven, wohlgesinnten Leuten wie wir ein gutes treues Kind sein, ihnen Ersatz, reichen Ersatz gewähren, ist auch ein Fortschritt zum guten; denn es ist der Himmel auf Erden. Den

hab' ich, seitdem ich sie habe. Und verlieren würd' ich ihn, müßt' ich sie verlieren, ohne den Trost, daß es ihr Herz ist, was sie von uns ruft. Nur in ihrem Glücke könnt' ich das meine wiederfinden."

„Du hast das rechte Wort getroffen, Tante Johanna. Ruf es dem eigensinnigen Oheim nur recht oft und laut in die Ohren, bis es sich Bahn gebrochen zu seinem Gefühl. Mein Glück und Euer Glück! Eins mit dem andern, keines ohne das andere, — und so bleib' es! Ich war elternlos, denn mein Vater war fern; von der Mutter geschieden, und die Mutter brauchte kein Kind. Ich aber hätte Eltern gebraucht, und Ihr sehntet Euch nach einer Tochter. Da kam es, wie es gekommen ist, und das wäre kein Fortschritt? Onkel Hanns, sei nicht undankbar gegen Gott. Ich segne mein Leid, weil es mich zu Euch führte. Gönne mir mein Leid, daß ich es segne und liebe! Den guten Wahlen laß' aus dem Spiele. Auf seiner Hochzeit versprech' ich Dir zu tanzen, eine Rose im Haar . . . nur keinen Myrthenkranz!"

„Werd' ihm selbst einen Fingerzeig geben, dem werthen jungen Nachbarn, damit er sein Pulver nicht unnütz verschieße und seine Zeit nicht versäume. Was bleibt mir sonst übrig? Bin ich doch vollständig zum Schweigen gebracht. Frau und Nichte gegen

mich verbunden; da heißt's, sich auf Gnade und Ungnade ergeben."

„Immer das Klügste, was ein Mann beginnen mag; und vollends bei so milden Siegerinnen, als wir sind, Tante Johanna und ich. Denn Tante geht für sich und ihre eigenen Interessen nie ins Gefecht, hat sich jetzt nur für mich gewehrt und prahlt nicht mit ihrem Siege. Und ich reiche dem glorreich Ueberwundenen, als Zeichen seiner ehrenvollen Niederlage und als Balsam für einige Verletzungen — gegenwärtigen Brief, den ich dem Postboten abgenommen, ehe wir zum Thee gingen, und bisher verheimlicht habe, damit er die Feier unseres Friedensfestes verherrliche. Ich kenne die Handschrift; er ist von Ihrem alten Freunde, dem Justizrath, aus der Residenz. Soll er ihn haben, Tante?"

„Ja, gib ihm sein Eigenthum; er hat sich's schwer verdient."

Baron Schmalkow ergriff das dicke Schreiben mit der Begierde eines Mannes, dem zwar in seiner selbstgewählten ländlichen Zurückgezogenheit sehr wohl ist, der aber doch immer gern in allerlei Verbindungen bleibt, durch welche ihm zukommt, was man die skandalöse Chronik nennt. Er gestand diese Schwäche ein: „Hab' ich doch, Gott sei's geklagt, früherhin manches

Kapitel dieser Chronik selbst verfassen helfen; liebe jetzt, wo ich ein solider Herr geworden bin, nachzulesen, was spätere Autoren darin leisten. Es gehört auch zum Fortschritt."

Seine Frau und Mathilde waren immer gern Zeugen, wenn er einen Brief des Justizrathes empfing und genoß. Sie richteten es jedesmal so ein, daß dieser Akt auf den Abend verschoben wurde, damit sie zusehen konnten, wie er Zeile für Zeile gleichsam schlürfte, bald lächelnd, bald die Stirn faltend, bald ein „Ha" — „Oh" — „dacht' ich's nicht?" — einschiebend, und mindestens einmal in lautes Gelächter ausbrechend, woran er sie nach Umständen auch theilnehmen ließ. Sie verhofften sich's heute wieder so, und diese Festlichkeit sollte den zu glücklicher Ausgleichung und Verständigung abgelaufenen Abend krönen. Denn Frau Johanna war, wie alle tüchtigen, redlichen Hausfrauen, eine Gönnerin und befördernde Erweckerin geselliger Scherze; und Mathilde, sammt ihrer nach elegischer Schwermuth klingenden Jugendliebe nichts weniger als eine larmoyante, oder gezierte Augenverdreherin. „Kann sich treue, stille Liebe nicht mit Heiterkeit vereinigen?" fragte sie. „Und muß denn, was sie *unglückliche* Liebe nennen, immer unglücklich *machen*? Wenn's *mich* nun *beglückt*,

sie mit mir umherzutragen, wie manche Mutter ihr krankes Kind trägt und dabei muntere Lieder singt? Weßhalb sollt' ich dieses meines Glückes nicht froh werden?"

— Gute Mathilde! Hast Du vielleicht unserem edlen deutschen Sänger Emanuel Geibel die Strophen diktirt, deren eine mit den Versen schließt:

'Doch die Thräne der Sehnsucht, entrollt sie auch heiß,
Ist süßer, als Lust, die von Liebe nichts weiß?'

— Onkel Hanns eröffnete, entfaltete die mehreren Blätter, legte sie ordentlich zurecht, nicht einem hastigen Verschlinger, sondern einem erfahrenen, genauen Leser gleich.

Der Eingang erregte kein erwartungsvolles Schmunzeln; dießmal hatte der Justizrath ernsthaft begonnen. Vielleicht ein neues Verfahren, dem Scherz eine dunkle Folie zu verleihen? Doch nein, — in dieser Hülle ist ganz und gar nichts vergnügendes gekommen. Das ist ein Brief, der Trauer kündet.

Von Satz zu Satz, von Seite zu Seite wird Schmalkow's Angesicht düsterer; kein freundlich Lächeln mehr birgt sich in irgendeiner Falte. Es ist nicht Gram, es ist nicht Schmerz, was sich auf diese Züge lagert. Nur ein würdiger, gehaltener Ernst, der sich immer mehr befestiget, und der, sobald das Auge des

Lesenden sich bisweilen vom Papiere ab nach Mathilden wendet, in — wenn man so sagen darf — kalte Rührung übergeht. Frau Johanna wechselt wohl mit Mathilden einige Blicke, die von ihrer Seite Ungeduld verrathen, die jedoch von jener so erwiedert werden, daß die Tante daraus entnehmen kann: wir dürfen ihn nicht unterbrechen! Nun lassen sie ihn bis zu Ende lesen. Als er die Blätter zusammenbiegt und einen Athemzug nimmt, wie man thut, ehe man etwas schweres von der Brust sprechen will, kommt ihm Mathilde zuvor und fragt in weichen, klangvollen Tönen: „Onkel Hanns, ist meine Mutter gestorben?“

„Meine Schwester lebt, sie läßt Dich grüßen,“ erwiedert der Baron.

„Nun dann weiß ich nicht?“ sagt Mathilde zu Frau Johanna gewendet.

„Deine Mutter,“ fährt Schmalkow ruhig fort, (aber ohne die geringste Bitterkeit, ohne eine Spur von Hohn,) „schreibt aus Italien an den Justizrath, der ihre Geschäfte ordnet. Sie hat ihm eine lange Liste von Aufträgen und Bestellungen gegeben. Das Weib ist unverwüstlich! Nebenbei hat sie ihm auch gemeldet, daß sie Witwe geworden.“

„Mein Vater todt?“ schrie Mathilde so heftig,

daß Frau Johanna und deren Gatte zugleich in die Höhe sprangen und sich ihr näherten, weil sie irgendeinen nervösen Anfall befürchteten. Doch derlei moderne Verbrämungen ihrer heftigsten Gemüthszustände kamen bei dieser gesunden, jeder Affektation unzugänglichen Natur niemals vor. Sie dankte beiden für die Sorgfalt, bat um Verzeihung sie unnütz erschreckt zu haben, und sagte dann, durch Thränen lächelnd: „Ihr müßt mich entschuldigen, es kam so unerwartet. Man hat stets vermieden, von meinem Vater mit mir zu sprechen, seiner kaum vor mir erwähnt; sogar Sie, lieber Oheim, schwiegen wo möglich von ihm, und entschlüpfte Ihnen eine Beziehung, so wurde sie gewiß rasch unterdrückt. Ich habe nichts von ihm gehört, hab' ihn nie gesehen, weiß nichts von ihm, als daß er von meiner Mutter getrennt lebte, — lange schon, — und eine schneidende, heisere Stimme flüsterte mir bisweilen in bangen Träumen zu, daß er die Schuld dieser Trennung nicht allein getragen. Nun vernehm' ich: dieser fremde Mann, der mein Vater gewesen, ist todt. Das ist mir ein neuer, peinlicher Gedanke. Ich dachte mir ihn oft, immer edel, schön, männlich; er gehörte mit zu den Gestalten, die auf Erden wandelnd, mit uns in geistiger Berührung stehen, obgleich wir nie

in persönliche mit ihnen kamen. Sein Leben, sein Glück, meine stille Verehrung für ihn, daß ich ihn in meine Gebete einschloß . . . dieß alles gehörte mit zu meiner Existenz. Die Nachricht seines Todes packt mich wie eine Kralle, die eine Wunde ins Herz gerissen hätte. Ich fühle schmerzhaft eine Lücke. Und soll ich vollkommen aufrichtig sein, so muß ich's Euch gestehen: kaum glaub' ich, daß meiner Mutter Tod, die ich doch kenne — und liebe, die mir umsoviel näher steht, mich so heftig erschüttert hätte! Rechenschaft kann ich über diesen seltsamen Widerspruch nicht ablegen; erklären kann ich ihn nicht. Aber da ist er, und stände meine Mutter vor mir, ich dürft' es ihr so wenig verbergen, als Euch."

Der Baron ergriff das Wort: „Ich bin Deiner Mutter Bruder, doch Johanna wird mir bezeugen, daß ich nie Partei genommen habe mit ihr gegen Deinen seligen Vater. Vielleicht wäre meine Schwester an der Seite eines andern Gemals glücklicher gewesen und hätte deßhalb auch glücklicher gemacht? Darüber will ich nicht urtheilen und stelle die Entscheidung einem höhern Richter anheim. Daß der Verstorbene alle Eigenschaften besaß, deren Verein einen herrlichen Menschen bildet, — ein Schurke wenn ich's ihm nicht ins Grab nachriefe!

Ja, Mathilde, Wahrheit über alles: Dein Ahnen trügt Dich nicht, Du bist eines trefflichen Mannes Kind. Und wenn er nach Deiner Geburt aus der Höhe, wozu der Himmel ihn berufen, herabstieg in niedere Sphären; wenn er sich selbst verlor und manche Schuld auf sein Haupt lud, . . . nun denn, er mußte dafür büßen, und nicht alles, was ihm von Buße auferlegt ward, hat er allein zu tragen verdient. Nein, die Last war nicht gerecht, sie war nicht gleichmäßig vertheilt. Es war ein jammervoller Beleg für die Gebrechlichkeit irdischer Gerichtspflege, daß er des Vaterrechtes auf Dich verlustig erklärt worden ist. — Heiße mich nicht schweigen, Johanna, ich hab' es ihr ins Gesicht gesagt. Oskar ist todt! Ehre den Todten! Weine um ihn, Mathilde, er war Deiner Zähren würdig."

„Habe Dank, guter Onkel," sagte sie; „schlafe wohl, Tante Johanna . . ."

„Du willst allein in Dein Zimmer gehen?" fragte die Baronin.

„Laßt mich. Laßt mich ruhig gehen. Ich will meinen Vater begraben."

Dreizehntes Kapitel.

Im Lehnstuhl fand Graf Theodor Eichengrün schon längst keine Erleichterung mehr. Die nagenden Schmerzen, welche mit langsamer, doch sicherer Gewalt sein Rückenmark verzehrten, waren nur zu ertragen und gestatteten ihm nur dann einige Herrschaft über sich selbst, wenn er, horizontal ausgestreckt, nicht, wie sonst, in den Armen des weichgepolsterten Fauteuils, sondern auf einem Kanapee lag, dessen Härte dem uns aus dieses Buches erstem Theile erinnerlichen Prachtmöbel der weiland Puselmeyerin wenig nachgab.

Wir finden ihn gegen Abend in seiner gewöhnlichen Lage, ruhig, fast unbeweglich, im saubersten Negligée, eine leichte seidene Decke über die Füße gebreitet, die vergoldeten Rosetten und Guirlanden im Plafond betrachtend, als verfolgte er heute zum erstenmale mit neugierigem Blicke die Phantasiestücke des Zimmermalers.

Die Fenster sind noch geöffnet. Laue Frühlingslüfte bringen herein und bringen Düfte mit, aber auch summendes Geräusch fernrasselnder Wagen und andern Straßenlärms, gedämpft durch hohe Häuser und Mauern, welche den abgeschlossenen Hofraum

umgeben. Unten in diesem regt sich nichts, außer dem Brunnen, der seine eintönige Melodie plätschert, und bisweilen wiehert ein Pferd im Stalle. In den Zweigen der Linden- und Kastanienbäume zwitschern unzählige Sperlinge. Es ist schon so dunkel geworden, daß der Kranke aufhören mußte zu lesen. Er hat das Buch auf den Stuhl neben sich gelegt und läßt nun von Zeit zu Zeit ein leises Wimmern vernehmen, das er aber sogleich unterdrückt, wenn Paul sich seinem Lager nähert.

Paul besorgt allerlei kleine Vorbereitungen für die Nacht, die ihn wohl nöthigen, hin- und her-, aus- und einzugehen. Aber strenggenommen geht er nicht; wenigstens scheint er nicht aufzutreten wie andere Menschen, deren Füße einen schweren Körper zu tragen haben. Er schwebt nur und bewegt sich wie Wesen vergeistigter Gattung. Man hört ihn nicht. Durch gesprochene Worte macht er sich nicht bemerkbar. Zwischen ihm und seinem Herrn waltet eine Zeichensprache, die beiden geläufig ist. Paul versichert den Aerzten, wenn sie das Vorzimmer verlassen, mit Zuversicht, er habe sich seit einem Jahre das Reden völlig abgewöhnt.

So bringt er auch jetzt seine Anfrage: ob die Lampen angezündet werden sollen? pantomimisch vor,

indem er mit ausgestrecktem Zeigefinger auf das zurückgelegte Buch und dann nach dem Fenster deutet, durch welches nur ein mattes Dämmerlicht ins Zimmer fällt.

„Warten“ — murmelt Theodor — und Paul ist verschwunden.

Es ist in der ganzen Residenz bekannt, daß Graf Eichengrün niemand bei sich sehen will. Die meisten seiner ‚Freunde‘ billigen diesen Eigensinn, weil er ihnen bequem ist. Sie würden es sehr lästig finden, ihrem ehemaligen Genossen wöchentlich einige Stunden zu widmen. Desto fleißiger fragen sie beim Grafen Hermann nach des älteren Bruders Befinden, tragen ihm ‚alles Schöne‘ für den Leidenden auf und ‚hoffen ihn recht bald wieder unter sich zu sehen.‘ Eine Hoffnung, über deren Richtigkeit kein Zweifel obwaltet, denn er gilt ja schon längst für einen Aufgegebenen.

Was Hermann für seinen Bruder thut, ist der Gegenstand allgemeiner Bewunderung, und geht wie ein Hymnus, ein Päan durch alle Salons. Daß Graf Eichengrün der Jüngere der liebenswürdigste, unwiderstehlichste, hinreißendste aller jungen Kavaliere des Landes sei, darüber waren die Damen einig, seitdem über den erstgeborenen Majoratserben von

Eichenau die Aerzte den Stab gebrochen. Daß er für den vielversprechendsten aller Aspiranten im Ministerium des Auswärtigen gelten dürfe, gaben sämmtliche höhere Staatsbeamte gern zu verstehen. Jetzt erhoben ihn auch die andern jungen Herren auf den Ehrenplatz bewundernswürdigster Bruderliebe und Aufopferung; denn es war kein Geheimniß mehr, daß er sich seit Jahresfrist nur deßhalb nirgend zeigte, nichts mehr ‚mitmachte,' sogar den Sport und die Huldigung der Schönheit vernachläſſigte, weil er, Nacht für Nacht beim Krankenlager des Sterbenden zubringend, denjenigen Theil des Tages, den er seinen Studien abstehlen konnte, nothdürftigstem Schlummer überließ, um sich nur aufrechtzuerhalten.

Und die öffentliche Stimme log nicht, ja sie übertrieb nicht einmal; sie verkündigte nur die reinste Wahrheit. Graf Hermann that mehr für seinen Bruder, als dieser je verlangt, oder gar erwartet hätte; that es, ohne Prätension, wie von den natürlichsten Gefühlen brüderlicher Liebe angetrieben.

Jede Anerkennung lehnte er mit der Aeußerung ab: so etwas verstünde sich ja von selbst und könne nicht anders sein.

Leicht war die Aufgabe nicht, welche bis ans Ende zu führen, der neue Diplomat sich vorgesetzt.

Theodor zeigte sich allen Anfällen von Rechthaberei und Streitlust unterworfen, denen verwöhnte Kranke, die weder durch Entbehrungen, noch durch Rücksichten auf ihre Umgebung beschränkt werden, so gerne unterliegen. Es gehörte viel Geduld dazu, im guten mit ihm durchzukommen. Diese Veränderung war scharf hervorgetreten von dem Tage an, wo der Kammerherr Baron Fach, plötzlich abgereiset, nur in einem Billetchen Lebewohl gesagt und den früher oft angedeuteten Entschluß durch die That besiegelt hatte: er wolle in der Fremde und allein sterben. Dieser Tag bildete einen Abschnitt für Theodor, der am liebsten seinen philosophischen Lehrer auch in dieser ‚Seelengröße‘ nachgeahmt hätte. Er versuchte wohl dergleichen und verschloß die Thüre sogar dem Bruder. Doch wie dieser sich nicht abweisen ließ, auf seine angeborenen Rechte pochend und endlich den zu diesem Zwecke aus Eichenau nach der Residenz berufenen Vater als Beistand mitbringend, da glaubte Paul nachgeben zu müssen — und der Kranke that es a u c h. Gleich nach des Vaters Rückreise, noch in heftiger Mißstimmung darüber, daß ihm Zwang auferlegt und er nach Eichenau transportirt werden sollte, erklärte er dem Bruder: nichts wirke feindseliger auf ihn, verschlimmere seinen Zustand fühlbarer, als Besuche im

Laufe des Tages. Deßhalb habe er sich mit dem Restchen Kraft, welches ihm noch geblieben, gegen Eichenau gestemmt, wo er dem Vater nicht hätte untersagen können, häufig auf Viertelstunden im Krankengemach einzusprechen. „Das stört mich nur,“ versicherte er, „bringt mich aus der stoischen Fassung, wonach ich strebe, und wie es mich aufregt und momentan zerstreut, solange die Gegenwart des Besuchenden mir die Pflicht auferlegt kommunikativ zu sein, so wirkt es desto häßlicher nach, wenn ich dann wieder allein bleibe. Sogar anziehende Lektüre befriediget mich dann nicht mehr. Wem ernstlich daran liegt, mir eine Wohlthat zu erweisen; wer nicht um der Leute und ihres Geredes willen, sondern aus menschlichem Erbarmen etwas für mich thun will, der überläßt mich den Tag über mir allein. Da reichen meine Augen aus, daß ich mich in erhabene Gedanken bedeutender Schriftsteller versenke, und zwischendurch findet sich ein Stündchen halben Schlummers, der betäubt und vielleicht sogar erquickt. Der Tag ist mir noch günstig genug. Nur die Nacht ist meine unerbittliche Feindin. Wer mir zur Seite bleiben will im Kampfe gegen sie und die ihr verbündeten Schreckgestalten — der ist mein Freund; den werd' ich als solchen anerkennen.“

Dieser Trumpf war nicht vergeblich ausgespielt worden; Hermann's Nächte gehörten von nun an seinem Bruder. —

Paul erwartet den Trostbringer, in dem er nicht nur des kranken Herrn Bundesgenossen wider die Grauen einer schlaflosen Nacht, — in dem er auch seinen eigenen künftigen Herrn erblickt, bereits mit Ungeduld. Die Dämmerung ist in Finsterniß übergegangen, die Glasfenster sind leise geschlossen worden, aber noch hat kein Licht gebracht werden dürfen. Und die Dunkelheit ist dem Diener fürchterlich, weil die Angst ihn peinigt, der Leidende werde in solch unbewachter Stunde einmal absterben, ohne sich zu melden. „Wenn man hernach zusieht, liegt eine Leiche da, — denn er macht nichts wie die Andern; er wird auch nicht verscheiden, wie's Brauch ist. Das hat er vom Kammerherrn gelernt!"

Gegen diesen hegte Paul einen ganz besonderen Groll, welchen die fast schon zur Gewißheit gewordene Muthmaßung seines in der Fremde erfolgten Todes nicht milderte. Theodor durfte das nicht wissen. Doch Hermann erhielt jedes Bulletin, wenn er sich's bei der Ankunft im Vorzimmer über den Stand der Krankheit und den Verlauf des Tages abstatten ließ, durchpfeffert von scharfen Bemerkun-

gen gegen den ‚transparenten Baron', die übrigens immer unerwiedert blieben. So auch heute.

Mit ihm zugleich kamen dann Paul und ein zweiter Diener mit Lampen, die auf verschiedene Tische so gestellt wurden, daß sie den Kranken nicht blenden konnten. Auf einen dritten Tisch wurden etliche Flaschen Wein, Rum, Wasser und andere Erfrischungen gesetzt. Dann begab sich Paul auf einige Stunden zur Ruhe — und die beiden Brüder blieben ohne Zeugen.

In solchen Nächten hatte Graf Theodor an Hermann's Erziehung vollendet, was etwa nach seiner Meinung noch daran fehlte. Das heißt, hatte jede Spur kindlichen Glaubens an die Menschen beseitiget und den jungen Mann gelehrt, nur an sich zu denken. Nicht etwa in dem niedrigen Sinne roher Genußsucht, die jeder Leidenschaft fröhnt, sondern mit jener raffinirten Besonnenheit, die berechnend abwägt, selbstsüchtig verfeinert, scharfsinnig kombinirt, den kalten Verstand zum Götzen, das warme Herz zum schweigsamen Tölpel macht, der sich nicht mehr regen darf, will er nicht verhöhnt werden. Diese geistreichen Irrlehren, des Kammerherrn testamentarische Offenbarung, würden auf den einstigen Anbeter Mathildens, — wie wenig diesem auch der

jetzige Hermann ähnlich sah, — doch keinenfalls so entschiedene Wirkung ausgeübt haben, hätte ihnen nicht die Kanzel, von der sie geprediget wurden, eine verhängnißvolle Weihe und Bedeutung ertheilt. Was der im sinnlichen Dasein nach eigenem Vergnügen und Wohlbehagen trachtende Sophist als unfehlbare Lebensweisheit anpreisen will, mag es noch so bestechend sein, kann tausendfältige Zweifel erregen; denn der Hörer fragt sich in Momenten, wo sein besserer Geist erwacht: wird diese Ansicht standhalten bis zu der letzten Stunde? Was aber ein Sterbender, dicht vor der schwarzen drohenden Kluft ewigen Verstummens, als sein Evangelium verficht, das muß denn doch erprobt und sicher sein? Und nun vollends, wenn es mit dem Akzente unerschütterlichster Ueberzeugung vorgetragen wird! Theodor glaubte an sich und sein künstlich aufgerichtetes Lehrgebäude. Hermann setzte einen Ehrenpunkt darein, ebenfalls zu glauben. — Wenn vollständiger Unglaube Glaube genannt werden darf?

Unter die eigenthümlichen Erscheinungen in Theodor's langwieriger Krankheit gehörte auch seine Fähigkeit, immer genau zu wissen, wie viel es an der Uhr sei, auch wenn er keine Glocken schlagen hörte und kein Zifferblatt sah. Seine Taschenuhr lag un-

berührt und unbenützt, solange schon als er nicht mehr ausgegangen war; und die berühmte große Wanduhr, dieses ‚eichenauer Familienstück‘ durfte nicht aufgezogen werden. Er hatte ausdrücklichen Befehl ertheilt, daß dieß alte Meisterwerk erst wieder in Gang gesetzt werden solle, um den Antritt des neuen Majoratserben mit seinen Klängen zu feiern.

Wie nun Hermann heute Abend zur hergebrachten Nachtwache sich einstellte, fragte ihm Theodor schon aus der Finsterniß entgegen: „Er habe hoffentlich angenehme Abhaltungen gehabt, die ihn veranlaßten, um eine halbe Stunde später zu kommen wie gewöhnlich?“

„Je nachdem, mein Theurer! Nach einem kurzen Spazierritt durch unser ins plumpste Deutsch übersetztes bois de Boulogne, wo ich im Vorüberreiten einige unvermeidliche Begegnungen mit zärtlichen Vorwürfen auszustehen und viel Staub zu verschlucken hatte, kam ich von jenen, wie von diesem gelangweilt in meinen vier Pfählen an, auf ein erfrischendes Bad und ein stärkendes Stündchen Schlaf rechnend; doch ich sollte nur das Erste und das nur zur Hälfte genießen; denn man brachte mir zwei Episteln, die rasche Antwort verlangten . . .“

„Verzeih', daß ich Dich unterbreche, Hermann. Ich ertappe Dich da zum zweitenmale auf einer mitleiderregenden Schwäche. Wie können Zuschriften einen Mann comme il faut in irgendeinem behaglichen Genusse stören? Den Schlingel, der mir mit Briefen kommt, wenn ich keine haben will, jag' ich kopfüber aus dem Dienste."

„Wenn sie nun aber dringend, wichtig sind?"

„Für denjenigen, der das Leben und der zu leben versteht, gibt es nichts wichtigeres als die Harmonie im eigenen Ich, die göttliche Ruhe, den eigentlichen Quietismus. Was diesen Zustand unterbrechen will, muß ferngehalten werden! Das ist die Hauptsache. Außerdem existirt nichts lächerlicheres, als der alberne Respekt, den die Leute vor ‚dringenden Briefen und nöthigen Antworten' hegen. Man habe nur muthige Konsequenz, alle Zuschriften, deren Athem nicht schon im voraus zur Eröffnung einladet, unentsiegelt liegen zu lassen; — ich besaß, da ich noch mit der Welt verkehrte, ein eigenes Behältniß dafür; — und nach Jahresverlauf, in müßiger Stunde überfliege man den Inhalt — . . . da wird sich zeigen, daß bereits alles erlediget ist durch die Zeit, durch sich selbst, durch das Glück, durch die Vergessenheit, durch den Tod."

„Ich bin vom besten Willen erfüllt, Deine Konsequenz auch zu der meinigen zu machen. Und ich bedauere, daß ich sie heute nicht wenigstens auf einen der beiden Briefe schon angewendet habe. Den andern konnt' ich freilich nicht ignoriren; er kam von unserer Tante Barbara."

„Was wünscht die Gute?"

„Zunächst: Dich wieder einmal zu sehen!"

„Will sie Vergleiche anstellen zwischen den Rapporten der Aerzte und meinem elenden Leichnam? Ich mag mich nicht tariren und das Datum der letzten Stunde auf Minuten vorherberechnen lassen. Sie weiß es; ich hab' es ihr freundlich und mit neffenhafter Submission auseinandergesetzt, da sie vorigen Herbst einrückte."

„Auch ich hab' es ihr heute zum zwanzigstenmale wiederholt und zugleich versprochen, morgen bei ihr aufzuwarten. Nach der Art, wie sie sich in letzter Zeit gegen mich benommen, war diese Konzession eine Schwäche, ich gesteh' es ein. Aber es ist nun geschehen. Ich hab' immer noch ein gewisses tendre für sie, aus der Knabenzeit."

„Ja, Ihr seid sehr intim gewesen, ich weiß es. Jeder Mensch muß seine Flegeljahre haben. Die meinigen inklinirten durchaus nicht zur Tantenver-

götterung. Ich habe sie stets vermieden, soviel sich's thun ließ, und sie war nicht ungehalten darüber. Wir stießen uns ab, und weil wir beide keine Anlagen zur Heuchelei besitzen, so sind wir uns gern ausgewichen. Wenn ich nicht sehr irre, verabscheut sie mich?"

„Ein Bißchen; doch nur, solange Du in brillantem Train für den künftigen Herrn von Eichenau galtest. Jetzt ist sie sehr mild für Dich gestimmt."

„Wohl aus Erkenntlichkeit, daß ich so gefällig bin, Dir Platz zu machen?"

„O ich stehe durchaus nicht mehr in Gnaden!"

„Und wie hast Du's verschüttet bei ihr?"

„Wer kann das bei alten Jungfern ergründen? Sind sie nicht tausend Launen unterworfen? Ich hab' es niemals an schuldigem Respekt fehlen lassen. Habe mich ihr sogar bei der bewußten prudentschen Kinderei noch religieusement subordinirt. — Wahrscheinlich wähnte sie, das solle so fortgehen? Sie hätte mich am liebsten in ihr Stift eingesperrt. Meine Selbstständigkeit hat sie verletzt. Und wohl auch . . ."

„Vollende nur: der vertraulichere Umgang mit mir und dem Baron? Nicht wahr? Wir dürfen ihr das nicht übeldeuten. Jeglich Wesen sieht die Welt

von seinem Standpunkt. Die Henne, welche zufällig ein Entenei ausgebrütet, rennt struppig vor Angst ums Ufer . . . der Seeadler schwebt über den Wogen und taucht in die schäumende Brandung! Die Henne achtet den Hofraum für die ganze Welt. Der Adler schaut hernieder aus der Vogelperspektive. Es gibt auch eine Kavalierperspektive. Ich hoffe, Dir das deutlich gemacht zu haben — doch von wem war jenes erste Billet, dessen Du erwähntest?"

„Ich schäme mich fast des Geständnisses — nicht daß ich es empfing, denn wer kann einer plantirten Schönen untersagen, Tinte und Papier zu verschwenden? — nur daß ich zwölf vollgekritzelte Seiten mit vieren erwiederte."

„Also von Gräfin Seraphine?"

„Von wem sonst?"

„Und sie gibt sich immer noch nicht zugute? Es hat etwas rührendes . . . wenn man die innersten Triebfedern nicht schärfer untersucht. Aber sie muß doch auch nebenbei noch stupider sein, als ich sie gehalten, wenn sie sich den geringsten Erfolg von ihrer griffonnage verspricht?"

„Sie hat ein gutes Gedächtniß, Theodor! Wie denn im allgemeinen die Weiber damit gesegnet sind. Hast Du je von einer Aktrice gehört, der eine Silbe

in der längsten Rolle mangelte, während die besten Akteurs den Kasten des Einbläsers sorglich im Auge halten? Nun erst in eigenen Liebesangelegenheiten; Seraphine wird nie vergessen, daß Depit und Wuth mich, den Neuling, ihr zuführten, nachdem die Stjernholm ein halbes Jahr hindurch mich und Euch — (ich meine Dich und den Baron) — an der Nase herumgeführt, — zu welchen Zwecken ist mir heute noch nicht klar. Ein Naturkind wie ich damals war, weinte ich meinen Zorn bei ihr aus, und glaubte mich an der Stjernholm gründlich zu rächen, wenn ich der Gräfin Schwüre that, die über die Sterne hinaufreichten. Die hört sie noch! Daß ich seitdem, in vielen Feuern durchglüht, so ziemlich kaltgeworden bin, daran will sie nicht denken, das will sie nicht gelten lassen. Sie erinnert sich nur jener Versicherungen: sie sei meine erste Liebe . . . . und da hat sie poetische Märchen gehört: erste Liebe könne schlummern, doch nie sterben; könne erkalten, doch nie erlöschen! Nun ruft sie — nun facht sie an. Doch es wird ennuyant und ich habe ihr heute des breiteren auseinandergesetzt, wie, warum, weßhalb und so weiter. Ich hoffe, sie steckt meine confessions nicht an den Spiegel?“

„Das nicht; aber sie schreibt Dir morgen

wieder. Und bist Du heute mit zwölf Seiten durchgekommen, so mache Dich morgen auf vierundzwanzig gefaßt."

„Wird uneröffnet zurückgesendet."

„Natürlich. Sonst ist kein Ende abzusehen. — Bist Du jetzt ganz frei? Gar kein Verhältniß?"

„Nicht das geringste. Nicht die leiseste Anmahnung dazu. Die Weiber sind mir vollkommen gleichgiltig."

„Erlaube mir, daß ich Dir dazu aufrichtig Glück wünsche. Erst wenn man diese beunruhigende Lebensepoche hinter sich hat, beginnt das wahre Leben. Man kann gar nicht zeitig genug damit fertigwerden, und Dir ist nachzurühmen, daß Du nicht unnütz gezögert hast. Wohl bist Du noch verzweifelt jung und Rückfällen ausgesetzt."

„Schwerlich. Ich mag mich umschauen wie ich will, mich fesselt nichts, mich reizt nichts mehr. Eine Empfindung, die des Knaben Herz erfüllte, kann nicht mehr wiederkehren, denn der Knabe ist kein Knabe geblieben, und das Herz, — nun wir wissen ja, was von diesem vielbeliebten, vielbelobten, lästigen und vorwitzigen Fleischklümpchen zu halten ist. Das wäre beseitigt. Die andere aber — weniger Empfindung, als eine Kaprice, würde sich

vielleicht meiner noch einmal bemächtigen, wenn ihr Gegenstand sich wieder zeigte?“

„Du meinst unsere Freundin Stjernholm?“

„Ich meine meine schöne, eigensinnige, unerklärliche Feindin Stjernholm; das einzige Weib, welches einigen Werth für mich hätte, — wahrscheinlich, weil ich es das Einzige fand, welches mir entschieden Trotz geboten. Alle übrigen Namen, alle ‚-inen, -oren, -alien und -unden‘ sind mir bis auf den letzten Nachhall in Rauch und Luft aufgegangen; nur diese — diese — ah, das ist doch bezeichnend; Seraphinen, Auroren, Eulalien, Rosamunden hab’ ich am Schnürchen, nur der Stjernholm ihren Taufnamen weiß ich nicht zu nennen!“

„Allerdings ist das sehr bezeichnend; sowohl für Deine Neigungen zu ihr, wie für sie im Vergleich zu andern Schönen. Sie ist eben eine Frau, die man niemals mit ihrem Taufnamen, noch weniger mit einer liebkosenden Umgestaltung anzureden wagen würde. Auch der beglückte Liebhaber könnte sie nicht anders nennen, als Baronin Stjernholm. Jedenfalls hüte Dich vor ihr.“

„Sie ist weit von hier!“

„Nicht für immer. Sobald Baron Stjernholm die Gefälligkeit hat, sie zur Witwe zu machen, wozu

schon vor einigen Jahren Aussichten gewesen sein sollen, siehst Du sie unfehlbar hier, den nie aus den Augen gelassenen Plan verfolgend."

„Des Prinzen morganatische Gemalin zu werden?"

„Und ich glaube, sie setzt es durch. Der Prinz liebt sie leidenschaftlich, und sie hat es verstanden, dieser Flamme durch Zurückhaltung Dauer zu verleihen. Nur weil sie dieses Ziel festhielt, schlug sie Deine Angriffe zurück. Jetzt darfst Du's hören, sie hat's mir und dem Baron deutsch gesagt, oder vielmehr französisch; solche Sachen sagt man immer französisch."

Hermann nahm ein Glas Wein, leerte es auf einen Schluck, setzte sich wieder und murmelte: „Kleinliche Pedanterie! Ich hätte ihr eine höhere Weltanschauung zugetraut."

Theodor entschuldigte sie: „Ich bin nicht abgeneigt, ihr Benehmen zu billigen. Sie kannte Dich nicht genug, um Deiner Diskretion völlig gewiß zu sein; und sogar ich konnte nicht als sicherer Bürge für Dich eintreten. Was wußten wir eigentlich von Dir, als daß Du, zwar mein Bruder, aber darum nicht minder ein wunderhübscher, nach Abenteuern dürstender, mit dem Thränenthau erster Liebe

getaufter, unerzogener Lieutenant warst? Solche Herrchen plaudern viel, wenn ihrer einige beisammen sind."

„Was hat's ihr geholfen? Den Gerüchten, die über sie im Umlauf waren, ließ sich der Mund doch nicht zubinden."

„Ha, welch ein Unterschied! Merke Dir das ein- für allemal, Hermann: Gerüchte, die eben nur Gerüchte bleiben, die keinen Kern, keinen soliden Grund haben, mögen sie noch so weit getragen werden, zerfallen in nichts, lösen sich in leeren Schaum wieder auf, woraus sie entstanden. Mögen Bosheit, Verleumdung, Neid sie mit giftigem Athem aufblasen; mögen absichtliche Medisance und inoffensive Klatscherei ihre Freude daran haben; — sie dauern nicht. Es fehlt ihnen die eigentliche Lebensfähigkeit. Sie schmelzen hin wie Aprilschnee. Ganz anders steht's um die üble Nachrede bei Ereignissen, die in Wahrheit geschehen sind. Diese hat Bestand; sie frißt sich ein wie Rost und beschädiget auch Stahl und Eisen. Ich habe oft darüber nachgesonnen; — erklären läßt sich's nicht; doch es ist so. Alle Verehrung für Beaumarchais und seinen charmanten italienischen Singmeister, dessen Apologie der Verleumdung der Schwan von Pesaro mit bezaubernden Tonanschwellungen beflügelt hat, . . . ich leugne die

Wirkungen der Verleumdung ab, wenn sie Unschuldigen zugedacht sind. Die Stjernholm kann als eklatantes Beispiel gelten. Die ganze Welt verbreitete damals mit Wonne, daß Du von ihr begünstiget seist; — und frage heute die ganze Welt, Mann für Mann, Frau für Frau, im Vertrauen um ihre Meinung? Alle werden Dir eingestehen, daß sie nicht ein Wort davon für wahr halten. Von Deinen: „-inen, -eren, -alien und -unden' würd' ich Dir nicht rathen, das Nämliche zu versuchen. Man thut überhaupt der Gesellschaft Unrecht, wenn man sie en bloc für bornirt verkaufen will. Sie ist im Gegentheil intelligent, hat Divinationsvermögen, und dieselben Personen, von denen vielleicht die größere Hälfte vereinzelt recht albern erscheinen wird, entwickelt zu Tausenden Geist und richtigen Takt. Nicht mit Unrecht heißt sie die gute Gesellschaft. Sie könnte mitunter besser sein, die beste bleibt sie deßhalb doch. Und lästert Göthe, sie habe ihm zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gegeben, so lügt er wie ein rechter Dichter in seinen Hals hinein. Was würde denn aus seinem Wilhelm Meister ohne diese verachtete gute Gesellschaft? Á propos de Göthe, reiche mir auch ein Glas Wein. Als ich Dich trinken sah, verspürte ich eine lange nicht bemerkte Lust danach."

„Ist's Dir nicht schädlich?“

„Was denkst Du bei dieser Frage, mein Freund? Fällt Dir nicht die Geschichte vom Verurtheilten ein, der auf dem Wege zum Schaffot um einen Mantel bat, damit er sich im Herbstnebel nicht den Schnupfen hole? Fülle nur das Glas bis zum Rande; mir schadet's nicht mehr. Und heute schon gar nicht. Du mußt ja längst bemerkt haben, daß ich wie neugeboren bin, daß ich schwatze wie ein Gesunder. Ich kann Dir's auch eingestehen, ich befinde mich sehr wohl — verhältnißmäßig. Weder um einen Hofball zu besuchen, noch um mit Dir Wette zu reiten; — aber dennoch sehr wohl, ‚den Umständen angemessen,‘ wie es bei hohen Wöchnerinnen heißt. Fast ganz schmerzlos. Und das will 'was sagen. Wenn nach Mitternacht der Teufel nicht wiederzubohren beginnt, so entlaß' ich Dich, und versuche zu schlafen. Nun, erschrick nur nicht. Wahrscheinlich hast Du auch gelesen und gehört, daß bei Leuten meines Schlages die Schmerzlosigkeit ein unverkennbarer Vorbote herannahenden Todes ist? Wohlverstanden: Schmerzlosigkeit. Bei der bin ich noch nicht. Gänzlich aufgehoben ist die Tortur keinesweges. Nur etwelche Schrauben wurden heute Nacht minder scharf angezogen — es ist immer etwas. ‚Autant de prix

sur l'ennemi', pflegte der Baron zu — singen. — Er sang sehr hübsch der Baron, — der Kammerherr, mein' ich. Hast Du ihn singen hören?"

„Niemals!"

„Ich auch nicht; bei Lebzeiten nie. Seitdem er todt ist, hör' ich ihn — aus der Ferne. Oft gibt er sich Mühe — mich in Schlaf . . . . heute wird's ihm — gelingen." —

Hermann beugte sich über seinen Bruder und überzeugte sich, daß dieser wirklich eingeschlummert war. „Nun," sagte er, „nach Hause gehen will ich nicht; aber seinen Vorschlag, den versäumten Abendschlaf nachzuholen, will ich befolgen. Ich fühlte mich lange nicht besser disponirt dazu."

Er zog sein Kleid ab, hüllte sich in einen der Teppiche, welche über die Möbeln gebreitet lagen, und streckte sich auf seines Bruders leeres, wer weiß seit wann nicht benütztes Bett. Um seiner Sache recht gewiß zu sein, fragte er noch einmal laut: „Schläfst Du, Theodor?" Und als er darauf nur ein tiefes regelmäßiges Athemholen zur Antwort empfing, so überließ er sich auch dem ersehnten Schlafe. Eben schlug es auf dem fernen Kirchthurme Mitternacht, und die dumpfen Klänge der Geisterstunde summten ihn ein. Beim zwölften schlief er schon fest, doch

nicht angenehm. Die Schläge der Glocke nahmen für ihn kein Ende; eintönig und einförmig zitterten sie fort durch die Nacht, und schlafend mußte er sie abzählen, er mochte wollen oder nicht. Dabei störte ihn eine Vision. Am Fuße des Bettes wähnte er Mathilden vor sich stehen zu sehen, ihm unzweifelhaft erkennbar, obgleich entstellt, denn ihren Kopf bildete eine Flamme, und wie diese emporflackerte oder sank, trat des vergessenen Mädchens Gesicht mehr oder minder hell in seinen Traum. Das dauerte so fort: die Flamme hörte nicht auf zu erlöschen und wieder aufzusteigen, die Mitternachtsstunde hörte nicht auf vom Thurme zu schlagen, und Hermann gab sich Mühe, den Traum abzuschütteln, den er als solchen erkannte, indem er ausrief: „Will sich denn keiner von allen, die schon im Sarge liegen, erbarmen, die Flamme zu löschen, die Glocke zum Schweigen zu bringen?“ — „Ich thu' es schon!“ antwortete eine Stimme, die wie seines Bruders klang. Und nun erwachte er und sah deutlich, wie Theodor, der ja nicht zwei Schritte ungestützt machen konnte, nach dem Tische am Fuße des Bettes schwankte, die große Lampe, die da übel qualmte, ausdrehte; — dann im Halbdunkel die kleinere Lampe erreichte . . . . darauf wurd' es ganz finster.

Hermann wollte das Bleigewicht der ersten schweren Schlafstunde von seinen Gliedern streifen, — wollte aufspringen, — er war wie gelähmt. Nur mit höchster Anstrengung brachte er heraus: „Theodor, warst Du das?“ — Tiefe Stille! Auch die Thurmglocke spukte nicht mehr. Jetzt war er sicher, daß er wache. Er erhob sich, tappte sich zu Theodor's Lager . . . . der nämliche gleichmäßige Athemgang des Schlafenden!

„Welch ein verrückter Traum: die Lampen hatten nicht Oel genug, sie sind langsam verglommen, der häßliche Dunst hat mir den süßen Schlummer gestohlen. — Wie man dumm ist, so halbverschlafen! Sah' ich doch meinen armen Theodor sich von einem Ende des Zimmers zum andern schleppen? Und hätte darauf geschworen, daß ich recht gesehen, läge er nicht, wie ich ihn vor einer Stunde verließ, unbeweglich und schmerzlos. Nun, es ist ihm zu gönnen — und mir auch, daß wir eine Nacht schlafen.“

Dießmal wurd' es Ernst. Hermann, darangewöhnt, ohne Nachtlicht zu sein, hatte seinem Bruder früher schon erzählt, daß er nur in vollständiger Dunkelheit den festen, wahrhafterquickenden Zustand genieße, der so ganz von äußerem Leben abtrennt.

‚Nicht Kanonenschüsse, dicht vor meinen Ohren gelöset, würden mich dann erwecken,‘ hatte er versichert.

Was an dieser Versicherung hyperbolisch sei, wollte Theodor jetzt erproben. Denn dieser dachte an keinen andern Schlaf, als nur an den allerletzten, dessen Nähe er fühlte und bei dessen Antritt er keine Zeugen haben wollte: ‚Sie sollen nicht sehen, wie sich mein Antlitz vielleicht verzerrt? Es ist ignoble den Umstehenden Gesichter zu schneiden. Ein wahrer gentleman wird mit Anstand sterben, — oder gar nicht; das heißt, er wird niemand zusehen lassen, wofern er, der Natur seines Uebels gemäß, nicht gutstehen kann für sich.‘ Diese Aeußerungen hatte Graf Theodor oft genug vom Baron Fach vernommen, um ihren Sinn sich anzueignen. Mit bewundernswerther Willenskraft beherrschte er sich solange, bis er sich überzeugt, daß sein Bruder nun ‚kanonenfest‘ sei. Er brüllte mit schmerzhafter Wuth Hermann's Namen — Hermann regte sich nicht. Nun ging das Gebrüll aus dem zweisilbigen Namensrufe in einen langgezogenen, unartikulirten Jammerschrei über, dessen Ausbruch sogar bis in Pauls Gemach hinüberdrang und diesen aufschreckte. Doch ihm war einmal anbefohlen, nicht bei seinem Herrn zu erscheinen, wenn die Brüder ihre ‚Nachtsitzung‘ hatten, und er wendete

sich, der ‚Ablösung‘ gewärtig, im Bette um, zog die Decke über die Ohren und murmelte: „Mögen sie sehen, wie sie miteinander durchkommen!“ Daß ein Lebender diese Klagen eines Sterbenden nahebei verschlafen könne, hielt Paul für unmöglich.

Erst nachdem die Morgenstunde, wo der jüngere Graf zu scheiden und seinen Bruder des Kammerdieners Obhut wieder zu übergeben pflegte, längst vorüber war, entschloß dieser sich, zum Rechten zu sehen. Er lauschte an der Thüre. Tiefes Schweigen. „Der Anfall ist glücklich vorbei,“ sagte er getröstet und wollte öffnen, da ließ der Lakai eine alte Dame ins Vorzimmer. Paul wendete sich nach jener um, — es war Tante Barbara.

Paul, der sich von ihr nicht begünstiget weiß, trotzdem aber dieser nächsten weiblichen Verwandten seines Herrn eine ihm selbst imponirende widerwillige Ehrfurcht zollt, empfängt sie mit unverholenem Staunen. Denn als sie vor sechs Monaten diese Räume verließ, hatte sie ihm gesagt: ‚Euer Graf will mich nicht haben, ich belästige ihn. Folglich sehen wir uns erst wieder, wenn ich komme, ihm die Augen zuzudrücken; dazu ist eine alte Tante noch gut genug.‘

Dieses Scheidegrußes erinnert sich Paul augenblicklich bei der Gräfin jetzigem Erscheinen zu

solch frühzeitiger Morgenstunde und stammelt ihr etwas entgegen, wodurch er sein Befremden kundgeben will.

Sie sagt nur: „Ist's schon vorbei?“ Und als er entgegnet: „Sie schlafen sehr gut! Beide!“ — läßt sie sich auf keine weiteren Erörterungen mehr ein, geht vorwärts und er folgt ihr.

Sie wirft einen flüchtigen Seitenblick auf Hermann, ohne am Bette zu verweilen, auf welchem dieser noch unbeweglich liegt.

„Der schläft!?“ sagt sie, schmerzlich erstaunt. Dann reißt sie die Fenstergardinen auf und tritt zu Theodor's harter Lagerstätte.

„Der auch — aber einen andern Schlaf!“ Und sie taucht ihr Taschentuch in ein Wasserglas auf dem Büffet, schließt dem Todten die Augenlider, bedeckt sie mit dem angefeuchteten Tuche, läßt die Hand daraufruhen und fragt: „Wann ist er gestorben, Kammerdiener?“

„Ich weiß es nicht, — ich wußte nicht, daß er todt ist, — ich glaubte, er schliefe recht sanft . . . . mir war untersagt . . . .“

„Schon gut. Wecken Sie Graf Hermann. Es ist unschicklich neben des Bruders Leiche zu schlafen, wie wenn man vom Balle käme.“

Paul näherte sich sehr bestürzt dem jetzigen Majoratserben und wagte verschiedene schüchterne Versuche, die ohne Wirkung blieben.

„So hat er denn seinen Willen gehabt, der schroffe unzugängliche Sophist, der kalte eiserne Rechthaber! Ist allein gestorben, ohne letztes Wort, ohne ‚Gott segne Euch‘ an die Umstehenden. Gott sei Dir gnädig, ältester Sohn meines Bruders. Wir liebten uns nicht, dennoch versag' ich Deinem Andenken meine Achtung auch nicht. Du warst ein Charakter, — wenngleich kein angenehmer. Aber der da — nun, ist er nicht zu erwecken?“

„Da wäre, Gott verzeih' mir die Sünde, eher mein verstorbener wieder zu ermuntern, als der junge Herr hier? So 'was von Schlaf hab' ich noch nie erlebt, gnädige Gräfin!“

Sie ging zum Bette und betrachtete den Schläfer! Die Hand, die sie schon ergriffen, um durch ihr Schütteln ihn zu sich bringen, ließ sie wieder los. Sie versenkte sich in die freundlichen, anmuthigen Züge dieses Angesichtes. Ach, es glich ja dem Hermann, den sie so liebgehabt. Es lächelte so kindlich, wie einst in Eichenau. Da war auch nicht eine Spur jener glatten, weltmännischen Theilnahmlosigkeit, jener gelangweilten Apathie zu finden, womit

er seine gute Tante abzuschrecken erlernt hatte. Da war wieder der alte treue Hermann ....

Und während Paul sich bei der Leiche zu thun machte, flüsterte Tante Barbara dem Schlafenden zu: „Bleibe so! Bringe, was Du jetzt träumen magst, bringe die Wärme Deines Gefühls, die Reinheit Deiner Seele mit ins Leben, in die Wirklichkeit! Lächle mich an, wie Du jetzt lächelst" ...

Ein Posthorn schmetterte durch den Hofraum.

„Es ist der Graf, mein Bruder," sagte sie; „geht ihm entgegen, haltet ihn zurück." —

Paul eilte hinaus.

Tante Barbara neigte sich an Hermann's Ohr: „Noblesse oblige," flüsterte sie ihm zu.

Er fuhr plötzlich auf: „Tante Barbara?" rief er, noch schlaftrunken, und breitete beide Arme aus, sie zu umschlingen. Beinah wäre sie der süßen Täuschung unterlegen. Doch schon sammelte er sich zu staunendem Befremden, ließ die Arme wieder sinken und fragte gemessen: „Was bedeutet Deine Anwesenheit?"

„Wir sind in einer Todtenkammer," sagte sie ernst. „Raffe Dich zusammen; ich gehe Deinen Vater zu empfangen." —

Hermann blieb allein bei der Leiche zurück. Er

kleidete sich, so sorgfältig als die Hast ihm gestattete, rief sich dabei die Eindrücke der vergangenen Nacht zurück und bemühte sich, seine Gedanken einigermaßen zu ordnen. — Wann war Theodor gestorben? Sollte die wunderliche Erscheinung, die Hermann nur mit offenen Augen geträumt zu haben glaubte, des Bruders unerwartet raschen Tod bedeutet und verkündiget haben? Unmöglich! Nach dem Erlöschen der Lampen hatte er sich ja, obwohl im Dunkel, doch durchs Gehör überzeugt, daß der Kranke ruhig athme; und das konnte kein wacher Traum mehr gewesen sein, denn er besann sich ja deutlich, in welcher Absicht er aufgestanden und sich jenem genähert habe! Der Tod hatte also erst gegen Morgen stattgefunden? — War es denn auch in Wahrheit der Tod, der diesen vor wenigen Stunden noch so beredten Mund geschlossen? — Ja, das ist der kalte, gewaltige, unerbittliche Vollstrecker des ewigen Gesetzes, dem alles unterliegt, was sterblich heißt. Ja, diese Glieder werden sich nicht mehr bewegen, um diese Lippen wird kein sarkastisches Lächeln mehr zukken, wenn Graf Hermann ‚sich selbst vergißt und auf Augenblicke in seine Naturepoche' zurückfällt. Graf Theodor ist todt und ewiges Schweigen ist ihm auferlegt . . . .

Draußen hörte man schon Graf Ulrich mit Schwester Barbara streiten. Er wollte den Eingang erzwingen; sie gab sich Mühe, ihn noch aufzuhalten, bis der jüngere Sohn sich dem Vater vorstelle.

Hermann legte noch einmal seine Finger an des Verstorbenen Arm, den Schlag eines Pulses zu suchen, der sich nicht mehr finden ließ. Die Hand des Todten war schon kalt. Er drückte sie, holte tief Athem, . . . doch als er fühlte, daß er weichwerden wolle, riß er sich heftig von dem Anblicke los: „Wenn Theodor mich sähe, würd' er mich auslachen. Was ist's weiter? Heute Dir, morgen mir! — Jetzt gilt es, der armen Tante Hilfe zu leisten beim Empfange des Vaters!" —

Dieser rief seinem Sohne entgegen: „Mein Einziger! Jetzt der einzige Erbe unseres Namens und Besitzes! Wie soll ich Dir danken und vergelten, was Du an Theodor gethan? Gott segne Dich tausendmal für Deine brüderliche Liebe! — Und so bin ich doch zu spät gekommen trotz aller Eil? Deine Estaffette, Barbara, überraschte mich in meinem Waldschlößchen, wo ich einen Frühlingstag begehen wollte. Du gabst mir drei Tage Frist — und heute erst b e g i n n t der dritte."

„Das beweiset nur, was wir längst wissen, mein

Bruder, daß die besten Aerzte nicht unfehlbar sind. Gestern Abend erst sagten sie mir, es seien Symptome eingetreten, die das Ende beschleunigen müßten. Deßhalb machte ich mich mit der Morgensonne auf — und kam gleichwohl auch schon zu spät." —

Nun sollte Hermann dem Vater beschreiben, wie die letzten Stunden verlaufen wären?

Er stattete der Wahrheit gemäß genauen Bericht ab über die vergangene Nacht. Seine Vision erregte der Tante ganz besondere Aufmerksamkeit. Denn ob er schon vermieden, in die Erzählung von der aufflackernden und erlöschenden Flamme Mathildens Namen zu mischen, hatte Gräfin Barbara aus der Umschreibung das Richtige errathen. Sie verweilte aber nicht bei diesem Umstand, sondern legte nur Gewicht darauf, daß sich die Annahme, es sei wirklich Theodor gewesen, der schon sterbend sich im Zimmer hin- und herbewegt habe, um irgendetwas zu bewerkstelligen, mit dessen Eigenthümlichkeit und übermenschlicher Energie wohl vereinigen lasse: „Wie wenn er die Lampen auslöschen wollte, damit Du, von ihrem Lichtschein ungestört, in tiefsten Schlaf sinken und seinen Todeskampf nicht ahnen solltest? Paßt das nicht zu seinem ganzen Verhalten? Ist das nicht

eines Schülers Eures bewunderten Meisters, des Kammerherrn, würdig?"

Hermann verlor, wie die Tante diese Ansicht aufstellte, seine mühsam behauptete Fassung. „Das sei unmöglich, übernatürlich," rief er aus.

„Doch lange nicht so übernatürlich, als Deine Geistererscheinung, an die Du glauben möchtest, indem Du sie für einen Traumspuk erklärst. Ich will Euch beweisen, daß ich, die dem Verstorbenen sein Lebenlang so fern gestanden, ihn besser kenne, wie Ihr. Folgt mir!"

Sie betraten das Todtenzimmer. Paul blieb nicht zurück.

„Haben Sie die große Lampe niedergeschraubt?" fragte die Aebtissin.

„Ich habe sie nicht berührt, gräfliche Gnaden, seitdem ich sie gestern Abend auf diesen Platz stellte. Aber gethan ist's."

„So überzeuge Dich selbst, Hermann! Diese Flamme ist nicht zufällig, nicht aus Mangel an Oel erloschen, wie Du siehst. Der Docht ist unsichtbar; eines Menschen Hand hat dieses Rädchen bewegt. — Und wenn Du noch zweifelst, hier liegt Theodor's Ring. Er ist vom erkaltenden Finger geglitten."

Hermann griff nach diesem kostbaren, doch ein-

fachen Reifen, den sein Bruder nie abgelegt hatte. Doch ehe er das Kleinod erreichte, befand es sich in Tante Barbara's Hand. „Er gehört dem Finder," sagte sie; „und ich werde ihn bewahren. Du beerbst Deinen Bruder im großen, all seine Ansprüche gehen auf Dich über. Lasse mir dieß kleine Andenken. — Und nun, Ulrich, sieh' Deinen Sohn."

Graf Eichengrün that sich Gewalt an, wie die Schwester ihn der Leiche zuführte. Die Empfindung eines redlichen Vaters trug denn über sein fast unüberwindliches Leichengrauen den Sieg davon.

Barbara nahm das feuchte Tuch von den nun geschlossenen Augen: „Es ist tröstlich, bei allem Grame tröstlich und beruhigend, daß im Tode und im — Schlafe, — (dabei wendete sie sich zu Hermann), — auch die Züge derjenigen oft freundliche Milde zeigen, die sich im Leben und im Wachen alle Mühe gaben, recht kalt, gleichgiltig und lieblos zu scheinen. Meinst Du nicht auch, Hermann? Und jetzt, Paul, schicken Sie nach den Aerzten, daß sie ihren Todtenschein ausstellen."

Vierzehntes Kapitel.

Wenn der Leichnam eines Menschen, der niemanden warmgeliebt hat, und von niemandem warmgeliebt worden ist, wohlverwahrt in doppelten Särgen ruht, dann darf als sicher angenommen werden, daß seine Rolle hienieden ausgespielt sei, und daß er unter den Zurückbleibenden nicht weiterlebe. Graf Eichengrün der Vater bedauerte das frühe Ableben seines ältesten Sohnes, hatte auch, da der Sarg gehoben und auf einen Wagen gesetzt wurde, um von Paul begleitet in kleinen Tagereisen nach der eichenauer Erbgruft zu wandern, seine Augen voll väterlicher, aufrichtig geweinter Thränen; trocknete diese aber bald nachher mit dem Bedeuten: es sei dem Seligen die Befreiung von seinen Qualen doch zu gönnen. Er fand sich in seinen Trauerkleidern schlank und zierlich, fühlte sich in diesem Sommer ‚jugendlicher als je‘, und machte sich von Hermann unter allerlei Vorwänden gern los, die Residenz und ihre Umgebungen allein zu durchstreifen. Wenn Schwester Barbara ihn wegen solcher ‚unvergänglicher Lebenslust‘ tadelte, und ihm rücksichtslos vorstellte: „es sei unbegreiflich, wie ein Vater, der eben einen erwachsenen Sohn begrabe, sich

geberden könne, als ob das Lebensalter des Verstorbenen seinen Jahren abgenommen, und er selbst wieder ein Jüngling geworden sei?" Da entschuldigte sich Bruder Ulrich mit seiner Ungeduld, nur bald nach Eichenau heimkehren zu dürfen. „Der Aufenthalt in der Stadt sei ihm unerträglich. Dennoch dürfe er jetzt nicht abreisen, ehe nicht alle auf Theodor's Tod und Hermann's Sukzession bezügliche Geschäfte geordnet und gewisse Entscheidungen der obersten Behörden erfolgt wären. Ihm brenne das großstädtische Steinpflaster unter den Sohlen. Was bleibe ihm übrig, sich die Zeit zu vertreiben, als daß er sich zerstreue wie irgendmöglich? Für elegante Gesellschaften in heißen Prachtzimmern, oder gar auf sogenannten Landsitzen an staubigen Chausséen habe er durch seinen langen Aufenthalt in Eichenau die Fähigkeiten eingebüßt. Er sei schon zu lange selbstständiger Herr, um noch zu hofdienern. Und Schwester Barbara entbehre jegliches Recht, ihn zu schelten, denn sie ziehe sich ja auch auffallend zurück und gehe ihre eigenen Wege."

„Das thut sie, Bruder. Doch will's Gott, liegt ein gutes Stück Boden zwischen meinen und Deinen Wegen. Ich hoffe zu des Himmels Gnade, daß trotz aller Krümmungen und Untiefen, durch welche

die Deinigen bisweilen führen, wir uns am Ausgange der Lebenspfade endlich doch einmal begegnen; nur für den Augenblick muß ich gegen Deinen Vergleich protestiren. Was mich betrifft, gedenke ich nächster Tage mein Friedhain wiederzusehen; Dir wünsche ich, daß die hohen Behörden Dich auch bald loslassen, damit Du nicht länger gezwungen wirst, Dich gegen Deinen Wunsch und Willen in Trauer zu amüsiren!"

Hermann, durch seinen Vater benachrichtiget, daß die Tante schon mit einem Fuße im Reisewagen stehe, versäumte nicht, ihr seine förmliche Abschiedsvisite zu machen.

Tante Barbara hatte auf Theodor's Tod ihre letzte Hoffnung gesetzt. Unter den Gründen, welche sie ihren sonstigen Neigungen und Gewohnheiten zuwider ein volles halbes Jahr in der Residenz festgehalten, stand diese Hoffnung vielleicht obenan? Sie wollte den Moment nicht versäumen, belauschte in unermüdlicher Aufmerksamkeit sein Herannahen: allerdings um zeitig genug den Vater an des Sohnes Sterbebett bescheiden zu können, — was nun doch mißlungen war; aber gewiß nicht minder, um von der heftigen Erschütterung, die des Bruders Tod auf Hermann hervorbringen müßte, für diesen und seine

Stellung zu ihr segensreiche Folgen zu gewinnen; — was jedoch auch mißlingen sollte, wie wir sogleich erfahren werden.

Graf Hermann befand sich seiner Tante gegenüber im entschiedenen Vortheil. Er hegte weder Groll, noch war seine Eitelkeit verletzt, noch kränkte es ihn, daß sie ihn nicht mehr mit der alten Liebe behandelte. All diese Gefühle lebten für ihn, in ihm nicht mehr. Die jüngstvergangenen Jahre hatten ihn alt gemacht, gleichgiltig, unempfindlich. Er hatte verlernt, sich noch auf etwas, über etwas zu freuen. Alle Genüsse meinte er erschöpft, die Jugend mit ihren thörichten doch wonnevollen Irrthümern, mit ihren himmlischen Täuschungen wähnte er hinter sich zu haben. Seine einzige, und eines vornehmen, reichen Kavaliers höchste Aufgabe suchte er darin, sich nun auch über nichts mehr zu ärgern, sich durch nichts mehr aus jenem Gleichmuth bringen zu lassen, der den Großen hauptsächlich vom Pöbel unterscheiden solle. „Wir müssen so hoch stehen, daß uns nichts mehr berührt und erreicht, was die niedrigen Massen bewegt und erschüttert. Wir müssen auf sie herabsehen können und immer lächeln, mitleidig, — huldreich, — verächtlich, — wie es kommt!"

— Wenn er nun auch seine Tante Barbara

nicht etwa zu dieser ‚Masse' rechnete; wenn er im Gegentheile die Ehrerbietung, die er ihr, als seines Vaters Schwester, zu entrichten habe, unter den saubergeschriebenen und stets aufrechtzuhaltenden Paragraphen seines Adelskatechismus wie einen der wichtigsten betrachtete, — so vermißte er doch nicht einen Augenblick die Wärme ihrer Zuneigung, die ihm sonst so reichlich zuströmte, die aber nach und nach ausblieb, wie er aufhörte sie zu erwiedern. In ihm war sie erkaltet, wie hätte er sie noch spenden können? Tante Barbara hatte genug zu thun, sie zurückzuhalten. Was Wunder, wenn ihr Herz von Flammen schier verzehrt ward, indeß das seinige nichts empfand, durch nichts inkommodirt wurde?

Wie man von sich auf Andere schließt, schloß Graf Hermann: „Solange sie mich noch wie ein Kind hätscheln und erziehen konnte, galt ich ihr für ein liebes Spielwerk. Ich bin ihr entwachsen, — natürlich hat das aufgehört. Sie macht sich weiter nicht mehr viel aus mir, — hat ihre eigenen Ansichten über Tugend — man darf ihr das nicht übelnehmen, der alten strengen Jungfrau, — wenigstens will ich ihr durch mein vorwurfsfreies Betragen gegen sie, durch meine respektuose Courtoisie stets zeigen, daß ihr Neffe ein vollkommener Kavalier ist und

ihr Motto zu dem seinigen gemacht hat. Mehr kann sie nicht verlangen."

Seiner Sache gewiß, kam er, ihr glückliche Reise zu wünschen.

Sie erwiederte das durch einen Glückwunsch zu seinem Antritt der auf ihn übergegangenen, brüderlichen Erwartungen und Rechte, was er wie eine leere Förmlichkeit hinnahm und seinerseits nur um die Fortdauer ihrer Gnade bat. „Oder," setzte er hinzu, „eigentlich müßte ich um deren Wiederkehr bitten, denn ich fürchte bisweilen, sie verscherzt zu haben?"

„An der Gnade einer alten, unvermögenden Tante," erwiederte sie, „kann Dir jetzt weniger gelegen sein, als jemals. Was wäre sie dem Majoratserben von Eichenau nütze? Meine Liebe aber hast Du schon vorher seitab liegen lassen, wie etwa der Fußreisende ein Geschenk abstreift, welches ihm einst wohl theuer war, welches aber jetzt den Werth verlor und nur noch als unnütze Last gilt. Du hast mich gemieden, und ich dränge mich nicht auf."

„Diesen Vorwurf kehr' ich um, liebe Tante: Du hast mich gemieden; hast vermieden, Dich gegen mich offen auszusprechen, wie Du es sonst gethan. Ich konnte das nicht anders deuten, als daß Du mit mir und der Lebensrichtung, die ich verfolgte,

unzufrieden bist; was mich denn, aufrichtig gestanden, umsomehr in Erstaunen setzte, da ich doch nur danach gestrebt hatte, die guten Lehren, die Du mir bei meinem Eintritt in die große Welt eingeschärft, zu befolgen und praktisch anzuwenden. Du hast meine Erziehung begonnen, mein seliger Bruder hat sie fortgesetzt, ich schmeichle mir mit dem Zutrauen, sie selbst zu vollenden."

Die Tante sah ihren Neffen fragend an, um sich erst zu überzeugen, ob er sich einen Scherz mit ihr erlaube? oder ob er ernsthaft rede? Nachdem sie das letztere wahrgenommen, sprach sie mit schneidender Kälte: „Ich besinne mich, daß ich vor vielen Jahren einem Wahnsinnigen auf der Landstraße begegnete, den Häscher ins Irrenhaus brachten. Er schrie mir wilde Drohungen in meinen Wagen hinein und klagte mich an, sein Elend verschuldet zu haben, weil ich seine Bewerbungen abgewiesen. Ich sah den Unglücklichen zum erstenmale, doch ich meine, er sei gerade so berechtiget gewesen, mir jene Vorwürfe zu machen, als Du es bist, mir zu sagen, was Du jetzt eben gesagt. Ich muß die mir zugedachte Ehre entschieden zurückweisen. Die Verdienste anlangend, welche Theodor und sein vorangegangener Freund sich um Deine Ausbildung erworben, will

ich sie gern anerkennen, obgleich ich nicht verstehe, sie gebührend zu schätzen. Nur wundern muß ich mich, daß Du für einen Bruder, dem Du soviel verdankst, nicht eine Thräne des Schmerzes hattest, als man ihn einsargte?"

„Ich rief mir ihn und sein Beispiel lebendig ins Gedächtniß, da er todt vor uns lag. Ich benahm mich nicht anders, wie er es gebilliget haben würde, hätt' er Zeuge meines Betragens sein können. Sollt' ich Thränen erpressen, Gefühle erheucheln, die nicht vorhanden sind? Hätte mein Vater, hättest Du, hätten unsere Diener eine affichirte Betrübniß gutheißen können, wo doch ziemlich klar ist, daß dieser Todesfall mir eine glänzende Position gewährt, mich aus einem, von seines Vaters Launen abhängigen mittellosen Grafen — (und wer bürgt uns, jetzt gar! dafür, daß ich nicht noch die Freude erlebe, einer Stiefmutter die Hand zu küßen?) — zu einem unabhängigen, auch durch Reichthum ausgezeichneten grand seigneur macht? Solange der arme Theodor sich sterbend quälte, hab' ich nichts versäumt, die Pflichten zu erfüllen, die meine Stellung als jüngerer Bruder mir auferlegte. Sie haben mich lange genug gedrückt; und seit dem Verschwinden des Barons hab' ich vom Leben wenig genossen. Jetzt

kommt die Reihe an mich. Es ist sauer verdient das Bißchen Wohlbehagen und Bequemlichkeit, dem ich entgegengehe. Ja, nun will ich genießen — doch gewiß nicht wie ein Plebejer! Nein, mit Bewußtsein, mit Würde, mit Rücksicht auf Stand und Rang; nur in den Grenzen, die meine Geburt mir vorzeichnet: Noblesse oblige!"

„Nun denn," rief Tante Barbara, „bei dem Gott, der uns sieht und hört! Wäre mein Gewissen nicht rein; träfe mich auch nur ein Schatten von Verdacht, daß ich meiner geliebten Mutter heiligen Wahlspruch Dir zu dieser Deutung anvertraut, die Du — und Andere ihm gegeben, mit blutigen Nägeln wollt' ich seine zwei Anfangsbuchstaben aus dem harten Holze bohren, in welches sie eingelegt sind; wollte den alten, mir ehrwürdigen Kasten, den treuen Begleiter durch ein langes redliches Leben ins Feuer werfen, daß auch die letzte Spur davon vertilgt werde, für ewig! Doch ich wiederhole, daß mein Gewissen rein ist. Mit der Achtung vor Dir selbst solltest Du nach meiner Meinung beginnen dürfen, um dereinst Deiner Person die Achtung aller Guten, die Liebe aller Edlen zu gewinnen; Deinen Adel solltest Du durch die Eigenschaften behaupten, auf die sich das Institut des Adels ursprünglich

gründet; die Rechte vergangener Jahrhunderte solltest Du mit den Ansprüchen der Gegenwart zu verbinden wissen; Beispiel und Muster solltest Du sein für alle Stände! So legte ich Dir den Wahlspruch aus, und müßt' ich mir nachreden lassen, ich hätte neben dem adeligen Schmuck feiner Sitten, nobler Gebräuche, geistigen Uebergewichtes in meiner Auslegung das Wichtigste vergessen, das Tieffte und Höchste im Menschen, das Zentrum göttlicher Offenbarung und menschlicher Weisheit, dann verdiente ich, daß mir die Zunge ausgerissen und Deines Vaters Jagdhunden vorgeworfen würde. Du magst alles erworben haben, was Deine Erzieher für nöthig erachteten, um einen Adeligen daran zu erkennen; — nur das Eine hast Du dafür hingegeben, wovon nach meinem Glauben alles ausgehen soll, oder es ist eben gar nichts werth; das Eine, woran Du einst so reich warst, daß Du kaum wußtest, wohin mit dem Ueberfluße! Ja, ich warnte Dich damals, Du möchtest, von Deiner kindlich-warmen Menschenliebe irregeführt, nicht in jedem Unzufriedenen einen Berechtigten, in jedem Frondeur einen Berufenen, in jedem Aufwiegler einen Propheten erblicken! Wie fern lag mir da die Befürchtung, daß die Zeit über uns hereinbre-

chen könnte, wo ich Dir jenen unschuldigen Glauben vom Himmel zurückerflehen würde!"

„Du ersiehst daraus, meine theure Tante, wenn unter zwei Uebeln das kleinere zu erwählen löblich genannt werden darf, so habe ich wenigstens dieses Lob verdient. Ja, auch ich kann mich oberflächlich eines Bürschchens erinnern, welches mit gar absonderlichen Begriffen von Menschenwohl, Edelmuth, Aufopferung — und besonders von Menschenwerth das Gaukelspiel betrachtete, solange er noch Zuschauer war, und nur ausnahmsweise ein kleines Röllchen versuchen durfte. Mein Debüt fiel noch albern genug aus. Ewig dankbar will ich Dir bleiben, daß Du jenes sentimentale Duo-Drama in der wahlauer Holzgasse, eine Dea ex machina, unterbrachst. Ohne Dich hätt' ich jetzt vielleicht schon eine Frau auf dem Halse, säße in irgendeinem Exil, oder müßte mir da im besten Falle, wenn Papa sich versöhnlich gezeigt hätte, das Majorat aus dem Sinne schlagen, dessen Stiftungsurkunde ich jetzt, Dank sei es Theodor, innehabe wie mein Einmaleins. Das wär' ein hübsches Dasein, von Vaters Huld und Almosen Weib und wahrscheinlich Kinder dürftig nähren und daneben auf eigenen Erwerb angewiesen, auf gemeine Arbeit, auf unadeliche Plackerei! Davon hast Du

mich gerettet, und für diese Rettung wirst Du doch den Dank nicht verschmähen?"

„Ich verschmäh' ihn, Hermann; ich weise ihn von mir, als ob es die bitterste Kränkung wäre, die Du mir zufügtest. Ich verwünsche jene unzeitige Bereitwilligkeit, das Werkzeug Deines und meines Bruders werden zu wollen. Ich bereue, wie man nur die schlechteste That bereuen könnte, was ich allerdings in guter Absicht, aber doch mit allzustürmischem Eifer gethan. Vielleicht war die Herkunft des lieben Mädchens, von dem ich Dich trennte, ganz geeignet, den Ansprüchen zu genügen, welche das Fideikommiß an die Gemalin seines Anwärters macht? Genauer zu forschen ließ ich mir nicht die Zeit. Das Dunkel, welches mit Absicht über Mathildens Familie verbreitet schien, schreckte mich zurück, wie sehr das holde Mädchen mich auch entzückte. Ach, wäre sie doch Dein geworden! Auf die Gefahr hin, daß ihrem Stammbaum ich weiß nicht wie viele Ahnen in aufsteigender Linie mangelten; daß Du für immer ausgeschlossen wärest von einem Besitz, der Dir ohnehin versagt war, als Du das Licht der Welt erblicktest! Daß Du in beschränkter Sphäre, durch angestrengte Arbeit Deinen und der Deinigen Unterhalt erringen müßtest; daß Du dafür aber auch geblieben wärest, wie Du warst,

als Deine reine Sehnsucht Dich mit Rosen kränzte, als Du, selbst noch Kind, ein Kind liebtest. Wie glücklich würde die alte Tante sein, das Letzte herzugeben für Euch und Eure Kinder; wie selig würde sie entbehren und entsagen all ihren kleinen Bedürfnissen; wie stolz würde sie sich fühlen, Deinem Vater zu sagen: Ulrich, wir bedürfen Deiner Gnade nicht, wir haben genug, Hermann und ich. Und wie reich würde ich mich dünken, in solcher Armuth, denn Hermann würde mir alles tausendfältig vergelten, dadurch, daß er noch mein Hermann wäre."

„Du bist wirklich die Güte und Großmuth selbst, beste Tante, und soviel Freundlichkeit rührt mich. Aber ich denke doch, es ist so besser. Nach den Erfahrungen, die ich seither an mir gemacht, ist nur sehr geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Mathildens Besitz mich befriediget und beglückt hätte. Der Besitz des Anrechtes aufs Majorat ist wirklich sicherer und sagt mir besser zu. Ich habe verschiedene Frauen und Mädchen kennengelernt, — sehr verschiedene, nur in einem waren sie sich alle ähnlich: in der Unfähigkeit mich zu fesseln. Warum hätte Mathilde eine Ausnahme machen sollen? Ich trug aus den Erlebnissen dieser Jahre eine Gleichgiltigkeit gegen das schöne Geschlecht davon, die

himmelweit abweicht von der anbetenden Verehrung, von den ahnungsvollen Schauern und Erwartungen, welche Tante Barbara's Geschichte und Charakter dem Jüngling eingeflößt hatte. Solche Weiber gibt es heutzutage nicht mehr. Ich denke später einmal mich zu vermälen, — die Eichengrüns dürfen nicht aussterben. Doch soll diese Verbindung unter den Auspizien wohlabgewogener Berechnung und Ueberlegung stattfinden, wie es einem großen Herrn geziemt; und das sogenannte Herz soll mir nicht d'reinreden."

„Ich gratulire im voraus," sagte die Tante, der es jetzt sehr leidthat, daß sie sich zu so heftigen Klagen und Bekenntnissen hatte hinreißen lassen, da sie doch überzeugt sein konnte, daß sie den Prediger in der Wüste machte. Denn einer Wüstenei gleicht das Innere eines so zeitig dem Leben abgestorbenen jungen Welt- und Lebemannes; einer Wüstenei, wo keines Menschen traute Stimme, keines Vogels fröhlicher Gesang ertönt, — wo nur die Selbstsucht, ein übersättigtes, hochmüthiges Raubthier, sich langweilt. „Ich gratulire im voraus, mein werther Neffe, und preise die Bevorzugte glücklich, die Du aus diesem Gesichtspunkte erwählen und als Auserwählte im eichenauer Schloß einführen wirst. Man behauptet

ja, daß Vernunftheiraten im Durchschnitt besser einschlagen, als die das dumme Herz zusammenbringt. Nun, dafür bist Du geborgen, wie Du versicherst, und wie ich nicht bezweifle. Es müßten Dir denn etwa — (und das sprach die alte Dame wieder mit weicher Stimme, fast mit Innigkeit,) es müßten Dir denn die erfrischenden Fluren und Wälder Deiner Heimat, es müßten die Berge und Thäler Deiner Kindheit Dir von ihrer Frische und dem stärkenden Hauche ihrer reinen Luft soviel mittheilen, daß Deine Seele neuen Trieb, Dein Herz rascheren Pulsschlag empfinge! Vielleicht ist das Landleben jener Zauberteich, in dem Du badest, um zu genesen von Deiner" —

„Du irrst, Tantchen," (unterbrach er sie,) „ich bin durchaus nicht krank. Ich befinde mich so wohl und fühle mich so gesund, körperlich wie psychisch, — obgleich dieser Unterschied nicht existirt und diese noch immer gebräuchliche Phrase keinen Sinn hat, — so gesund, daß es eine wahre Schande ist für einen Kavalier, der alles gethan, pour se casser. Ich bedarf keiner Bade- noch Brunnenkur, keiner Auffrischung, keines Zauberteiches. Wäre dergleichen aber vonnöthen, immer würde Eichenau, oder überhaupt ein fortgesetzter ländlicher Aufenthalt das letzte

Mittel sein, wonach ich griffe. Die Söhne des Dorfes, mit denen ich Gründel und Quabben unter den Steinen im Bette der murmelnden Eicha verfolgte, werden zu stämmigen Bauerbengeln herangewachsen, ihres Vaters Düngerwagen befrachten, und die Schönen des Landes werden ihnen dabei hilfreiche, nicht allzusaubere Hände reichen. Eine Wiedergeburt unserer Kinderfreundschaften verspricht mir geringe Reize. Die Nachbarschaft ist horrible, soweit ich mich darauf besinnen kann. Und wie Papa über die Anwesenheit des künftigen Majoratsherrn, über dessen Einblicke und etwaige Beurtheilung seines Regimentes denkt, — davon hat er uns hinreichend unterrichtet. Seine Abneigung gegen die stäte Anwesenheit des Sohnes, und meine Abneigung gegen das ennuyante Landvegetiren, — denn Leben im höheren Sinne kann man's nicht nennen, — treffen glücklich zusammen. Bis mich mein Staatsdienst etwa in fremde, ferne Gegenden führt, will ich wohl alljährlich auf etliche Tage zur Jagd nach Eichenau gehen; im übrigen jedoch mich so wenig als möglich darum bekümmern."

„Also auch das noch!" seufzte Tante Barbara, und weiter redete sie nicht mehr.

Graf Hermann versuchte noch etlichemale, ein

Gespräch über gleichgiltige Dinge mit ihr in Gang zu bringen, doch sie blieb stumm, antwortete höchstens durch Ja und Nein.

Endlich zog er sich zurück, küßte ihr ehrfurchtsvoll die Fingerspitzen, und sie verneigte sich vor ihm nach allen Regeln des Anstandes, den eine Respektsperson ihrer Gattung gegen einen Neffen beobachten würde, der ihr innerlich fremd ist und in welchem sie nur den künftigen Familienchef anerkennt.

Als sie allein war, betrachtete sie lange die beiden Buchstaben auf dem Deckel ihres Arbeitskastens. „N — O“ — wiederholte sie traurig. „Von heute an heißt das nicht mehr noblesse oblige. Für mich nie mehr. Der Wahlspruch sei in meiner Mutter Sarg gelegt. Ein perfider, gefährlicher Spruch, der solch falscher Deutung fähig war! — Und wie leg' ich die Lettern mir jetzt aus? Meine Augen sind seit länger als einem halben Jahrhundert gewöhnt, mit süßem Schmerz, mit wehmüthiger Andacht darauf zu weilen? Was soll ich mir nun dabei denken, wenn ich sie anblicke? — Ha, welche Frage: es liegt ja so nahe! N u r Odo soll es heißen. N u r Er! Nur der Todte soll mir leben, denn der Lebende ist mir todt.“ —

Am nächsten Tage befand sich die Aebtissin des

adeligen Fräuleinstiftes schon auf dem Wege nach Friedhain.

Die Feststellung der Verhältnisse, in welchen Graf Hermann von nun seinem Range und seiner Zukunft entsprechend die Residenz bewohnen sollte, erfolgte rasch und ohne Schwierigkeiten, weil Vater wie Sohn, kleinlichen Nebenabsichten fern, mit Vertrauen ans Werk gingen. Hermann übernahm des Verstorbenen Etablissement wie es stand und lag; der Vater bestimmte ihm dieselbe Rente, welche Graf Theodor bezogen hatte; befriedigte die Gläubiger, die etwa sich meldeten; und erklärte sich unaufgefordert bereit, die Summe, die er dem jüngeren Sohne als solchem bisher ausgeworfen, nun auch dem einzigen Sohne alljährlich fortwährend zu lassen. „Denn," sagte er, „da ich nicht mehr so glücklich sein werde, zwei Söhne zu besitzen, weßhalb soll ich nicht wenigstens die Freude genießen, dem Einen zu geben, was sonst beide empfingen!"

Dadurch wuchsen Hermann's Einkünfte bedeutend an, und er sah sich in Stand gesetzt, seinem Stande gemäß zu existiren.

Dieß einmal in Ordnung gebracht, und die unerläßlichen Förmlichkeiten im Ministerium des Innern erlediget, die des älteren Sohnes Hingang erheischte,

ließ sich Graf Ulrich durch nichts mehr zurückhalten und gab den unwandelbaren Entschluß baldiger Heimreise zu erkennen, wozu ihn nicht allein die eichenauer Wirthschaftsverwaltung, (die ohne ihn, meinte er, lahme), sondern auch die ernste Verpflichtung aufforderte, den langsamgehenden Leichenzug noch einzuholen, damit er Theodor's feierlicher Beisetzung durch seine Gegenwart die Weihe gebe. Eine Pflicht, von welcher Hermann entbunden wurde. „Du hast," äußerte der Vater, „schon genug für ihn gethan, so lange er lebte und litt."

Sie nahmen also Abschied von einander, und Hermann verließ am Abend das Hôtel, wo sein Vater abgestiegen war, in der Gewißheit von dessen Abfahrt am nächsten Morgen. Sich so früh zu derangiren, hatte Graf Ulrich dem Sohne ausdrücklich untersagt.

Als dieser nun des andern Tages seinen üblichen Spazierritt unternahm, war er nicht wenig erstaunt, in den dunklen Seitenpfad, neben der Hauptallee des Parkes, einen Fußgänger einbiegen zu sehen, der entweder das leibhaftige Ebenbild des Abgereiseten, oder der n i c h t Abgereisete selbst war? Für die letztere Vermuthung sprach der Umstand, daß

jener zweifelhafte Herr sich eiligst zu entfernen schien, um nicht erkannt zu werden.

„Papa auf heimlichen Wegen?“ flüsterte Hermann den Bäumen zu, deren rauschende Blätter sein Flüstern erwiederten, indem sie sich vor Lachen schüttelten, — wenn es nicht der Abendwind war, der sie in Bewegung setzte?

Schon wollte er vorüberreiten, ohne auch nur einen indiskreten Blick in den Querweg zu schicken, da erregte das Wiehern eines Pferdes seine Aufmerksamkeit, er hielt das seinige ein paar Sekunden lang an und sah nun, daß eine Equipage dem Doppelgänger des Grafen Eichengrün entgegenkam, daß dieser grüßte, daß der Kutscher verweilte, daß eine Dame in Trauer den Herrn in Trauer, aus der Kutsche gelehnt, anredete, — und daß diese Dame eine ebenso auffallende Aehnlichkeit mit Baronin Stjernholm zeigte, wie der Doppelgänger mit seinem Vater. Unwillkürlich zog er den Zügel an, um die lebhaft Sprechenden näher betrachten zu können. Doch ebenso geschwind gab er seinem Pferde den Sporn, sprengte heftig davon und eilte diese Gegend des Parks zu verlassen, damit er nur ja nicht in Gefahr gerathe, ‚einer so unritterlichen, gemeinen Neugier‘ nachzugeben. Wie er dann den edlen Schweiß-

fuchs dem Stallknecht überlassen hatte, ging es ihm doch gewaltig im Kopfe herum, daß er Gewißheit haben müsse, ob sein Vater noch in der Stadt, und ob die Dame in Trauer wirklich die Baronin sei? ob sie es sein könne, die er auf weiten Reisen wähnte? „Daß ich ein möglicherweise verabredetes Rendez-vous nicht störte, verstand sich bei einem Manne von Erziehung ohnedieß, auch wenn es ganz unbekannte Persönlichkeiten gewesen wären. Daß ich aber zu erfahren suche, ob mein Papa für gut befunden, mir eine Nase zu drehen, liegt ebenso nahe. Käme ich dabei hinter seltsame Schliche, — tant pis pour lui. Es wäre doch ein eigenes Verhängniß, wenn die einzige Frau, von der ich mir wenigstens einbilde, daß sie noch einige Anziehungskraft auf mich ausübt, mit ihm ... und sie war in Trauer?! Sagte Theodor nicht von einem Gerüchte ihrer Witwenschaft? — Alle Hochachtung für die Rechte meines Erzeugers ...... bis in dieß Gebiet erstrecken sie sich nicht!“

Er begab sich zunächst ins Hôtel — der Portier antwortete ausweichend; mehr bedurfte Hermann nicht, um gewiß zu sein. Nun galt es, die Baronin auszuforschen. Eine Art von Einrichtung hatte sie, auch bei längeren Abwesenheiten, stets konservirt. Doch

wo sie zuletzt ihre Wohnung gehabt, das war dem gänzlich von ihr abgefallenen Verehrer unbekannt. Und an wen sich wenden, ohne, daß sie erführe, er habe nach ihr gefragt? Ein solches Dementi durfte er sich nicht geben! Da kam ihm ein Gedanke, den er selbst für einen ‚gloriosen' erklärte. Er ging geraden Weges ins Palais des Prinzen. „Seiner Hoheit Dienerschaft muß wissen, ob die Baronin hier ist und wo sie wohnt. Erkennt mich Einer von ihnen, so hat das gar nichts zu sagen, auch wenn er's ausschwatzt. Daß jemand, dem es um Erneuerung einer Liebelei zu thun wäre, dem eifersüchtigen Löwen in den Rachen laufen und sich gerade dort erkundigen sollte, wohin er ein billet doux zu adressiren habe, — das kommt auch dem aufgedunsensten und dümmsten aller prinzlichen Lakaien nicht in den Sinn. Ich werde gar nicht argwöhnen lassen, daß ich die Schöne hier gesehen zu haben vermuthe, sondern ganz ehrlich um Auskunft bitten, wohin ich ihr wohl die Nachricht vom Tode ihres Freundes, meines Bruders, senden dürfe? Ich werde diese Frage an den ersten besten Müssiggänger in Livree richten, der mir aufstößt und sie mit einem Friedrichsd'or vergolden."

‚Die Frau Baronin sind vorgestern in hiesiger Residenz eingetroffen. Jean hat erst heute ein Brief-

chen, Sophienstraße Nummer Sechszehn getragen. Ihre freiherrliche Gnaden sind Witwe geworden!‘

So lautete der Bescheid, den das wohlapplizirte Goldstück durch elektrischen Rapport zwischen Hand und Mund über die lispelnden Lippen eines untergeordneten Insassen der Antichambre lockte. Der Schlingel mußte wohl leise reden, sollte der Portier, dessen Logenfenster dicht daneben war, ihn nicht hören, — was ihm schlechtbekommen sein dürfte. Besonders des Nachsatzes halber, den sich der Redselige erlaubte; denn er fügte der Witwenschaft die vieldeutigen Worte bei: ‚Und wer weiß, was nun geschieht?‘

Graf Hermann schien das zu überhören, lüftete vornehm den Hut und ließ den Schwätzer stehen.

Dreimal schlug er den nächsten Weg nach seinem Hause ein, — dreimal kehrte er wieder um, und wendete sich nach der Sophienstraße.

„Ich mache mich lächerlich“ — sagte er, und hielt sich rechts. „Ich muß erfahren, ob mein Vater bei ihr ist?“ — sagte er, und schwankte links. „Ich kompromittire mich, — aber es ist zu pikant,“ — und abermals rechts, und abermals links, und noch einmal rechts . . . und endlich links, entschieden links: „Que le diable m'emporte, c'est plus fort que moi!“

Ein hübsches kleines Haus, dieses Nummer Sechszehn! Nur ein Erdgeschoß, ein Stockwerk darauf, sieben Fenster Front, kein großer Thorweg, nur eine braunlakirte Thüre, auf deren Oberfläche sich die matten Lichter des mühselig flackernden Gassenlaternchens wiederspiegelten. Oben nur zwei Fenster erleuchtet. Weiße Rouleaux bildeten eine Art von Hintergrund für ein chinesisches Schattenspiel. Die schwarzen Silhouetten der im Gemach sich bewegenden Figuren wurden von Zeit zu Zeit sichtbar.

Herman lehnte sich an den geschlossenen Laden des gegenüberstehenden Hauses. Der Wächter hatte soeben seine Antrittsstunde ausgepfiffen und diese Gegend verlassen. Ringsumher tiefes Schweigen. Weiter hinauf jammerte die Flöte irgendeines musikalisch-fühlenden Handwerksburschen aus der offenen Luke eines Dachkämmerleins. Hinter dem Laden, welchen der junge Graf belagerte, schnarchten die Bewohner mehrstimmig, was gewissermaßen den Grundton zur Elegie der Flöte bildete; nur harmonirten obere und untere Stimmen nicht immer ganz rein. Sonst regte sich nichts. Es konnte nicht fehlen, daß Hermann einzelne abgerissene Bestandtheile des ziemlich laut geführten Gespräches im ersten Stock hörte. Er glaubte seines Vaters Ton zu erkennen. Daß es

die Baronin sei, welche mitredete, unterlag keinem Zweifel. Für zwei Menschen in Trauer schien es lustig und lebendig genug herzugehen. Einigemale wurde laut gelacht. Doch es war immer nur die Dame, die da lachte. Der Herr stimmte niemals mit ein. Nur eindringlicher, vernehmlicher sprach er dann, und jetzt war es wirklich sein Papa, den Hermann hörte.

„Wenn mich nicht alles trügt, so ist jenes Lachen weniger die Folge der Scherze, die man dort oben zum besten gibt, als vielmehr — — — der Himmel verhüte nur, daß mein Vater sich auslachen lasse! Dieses satanische Weib wäre sogar dazu fähig!“

Es war, als ob der Himmel den kindlichen Wunsch erhören wolle. Das Lachen verstummte, — aber auch das Gespräch verlor an Lebendigkeit, wenigstens an lautem Ausdruck derselben. Kein vernehmliches Wort drang mehr auf die Gasse herab.

Jetzt wendete sich das Blatt. Des Lauschers Fürsorge, daß seinem Vater nicht zu viel geschehen, daß eine verzeihliche Schwäche des alternden Herrn ihn nicht zum Gegenstande frivolen Gespöttes machen möge, ging in eifersüchtige Zweifel über. Diese wurden wieder gemildert durch die Erwägung, es könnten ja ebensogut mehrere Personen bei der

Baronin versammelt sein? Wo lag denn der Beweis, daß sie zu später Stunde den eichenauer Grafen ganz allein empfangen werde? Bei den Rücksichten, die sie jetzt mehr als je für den Prinzen zu beobachten hatte, war es ja im höchsten Grade unwahrscheinlich! Denn mochte Hermann's Vater immerhin auch Theodor's (des älteren Sohnes) Vater sein; er präsentirte sich immer noch als ein rüstiger, schmucker Herr, und hundert reichere, vielleicht jüngere Witwen im Lande würden wahrlich nicht lachen, wenigstens nicht spöttisch, wenn er ihnen die Aussicht vorhielte, im Schloß Eichenau als Gräfinnen zu residiren! Folglich sind die Beiden nicht allein beisammen!?"

Aber Viertelstunde nach Viertelstunde verrann, der Nachtwächter näherte sich wieder, Hermann lehnte noch immer am Fensterladen, die Schlafenden schnarchten noch immer hinter seinem Rücken, daß die dünnen Bretter, die ihn trugen, ordentlich dröhnten, — nur der melancholischen Flöte war die Luft ausgegangen, und auf den weißen Rouleaux zeigte sich kein Schattenbild mehr; kein Laut ließ sich mehr unten vernehmen.

„Entweder sie sind alle mitsammen eingeschlafen, — oder sie flüstern. Und zu Dreien und Vieren flüstert man nicht. Dann ist's ein tête à tête. Was weiß der prinzliche Lakai? Das Briefchen, was sein

Kollege Jean hierhertrug, kann ebensogut ein Laufpaß gewesen sein, den die heiratslustige Wittib empfing, und sie geht eben damit um, mir eine Stiefmutter zu werden. Nun, ehe ich das ruhig mitansehe . . ."

„Die Glock' hat elf geschlagen — was will Er hier?"

Der Wächter war herangekommen, von Hermann unbemerkt, und stand jetzt dicht vor ihm, seine Meditationen zu unterbrechen.

„Was will Er hier? Was hat Er an den Laden vom Posamentiergeschäft zu lümmeln?"

„Ich warte auf meinen Herrn," sagte Graf Hermann, ohne recht zu wissen, was er sagte, und trat dabei einen Schritt vor, so daß der Laternenschein auf ihn fiel.

Der Wächter, der ihn jetzt erst deutlich sah, ließ erschreckt den Spieß sinken, wie wenn er salutiren wollte. Dann wies er mit dem Horne nach den hellen Fenstern, verbeugte sich und murmelte: „Wohlschlafende Nacht, seine Exzellenz, Herr Kammerherr!" worauf er sich so leise entfernte, wie der Widerstand des spitzen Steinpflasters seinen pfundledernen Stiefeln irgend gestattete.

„Sie gilt also überall für die Verlobte des Prinzen? Sogar beim Nachtwächter der Sophienstraße?

Nun das ist wenigstens ein kleiner Trost! Es muß doch wirklich etwas an der Sache sein! Und wenn sie nicht den Grafen von Eichenau Seiner Hoheit, wenn sie nicht den hohen Fünfziger, schier Sechsziger dem dreißigjährigen Manne vorzieht, — so hab' ich dießmal noch keine Stiefmutter zu fürchten! Trotz dem aber dauert die Sitzung beängstigend lange, und meine Stellung fängt an, mir höchlich zu mißfallen. Sie ist auch inkonvenabel, das fühl' ich selbst. Dieser Nachtwächter titulirte mich Kammerherr — was wohl unser Kammerherr dazu sagen würde, sähe er mich vor dem Laden eines Posamentiergeschäftes auf der Lauer, wie einen eifersüchtigen Ritter von der Elle? Er desavouirte seines Schülers Schüler, und Theodor verleugnete unsere Bruderschaft. Ich durchschaue die Unwürdigkeit meines Benehmens, kann aber nicht umhin, dieses anrüchige Abenteuer bis zum Schluße zu führen. Ich muß abwarten: wer die Baronin verläßt? Und wann? Sollt' ich die ganze Nacht verweilen! Eine südliche wäre mir zwar willkommener, denn unsere einheimische ist nichts weniger als einladend, sie im Freien zu durchwachen. Verständ' ich wenigstens etwas von Astronomie, oder lieber noch von Astrologie, daß ich in den Sternen über ihrem Dache zu lesen vermöchte:

wo sie meines Vaters Bekanntschaft gemacht? Denn in den Sternen muß es geschrieben stehen, daß die Eichengrün mit diesem verführerischen Weibe immer wieder in Konflikt gerathen sollen. Ja, es liegt etwas geheimnißvolles sogar in meinem Grolle gegen sie, und wie ich hier fröstelnd stehe, erweckt ihre Nähe doch eine gewisse Wärme in mir, die früheren Tagen anzugehören scheint? Es ist nicht bloß der Eigensinn wiedererwachender Hartnäckigkeit, die durchsetzen möchte, was man ihr versagen wollte; es ist auch etwas anderes dabei. Etwas mir fremdgewordenes . . . Bah! Fort mit den Kindereien!"

Wie auf ein vorgeschriebenes Schlagwort folgte diesem Ausrufe erneute Bewegung im Hause der Baronin. Die mittleren Fenster wurden von innen erhellt, die weißen Vorhänge schatteten wieder vorübergleitende Figuren ab, Thüren gingen auf und zu und bald nachher öffnete sich auch die Hausthür... Graf Eichengrün Vater betrat die Straße. — Er war allein! — Erst sah er sich um, wie Einer, dem nicht klar ist, nach welcher Seite hin er sich zu wenden habe? Doch nach kurzem Besinnen schlug er den richtigen Weg zu seinem Hôtel ein. Hermann folgte ihm auf eine Entfernung von zwanzig Schritten. Er ging ziemlich rasch. Der Sohn hatte vollaufzu-

thun, daß er den Vater zu rechter Zeit einholte, um unter den Bäumen vor dem Gasthofe zu stehen, wie dieser heftig anläutete. Ehe er noch die letzte Stufe des Perrons erreicht, befahl er hastig dem Portier: „Extrapost, vier Pferde!“

„Bis wann, Exzellenz?“

„Jetzt gleich! So rasch wie möglich!“

Die Glocke, welche den aufs Postamt zu entsendenden Boten herbeirufen sollte, erschallte hell und voll durchs Portal.

Graf Hermann verlor sich hinter den dicken Baumstämmen: „Fernere Observationen sind nicht mehr nöthig. Mein Vater hat seiner Hoheit weichen müssen und räumt das Feld. Der Postillon bläst zum Rückzug. Jetzt wird der Sohn versuchen, ob er den Vater am Prinzen zu rächen vermag? — Aber vorher wird er sich zu Bette begeben, denn die besten Pläne kommen im Schlafe.“

Eine Stunde später flog eine mit vier tüchtigen Rossen bespannte Kutsche die wahlauer Holzgasse entlang. Zwei verschlafene Diener saßen auf dem Hintersitze, der wie ein Vogelnest am Wagen klebte, in ihre Mäntel vermummt.

Zwischen den Häusern, in deren einem die prudentschen Schülerinnen, im andern Puselmeyers wahr-

scheinlich schlummerten und hoffentlich süß träumten, führte der Postillon seine Ehrentrompete, — denn er galt für musikalisch begabt, — zum Munde und schmetterte kecklich in die Nacht hinein: ‚Schier dreißig Jahre bist Du alt!‘

„Sechszig, schier sechszig muß es heißen,“ rief der Herr aus der Kutsche verdrüßlich hinaus. — Der Verfasser des Liedchens ahnte damals wohl nicht, daß er künftig in so nahe Beziehung zur Familie Eichengrün, als Biograph des jüngeren Sohnes, treten sollte.

Fünfzehntes Kapitel.

Wir haben Tante Barbara bisher immer nur zu beobachten Gelegenheit gehabt, wenn sie in Eichenau, oder in der Residenz, mit schwierigen Missionen betraut, für das Heil der Ihrigen rathend, sorgend, handelnd, aus ihrer Ruhe aufgestört, zuletzt für den besten Willen schlechtbelohnt, außerhalb ihres gewöhnlichen Wirkungskreises, ihrem eigentlichen Lebensberufe fern, als Gast erschien. Nur an der mangelhaften Schilderung des Autors läge die Schuld, hätte der Leser die edle alte Dame nicht liebgewon-

nen. Doch gänzlich ohne theilnehmende Verehrung für sie kann er, denk' ich, nicht geblieben sein, und vielleicht dankt er mir's, wenn wir ihr einen kurzen Besuch in Friedhain abstatten?

Wir erwählen dazu einen warmen, goldenen Herbsttag und treten geradezu in den von einer hohen Mauer umschlossenen Garten ein, in welchem alle zum adeligen Fräuleinstifte gehörigen Häuser und Häuschen sich an jenes größere Gebäude anschließen, worin die Aebtissin wohnt und sämmtliche auf die Leitung und Verwaltung des Ganzen bezüglichen Räume, sowie auch freundliche Gesellschaftssäle und im untersten Stockwerk die kleine Kirche befindlich sind. Die Anstalt macht auf den ersten Anblick einen gemischten Eindruck. Da ist etwas von katholischer Klösterlichkeit, von herrnhutischer Kolonie, von altjüngferlicher Prüderie, von kümmerlichem Hochmuth, von jedwedem etwas zu spüren; aber keines dieser widerstrebenden Elemente hat Gewalt genug das Uebergewicht zu gewinnen; und wo Eines oder das Andere hervortreten möchte, weiß die sichere Hand der Vorsteherin die Unebenheiten sanft doch kräftig auszugleichen.

Die Gräfin Aebtissin, — denn Tante Barbara heißet sie nur außerhalb des friedhainschen Weich-

bildes, — kehrt eben von einem Krankenbesuche zurück, den sie im Dorfe gemacht. Niklas trägt den bewußten ‚großen grünen Sammtsack‘, der dießmal verschiedene Arzeneien enthält, hinter ihr her, und neben ihr geht der junge Prediger, der kürzlich erst aus der Hauptstadt anlangte, gestern seine Probepredigt abhielt und heute bei ‚Ihren gräflichen Gnaden Frau Aebtissin‘ anzufragen kommt, ob er hoffen darf, daß sie ihr mit ihrer Würde verbundenes Wahlrecht zu seinen Gunsten ausüben und ihn an die gutdotirte Stelle des jüngstverstorbenen alten Kanzelredners berufen wolle? Sie hat ihm bereits erwiedert, daß sie von dem ihr allerdings allein zustehenden Vorrechte der Vokation für sündlich halte Gebrauch zu machen; daß sie die Entscheidung der Abstimmung ihrer Mitschwestern überlasse, und daß auch sie nur ihre Stimme, als eine vereinzelte, sich der Mehrzahl unterwerfende dazugeben wolle; wobei sie ausdrücklich erwähnte, sie behalte sich vor, die Letzte zu stimmen, „auf daß kein Mitglied unserer kleinen Gemeinde sich veranlaßt finde, seine eigene freie Meinung vielleicht der meinigen unterzuordnen.“

„Und darf ich fragen, was Ihre gräfliche Gnaden über mich und meine Fähigkeiten urtheilen?“ winselte der Prediger.

„Daß Sie sehr schön reden,“ antwortete sie; „daß Sie auch auf Ihre Hörerinnen den günstigsten Eindruck hervorgebracht haben. Ich zweifle nicht an Ihrem Siege über diejenigen Mitbewerber, welche vor Ihnen unsere Kanzel bestiegen und zur Probe predigten. Was mich persönlich betrifft, mir wäre ein älterer Geistlicher, wenn er auch geringere Rednergaben besäße, ungleich erwünschter; das darf ich Ihnen nicht verhehlen. Denn ich meine immer, um zu belehren, eindringlich zu warnen, zu tadeln, zu ermuthigen, müsse man durch langes Lernen, das heißt durch vielseitige Erfahrungen, sich erst das Recht und die Würde erworben haben. Doch, wie gesagt, ich komme dabei nicht in Betracht und ich füge mich dem allgemeinen Wunsche. Ihre gestrige Predigt hat alle entzückt . . . mich hat sie nicht nur kaltgelassen, sie hat mich . . . . ja, wie soll ich's bezeichnen, ohne zu viel und zu wenig zu sagen? Nun ja, gerade das hab' ich an Ihrem Vortrage auszusetzen: er sagt zu viel und zu wenig. Er fordert das Ueberschwängliche von uns armen Menschenkindern, er stellt die ungemessensten Beschränkungen, die unerfüllbarsten Ansprüche auf; er athmet eine an grausame Intoleranz streifende, aszetisch-pietistische Härte; — und daneben fehlt ihm die überzeugende Gewalt,

(ich rede nur von mir!) — weil Sie mehr sagen, als Sie selbst glauben."

„Gnädige Gräfin" —

„Wir sind unter uns. Sie haben mich aufgerufen, meine Ansicht auszusprechen, und ich habe keinen Grund hinter dem Berge damitzuhalten. Brauchte ich einen Prediger für mich, wäre ich eines irdischen Vermittlers zwischen mir und dem höchsten Wesen bedürftig, Sie, mein werther Herr Prediger, würden der Letzte sein, dessen Beistand ich anriefe. Ich liebe weder die furchtbaren Zerknirschungen, die Sie und die Ihrigen durch Keulenschläge ewiger Verdammniß über uns zu bringen versuchen, noch erbauen mich sonderlich die von süßlichen Gleichnissen geschmückten Anpreisungen der farblosen und freudeleeren Erdenlaufbahn, die Sie christlichen Wandel nennen. Und wie vereinigen Sie, — darüber belehren Sie mich, — Ihre unerschöpfliche Litanei über die tiefe eingeborene Lasterhaftigkeit des in jammervollster Erbsünde erzeugten, verworfenen Menschen mit dem über alle Begriffe und Grenzen hinausstolzirenden Hochmuthe, daß Sie denselben verworfenen, von der Geburt schon sündlich-verschuldeten, gar nicht genug zu verachtenden Menschen zum Mittelpunkt, zur Hauptsache, zum Zweck des ganzen

unermeßlichen Weltalls machen, auf ihn und seine Seligkeit oder Hölle die ganze Schöpfung reduziren wollen, in welcher unsere Erde ja kaum für ein Sandkörnchen gelten kann? Wer etwa diese Erde für einen Teller, den blauen Himmel darüber für eine Glasglocke mit goldenen Pünktchen hielte, — dem wäre solche Anmaßung vielleicht zu verzeihen. Aber was denken Sie sich dabei, wenn Sie uns in einem Athem zurufen: Ihr seid allzumal dem Satan verfallen, — und gleich darauf die Gnade Gottes anpreisen, Der den Frühling und den Sommer, die Vögel des Waldes und die Blumen des Feldes, Der Früchte und was da gedeiht und lebet, so schön, lieblich und nutzbar gemacht hat, damit der Mensch Ihn erkennen, anbeten und von diesem und jenem respektiven Vortheil und Profit ziehen lerne? Haben Sie nicht geradezu behauptet, es sei alles nur für den Menschen da, alles — für die gebrechliche Kreatur, die Sie fünf Minuten vorher nicht armselig und verächtlich genug schildern konnten? Wo wollen Sie damit hin? Weil der Mensch sie braten soll, machte der Herr Lerchen, Drosseln, Gänse, Hasen und anderes eßbares Gethier; damit Er Seine Allmacht zeige, richtete Er des Pferdes Rücken zum Tragen, des Lammes Fell zum geschoren-werden,

des Waldes Holz zum Ofenheizen, der Blume Duft zum Dranriechen ein? Der Mensch aber, für den diese vielfältigen Bemühungen stattfinden, gehört von rechtswegen dem Teufel, und kann von gutem Glücke reden, wenn er mit heiler Haut davonkommt. Ich verstehe das nicht. Ich bin weitentfernt zu glauben, daß die Natur ihre großen und kleinen, ihre sichtbaren und heimlichen Herrlichkeiten nur für uns Menschen offenbart. Vielmehr glaub' ich, daß alles, was ist, in, aus, durch Gott, aber seiner selbst willen dasei. Sind nicht die kleinsten oft auch zugleich die größten Herrlichkeiten? Die niedrigen Waldmoose zum Beispiel, die unser Fuß darniedertritt, deren wundervollen Bau keines Menschen Auge zergliedert, in denen Millionen unsichtbarer Würmer leben? Oder die Fülle der Seethiere in unergründlichen Tiefen, eine Farbenglut, einen Formenwechsel, eine Pracht erzeugend, an welche die kühnste Phantasie sich nicht wagen würde, — spülte nicht zufällig die Flut bisweilen Proben dieser Zaubergärten aus dem Schooße der Meere herauf . . . . wozu keimt, wächst, schwillt, gedeiht, genießt, prangt das, klein wie groß? Sind das auch Besserungsanstalten? Sollen die Käferchen am Moose die Weisheit nützlicher Einrichtungen, sollen die Haifische an den

bunten Muscheln, am Anblick reizender Korallenriffe Frömmigkeit und Tugend studiren? Nein, ich glaube nicht, daß die Schöpfung nur Ihret- meinetwegen und überhaupt wegen Wesen unserer Form und Gattung ‚angefertiget' wurde. Aber ich glaube ebensowenig, daß wir geschaffen wurden, um in fortdauerndem Jammer über unsere Sündhaftigkeit am Staube einherzukriechen. Nein, Herr Prediger; auf mich wenigstens will ich, was Sie gestern behaupteten, nicht angewendet wissen. Ich fühle mich nicht zerknirscht, ich fühle mich nicht in Pein und Angst vor der Hölle. Ich wende mich voll Vertrauen an den Ewigen, klage ihm meine Leiden, ohne darüber zu klagen; sende keine stürmischen Bitten empor; ich sage nur: ‚Du weißt's am besten, was das Beste ist, Dein Wille geschehe!' Und der Geistliche mit grauen Haaren, der aus diesem kurzen Satze eine klare, versöhnende, belehrende Rede zu machen versteht, der wäre mir der liebste Prediger; dem würde ich meine Stimme bei der Wahl für Friedhain am ersten geben. Darum jedoch ist's Euch, gestrengen jungen Herren, nicht zu thun. Ihr wollt nicht beruhigen, nicht versöhnen, nicht erheben und erfreuen; — Ihr wollt einschüchtern, erschrecken, quälen — und herrschen. Es ist eben auch wieder eine Mode. Ich

bin von altem Schlage; ich mache die neuen Moden nicht mehr mit. — Dieß konnt' ich Ihnen nicht vorenthalten, damit wir beide wissen, wie wir miteinander stehen. Die Damen vom Stifte werden bereits versammelt sein und mich erwarten. In der nächsten Stunde wird sich die Sache entscheiden. Nichts für ungut, Herr Prediger!" —

Sie ging in ihr Haus. Der Prediger machte hinter ihr her eine tiefe Verbeugung, wiederholte dieselbe nicht ganz so tief, aber kaum weniger devot vor Niklas und dem grünen Sammtsacke; bürstete mit dem Aermel dreimal seinen langhaarigen Kastor, ehe er ihn wieder aufs Haupt setzte, und sprach dann leise vor sich hin: „Nehmen Sie sich in Acht, Frau Gräfin! Dergleichen freigeisterische Aeußerungen dürften in gewissen Berichten an gewisse mir geneigte Gönner kein günstiges Vorurtheil für Sie erwecken. Und wegen Irreligiosität könnte auch die Aebtissin eines protestantischen Fräuleinstiftes — beseitiget werden, wenn man die richtigen Hebel in Bewegung setzt. Nicht zerknirscht will sie sein? Erhoben will sie sich fühlen? Aufgeblasene Person! Wofür wäre ich da? Erst kommt die Zerknirschung, dann mag Erhebung folgen, aber immer nur durch mich!"

Fest durchdrungen von seinem ganzen Werthe

wandelte er nun in feierlich abgemessenem Gange den Fußsteig hin, der nach des Pförtners Häuschen dicht bei der Gartenmauer führte. Dieser, der Pförtner, der zugleich den Dienst eines Küsters im Stiftskirchlein zu versehen hatte, und im Gaste schon seinen künftigen Herrn Prediger verehrte, näherte sich ihm vorsichtig: „Euer Ehrwürden hätte ich wohl ein Schreiben zu überreichen gehabt, konnte es jedoch nicht anbringen, weil ausdrücklich darauf steht: ‚ohne Zeugen in eigene Hände', und vorhin unsere Gnädige dabeiwar; habe folglich auf der Lauer gelegen, bis Dieselben ins Dorfgasthaus retourniren würden."

Herr Drill wendete dem Küster-Pförtner einen strafenden Blick zu und sagte salbungsvoll: „Ihr seid unverschämt, wenn Ihr wähnt, daß irgendetwas, mich betreffend, der Verheimlichung bedürfe? Meine Thaten haben sich vor keinem Mitwisser zu scheuen und meine Gedanken ebensowenig. Von wem kommt diese Zuschrift?"

„Das ist mir unbewußt, Ehrwürden. Wie's da ist, so lag das Ding auf meines Weibes Tischchen am offenen Fenster, und sie weiß auch nicht, wie's dahinkam? Weil ich aber lesen kann, so dachte ich..."

„Ihr habt nicht zu denken; nur zu glauben

habt Ihr. Gebt den Brief her; ich erkenne die Züge dieser Hand. Er ist von einer meiner Schwestern."

Herr Drill nahm den Brief, und entfernte sich.

Der Pförtner murrte hinterher: „Mein, mein, der hat's ja gar gefährlich. Mit dem wird nicht gut Kirscheneſſen ſein!" —

Dießmal hatte Gräfin Eichengrün die Urtheilskraft ihrer Stiftsdamen zu niedrig angeschlagen. Von den vierundzwanzig Versammelten, die an langem, grünen Tische im Kapitelsaale um sie herum saßen, sprachen sich nur wenige, und diese noch mit allerlei Vorbehalten für den neuen Prediger aus. Unbedingt nur Eine; diese denn aber auch mit Leib und Seele, denn sie war Feuer und Flamme.

Fräulein von Wustrowschitz genoß ihre Stelle im friedhainer Stifte seit kaum einem Jahre. Ueber den Protektionen, durch welche sie in den leergewordenen Platz gleichsam eingeschwärzt worden, sehr wider Vermuthen der Aebtissin, die eine Andere aufgenommen wünschte, und deßhalb mit Regierung und Kuratorium lebhaften Briefwechsel geführt, schwebte ein noch nicht aufgehelltes Dunkel. Doch soviel war allen gewiß: sie verdankte ihre Begünstigung den einflußreichen Verwendungen einer durch ihre Frömmigkeit ebensosehr, als durch ihren Edelmuth und

anerkannte Tugenden in der Provinz hochverehrten Dame. Da sie selbst nichtsweniger als liebenswürdig aufgetreten war, sondern ihre zur Schau getragene pietistische Tendenzen mit breiter Anmaßung an den Tag gelegt hatte, so galt sie bei ihren Mitschwestern für eine Heuchlerin, die jener wahrhaftchristlichen Frau im Gewande der Demuth eine Komödie vorgespielt habe. Auch fehlte es nicht an allerhand üblen Nachreden, ihre Vergangenheit befleckend, von denen nicht recht zu ermitteln gewesen, ob sie von draußen in Friedhains Mauern eingedrungen und dort erst des Weiteren umgearbeitet als verbesserte und vermehrte Auflage erschienen? oder ob sie innerhalb des Stiftes erfunden, erweitert, ausgebildet waren? Daß keine Tasse Kaffee, Thee, noch Chokolade vollgegossen und leergeschlürft worden sei, ohne mit dem Löffel und der Zunge einige neue Beiträge für jene Nachrede einzumischen, dafür bürgen alle Erfahrungen. Weßhalb sollte Stift Friedhain ausgenommen sein vom bräuchlichen Herkommen in gesammter Christenheit, welche allüberall den Hauptsatz der göttlichen Lehre: ‚Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!‘ also auslegt, daß man nicht strenge genug gegen sich selbst, folglich auch gegen den Nächsten nicht strenge genug sein könne, und daß diese Strenge eben wahre Liebe be-

weise? — Doch eine Ausnahme von dieser Annahme gab es in Friedhain immer, und diese ging von der Aebtissin aus. Ihr war nichts verhaßter als Klatschereien; ihr durfte das Geträtsch nicht nahekommen; jedes verlästernde Wort, jeden Versuch ihr mit einer Anklage beizukommen, schüttelte sie ab, wie man Raupen und solches Ungeziefer von sich schüttelt. Auch die Lästerungen gegen Fräulein Wustrowschitz hatte sie sich ferngehalten, und nachdem diese nun einmal im Stifte eingetreten war, hatte die Gräfin nicht weitergefragt, ob es gegen ihren Willen geschehen sei, sondern gethan was an ihr, der Neuaufgenommenen den Aufenthalt angenehm zu machen. Dadurch war Ludmilla der Aebtissin binnen kurzer Frist nähergekommen, wie die meisten übrigen Damen binnen längerer Zeit, und dieß trug gerade auch nicht bei, die scheinbar Bevorzugte minder unbeliebt zu machen. Als diese mit scheelen Augen Betrachtete sich nun voll leidenschaftlichster Wärme zur Vertreterin und unbedingten Lobrednerin des Herrn Drill aufwarf, zogen sich auch diejenigen zurück, die anfänglich für ihn geredet hatten, und sehr bald schlug in Gegnerschaft um, was beim Beginn der Sitzung parteiischer Gunst ähnlichgesehen. Das Resultat war, daß der gestern vielbewunderte, hochgepriesene, un-

vergleichliche Kanzelredner für das Predigtamt in Friedhain nur eine einzige Stimme erhielt.

Der protokollführende Kanzellist des Stiftes wurde beauftragt, den Kandidaten von diesem unerwarteten Ausgange des Skrutiniums sogleich in Kenntniß zu setzen. Sämmtliche Anwesende, auch die vor einer Stunde noch zur Opposition zählenden Verehrerinnen des Herrn Drill, verließen den Saal mit sehr vergnügten Gesichtern; jede schleuderte im Hinausgehen Ludmillen etliche Brandraketen des Triumphes zu. Die Gräfin begab sich in ihre Gemächer. Ludmilla bat, ihr dahinfolgen zu dürfen. Sie hatte sich aufrechtgehalten, solange Zeuginnen ihrer Niederlage zugegen gewesen. Jetzt, mit der würdigen Aebtissin allein, that sie sich keinen Zwang mehr an und überließ sich den heftigsten Aeußerungen ihres Schmerzes.

Gräfin Eichengrün faßte die Sache zunächst von der religiösen Seite auf, denn daß auch andere Beziehungen mitwirken könnten, kam ihr nicht in den Sinn. „Ich muß Ihnen wiederholen," sprach sie, „was ich Ihnen schon früher gesagt, wogegen Ihr prononzirtes Lutherthum sich heftig sträubt, was aber heute wieder deutlich hervorgetreten ist: alle diejenigen, die sich nach kirchlicher Gemeinschaft, nach einem von

außen und innen gleichbefestigten Bunde der Gläubigen sehnen, werden zwei wichtige Bindemittel stets vermissen, die ihnen unwiederbringlich verloren gingen, da sie sich vom Katholizismus trennten, oder da ihre Vorfahren dieß thaten. Erstens die allen Gliedern der Gemeinde zugehörige, allgemeinverständliche, Pol mit Pol verbindende, einige Form eines Gottesdienstes, der nicht bloß von den Talenten, Launen, Ansichten des Predigers abhängt, wie bei uns. Zweitens die damit innigverschmolzene, unerschütterliche, unbeugsame Forderung: Verstand, Geist, Forschung, Zweifel dem ewigen Kanon unterzuordnen. Da heißt es denn in Wahrheit: entweder, oder! Und wo Tausende von Katholiken versammelt sind, verliert das Sprichwort ‚Viel Köpfe, viel Sinne' seine Geltung. Denn wer einen andern Sinn hegen wollte, müßte aufhören ein Katholik zu sein. Bei uns Protestanten genügen, wie wir's heute wiederum erlebten, fünfundzwanzig Personen, damit sich wenigstens vierundzwanzig verschiedene Sinne und Auffassungen geltendmachen; denn mich zähle ich bei solchen Gelegenheiten nicht gern mit. Ich weiß sehr wohl zu würdigen, wie viel erhabenes, des Menschen geistigen Werth bekundendes in der Bezeichnung Protestant und im Wesen eines demüthigen,

bescheidenen gottesfürchtigen Protestantismus liegt. Nur meine ich, hat man dieß auf einem anderen Wege zu verfolgen, als den Ihr Herr Drill verfolgt, und den Sie jetzt in unserer Versammlung einschlugen. Wer protestiren zu müssen, zu dürfen denkt, der protestire still für sich und mache seine Angelegenheit mit unserm Herrgott ab. Aber protestiren — und unterjochen wollen, beides zugleich, das geht mir nicht ein. Sie haben mit Ihrer heftigen Polemik der Sache, die Sie zu fördern wünschten, mehr geschadet, als genützt, und den Aussichten Ihres Propheten den letzten Rest gegeben. Umso kindischer ist es, daß Sie jetzt die Verzweifelte spielen. Danken Sie dem Himmel, daß es diese Wendung nahm. Auf die Länge hätte sich der Mann mit seinem Zelotismus hier nicht behauptet; es würden häßliche Zerwürfnisse daraus erwachsen sein. Solche Menschen können nicht leben, ohne Proselyten zu machen. Mir kostet's Mühe genug, den lieben Frieden in Friedhain nur so leidlich zu erhalten. Wären auch religiöse Anfechtungen dazugekommen, dann gute Nacht: Einigkeit und Ruhe! Mein Einfluß reicht eben nicht weiter, als meine Macht — und da ich nicht die Oberin eines Klosters von strenger Regel, da ich nur die Verwalterin eines protestantischen Stiftes bin...

Aber was haben Sie, meine Liebe? Ist es möglich, daß Sie sich die Vokation eines Predigers gar so sehr zu Herzen nehmen? Sie sind außer sich? Bedenken Sie doch, wie häufig große Staatsmänner überstimmt werden in Angelegenheiten, wo es sich um Tod und Leben handelt?"

„Darum handelt es sich hier für mich, Gräfin! Mein Leben, mein Dasein steht auf dem Spiele!" — Und Ludmilla verfiel in krampfhaftes Schluchzen.

„Ja, um alles in der Welt," rief Barbara, „was gibt es denn eigentlich? Schlimmer könnten Sie sich nicht geberden, wenn der Mann Gottes Ihr Verlobter und seine Verbindung mit ihm von unserer Predigerstelle abhängig wäre?"

„Es ist nicht anders," schluchzte jene: „ich habe ihm meine Hand angetragen."

„Das will ich nicht hoffen! Ein Mädchen von Ehre wartet, bis ein Antrag ihm gemacht wird!"

„Verurtheilen Sie mich nicht, Gräfin, ehe Sie mich gehört. Ich kenne den Kandidaten aus früherer Zeit, wo er als armer Student der Theologie in meiner Eltern Hause Wohlthaten empfing und seinen Blick zu mir nicht zu erheben wagte."

„Er that sehr wohl daran: Sie sind viel älter als er."

„Der Tod meines Vaters zerstörte unser Haus; Mutter, Geschwister und ich blieben in Dürftigkeit zurück. Herr Drill hatte die Stadt verlassen, ehe ich Gelegenheit gefunden, ihn zu ermuthigen; ihm zu gestehen, wie hoch ich ihn schätze, wie theuer er mir ist. Erst als meine Mutter dem Vater in jene Welt nachfolgte, gelang es den Bemühungen unserer Gönner, hier eine Zuflucht für mich Hilflose zu gewinnen. Entsagend, meine Liebe in mich verbergend, wähnte ich mit dem Leben abgeschlossen zu haben und nur im Heiland mein Glück zu finden. Ich betrachtete den Eintritt in dieß Stift wie den Austritt aus der Welt; mich wie eine lutherische Nonne. Gott hat es anders beschlossen. Er sendete den Verkünder Seines Wortes hieher, und ich hielt dieß für einen deutlichen Wink von oben, der mich anwies einzugestehen, daß ich den theuren Diener des Herrn schon geliebt, als er noch ein schüchterner armer Jüngling an unserm Tische seinen Hunger stillen durfte. Vor einigen Stunden hat er meine Zusage empfangen."

„Wenn Sie mich Ihres Vertrauens früher gewürdiget, wäre ich entweder so glücklich gewesen, Sie von Ihrem tadelnswerthen Vorhaben abzubringen; oder, gelang das nicht, dann blieb mir wenigstens

übrig, in unserer Versammlung, anstatt mich jeglicher Einwirkung zu enthalten, durch mein Vermitteln dem Manne Ihrer Wahl die hiesige Anstellung zu verschaffen. Was wollen Sie jetzt beginnen? Sie kennen die Regeln und Bedingungen, worauf unsere kleine Kommune sich basirt? Von dem Augenblicke, wo Sie als Verlobte gelten, haben Ihre Einkünfte aufgehört, und Sie sind nicht mehr Stiftsdame."

„Ich werde lieber darben, als von ihm lassen. Wir sind für einander bestimmt. Gott will es so. Auch kann ein Prediger von diesen Gaben nicht lange ohne Amt bleiben; die Anträge von allen Seiten müssen ihm zufliegen."

„Das wollen wir wünschen," sagte theilnehmend die Aebtissin. „Doch ich fürchte, Sie haben ebenso unklug, als unzart sich benommen. Weit entfernt, mich in irdischem Besserwissen aufzulehnen gegen das, was Sie Gottes Willen nennen, muß ich doch eingestehen, daß ich diesen Willen noch nicht unzweifelhaft ausgesprochen sehe. Sicherer, dünkt mich, hätte er sich dargethan, bestimmter wäre er kundgeworden aus dem Munde des Mannes, der sich doch nothwendig darüber auszusprechen hatte, ob er der Ihrige werden will?"

„Ob er will?" fragte jetzt Ludmilla; „ob er

will? Mit diesem Zweifel können Sie mich nicht kränken: ich bin meiner Sache gewiß."

Die Unterredung, aus der wir nur einzelne Bruchstücke mitgetheilt haben, die uns nöthig erschienen, das Bild unserer Tante Barbara auch von dieser Seite abzurunden und vollständig zu machen, hatte sich bis gegen Abend hingezogen, — da zeigte sich Niklas mit einem Briefe, welchen der Pförtner gebracht. Er reichte ihn Ludmillen dar, und blieb, wie eines Auftrages harrend, stehen.

Die Empfängerin bat um Erlaubniß, öffnen und lesen zu dürfen. Gräfin Eichengrün nickte ihr bejahend zu, wobei sie genau darauf achtete, ob dem überreichten Schreiben noch ein zweites beigefügt sei? Sobald sie sich überzeugt, daß nur ein Blatt in dem Kouvert enthalten, setzte sie sich an den Tisch, warf eiligst einige Zeilen aufs Papier, schloß, adressirte sie und sagte zu Niklas: „Er trägt dieß augenblicklich ins Gasthaus und wartet auf Antwort; rasch!"

Nun wieder mit Ludmillen allein, sagte sie sanft, nicht etwa höhnisch, sondern mit wahrhaftmütterlicher Herzlichkeit: „Nun, mein Kind, war es Gottes Wille?"

„Ich bin verloren," rief jene, gab ihr das

Blatt und warf sich dann aufs Kanapee, ihr Antlitz verbergend.

Die Gräfin las: ‚Meine Gnädige! Wär' ich nicht schon hinreichend von meinem Unwerthe überzeugt, ich müßte es werden durch die mir soeben zugekommene Anzeige, daß die Wahl gegen mich ausgefallen ist. Ich bedauere also unendlich, das mir zugedachte Glück nicht ergreifen zu können. Uebrigens hab' ich schon eine Braut, die Tochter wohlhabender Bürgersleute, die in jeder Beziehung, auch was unser Alter anlangt, eine für mich passende Partie ist. Drill.‘ „Nun," sprach sie, „das geht ja besser, als ich zu hoffen wagte; dießmal hat das gute Geschick den Verstand gehabt, der Ihnen fehlte. Gott sei gepriesen, die Gefahr ist vorüber. Jetzt ermannen Sie sich, meine Beste, und gehen Sie mit sich zu Rathe. Lernen Sie einsehen, daß man nicht ungestraft mit Entschlüssen wechselt, wie mit einem Spielzeug. Ehe Sie den Entschluß faßten, hier in stiller Beschaulichkeit unvermält zu bleiben, hätten Sie Ihr Herz fragen sollen, ob es etwa jünger sei als Ihre Jahre? sich erforschen, — und dann nicht so auftreten, wie Sie unter uns aufgetreten sind, mit allen Ansprüchen unfehlbarer Heiligkeit. Dadurch sind die vielfältigen kleinen Feindschaften entstanden,

die sich gegen Sie richten. Möge Ihnen die Erfahrung, die Sie an sich selbst, an Ihrer eigenen Schwäche gemacht haben, dazu dienen, die Schwächen Anderer nicht mehr aus dem Gesichtspunkte unerbittlicher Strenge zu verdammen. Alle Hochachtung vor den Gläubigen, die aus Heiden und Muhamedanern Christen bilden; in neuerer Zeit habe ich mich auch schon nach Missionären umgesehen, die es sich angelegen sein ließen, aus Christen (wie Schiller einmal sagt) Menschen zu werben. Denn es scheint bisweilen, als vergäßen Viele, daß der, nach dem sie sich benennen, unendlich mild und nachsichtig gewesen ist. Gewarnt durch diesen Vorfall, der natürlich unter uns bleibt, trachten Sie danach, die Freundschaft derjenigen zu erwerben, auf die Sie bisher mit religiösem Hochmuth herabsahen; eine Gattung, die mir die fürchterlichste, weil sie die sich selbst am meisten widersprechende ist. Gott hat nicht gewollt, daß Sie sich einem Zeloten an den Hals warfen, den ich für einen Heuchler halte; vielleicht hat Er gewollt, daß Sie nun ein zufriedenes, eitlen Regungen und Wünschen nicht mehr ausgesetztes Dasein beginnen und dieses an unserer Seite heiter und anspruchslos zu Ende führen sollen. Solange ich noch lebe, rechnen Sie in allen Stücken

auf mich, vertrauen Sie mir unbedingt; so wird's recht gut werden, und wir werden uns mit fröhlichem Ernste auf ein Leben nach dem Tode vorbereiten, ohne Gelübde, ohne Selbstquälerei, ohne Gehässigkeiten, — und ohne pietistische Stoßseufzer. Wir wollen uns die Vierzeilen unseres großen Friedrich Rückert ins Herz hineinschreiben:

'O sei auf Gottes heller Welt kein trüber Gast!
Mach' Schande nicht dem milden Herren, den Du hast.
Zeig' in Geberd' und Wort und Blick, daß dem Du dienst,
Der sagt: Mein Joch ist sanft und leicht ist meine Last.'

Und nun, Ludmilla von Wustrowschitz, das Haupt empor und guten Muthes!" —

Das Haupt sollte sie wohl erheben, denn die Gräfin richtete es mit ihrer Hand empor, daß sie ihr ins Angesicht sah; doch guter Muth sprach nicht daraus. Verwirrung, Scham, Aerger wurden zwar beinahe ausgeglichen von Rührung, Vertrauen und Dankbarkeit für soviel Huld. Aber was sich zumeist darstellte, war peinliche Angst und Besorgniß, die lange vergeblich rang, bis sie sich aus der Brust über die Lippen wand:

„Er hat meinen wahnsinnigen Brief in Händen," stotterte Ludmilla; „er wird mich dem Gespötte

seiner Braut preisgeben; sie wird lesen, was der böse Geist mir diktirte."

„Den bösen Geist lassen wir auf sich beruhen, wenn ich bitten darf. Ich statuire seinesgleichen nicht. Wem es bequem ist, mag mit seinen Einflüsterungen verkaufen; wer's redlich meint mit Gott und sich, nimmt, was er verschuldet, geirrt, versehen hat, in Demuth auf seine eigene Kappe. Also thun auch Sie und erwarten geduldig, was verhängt ist. Es ist doch kaum denkbar, daß dieses Frommen Braut, — wenn er wirklich Bräutigam ist, was ich noch bezweifle, — mit irgendjemand in unserer Gegend bekannt sei? Und anderswo sind Sie wieder nicht bekannt . . . . freilich wirft's ein falsches Licht auf unser Friedhain, und besser wär's, er nähme kein schriftliches Zeugniß dieses Vorganges mit sich hinweg."

Flehend hob die Geängstigte ihre Hände auf: „Gibt es denn keine Hilfe?"

„Vielleicht bringt sie uns dieser hier" — und dabei wies die Gräfin auf Niklas, der außer Athem hereinplatzte. „Hier vom Herrn im Gasthause, und hier vom Postboten."

Sie winkte ihm, hinauszugehen, legte den Postbrief auf den Schreibtisch, nahm bedächtig den In-

halt des andern aus dem Umschlage und schob ihn zwischen die noch immer bittend emporgehaltenen Hände: „Ich denke, das wird die ersehnte Hilfe sein?"

„Gott erbarme sich, mein Schreiben!" schrie Ludmilla, indem sie sich der Aebtissin zu Füßen werfen wollte; was diese nur mit Gewalt verhindern konnte. „Gräfin, wie haben Sie dieß Wunder bewirkt?"

„So natürlich, wie wahrscheinlich manches andere vor sich ging, was wir Wunder nennen. Während Sie seine schmähliche Erwiederung lasen und dabei zu Tode verblichen, schrieb ich auf ein Streifchen Papier: ‚Mein Diener hat den Befehl, nicht eher von Ihnen zu weichen, bis Sie ihm einen Brief übergeben haben, den eine Gemüthskranke heute an Sie gerichtet.' Man sagt, ich hätte eine tüchtige Schrift und Sie haben ja auch schon Proben davon gesehen. Nun, auf jenem Streifchen Papier mögen die Buchstaben etwas massiv ausgefallen sein! Vielleicht hat er gefürchtet, sie könnten von einem Manne herrühren, der so nachdrücklichen Zügen seiner Feder auch noch anderen Nachdruck zu geben wüßte? Genug, es hat gewirkt. Sie sind im Besitz des schriftlichen Beweises, — was er über die Geschichte zu schwatzen sich etwa erlaubt,

das bleibt sans consequence. Schwarz auf weiß hat er nichts mehr. Entschuldigen Sie, daß ich in meinem Eifer so weit ging, Sie eine ‚Gemüthskranke‘ zu nennen; es kam mir eben nichts feineres in die grobe Feder.“

„Und bin ich es etwa nicht?“

„Sobald Sie das einsehen, befinden Sie sich schon auf dem sichern Wege zur Genesung. Wo der Arzt weilt, der stets mit Rath und That für Sie bereit ist, das wissen Sie nun. Was sich begeben, bleibt unter uns. — Dieses Schreiben aber verbrennen Sie nicht. Lesen Sie es bisweilen durch. Das ist die erste Arzenei, die ich verordne. Und somit Gott befohlen.“

„Die ist noch mit dem blauen Auge davongekommen,“ sprach sie dann hinter Ludmillen her, nachdem diese sich entfernt hatte; „er konnte falsch verstehen, ihr Gott weiß welchen Einfluß zutrauen, sie beim Worte nehmen, wenigstens scheinbar — und sie so um ihre hiesige Existenz bringen. Hoffentlich hat sie an dieser letzten Lehre genug; und sie könnte auch genug haben, denn sie ist weder hübsch, noch angenehm, noch jung, noch sonst liebenswürdig . . . aber geliebt will sie dennoch sein? — Welch eine Grausamkeit der Natur, daß sie so häufig in die absto-

ßendsten Persönlichkeiten jenes beunruhigende Bedürfniß legt, anzuziehen, zu fesseln! O es ist eine böse Krankheit! Und aus dem Grunde heilen läßt sie sich niemals, fürchte ich. Man ist vor Rückfällen nicht sicher. — Das war eine häßliche Unterbrechung des schönen Herbsttages, über den und auf den ich mich so innig gefreut hatte. Zum Glücke ist er noch nicht völlig vorüber und ein Stündchen unter meiner Linde bleibt mir noch . . . . siehe da, Ulrich's Brief! der mag mich begleiten."

Sie ging durch die kleine Hinterthür in der Gartenmauer, wozu nur sie den Schlüssel führte, ungesehen ins Freie hinaus, einen etwas beschwerlichen Pfad, den schmalen Damm entlang, auf holperichtem Boden, von Wurzeln durchkreuzt, von Weidengesträuch, Schlehdorn und Eichengestrüpp verdeckt; einen Weg, den außer ihr keine Seele suchte, noch kannte. Deßhalb war er ihr lieb. Denn sie sagte oft: „Der Mensch hat kein Recht, sich seinen Mitmenschen zu entziehen; wer nicht, was an ihm ist und in seinen Kräften liegt, ehrlich aufbietet, um zu nützen und zu fördern, der ist ein feiger, fauler, unnützer Brotfresser. Wer aber seine Pflichten gegen Andere erfüllt hat, der errang dadurch das Recht, auch an sich zu

denken, zu sich selbst zu kommen. Und bei sich ist man eigentlich nur dann, wenn man mit sich allein ist."

Der verwahrlosete Damm führt zu einem kleinen Hügel, dem einzigen in dieser flachen Gegend; oben auf dem Hügel steht eine kräftige Linde. Sie vermag noch nicht viel Schatten zu spenden, denn sie ist noch jung. Gräfin Eichengrün hat sie setzen lassen, freilich schon als stattlichen Baum. Für einen Herbstabend braucht es keines Laubdaches. An den Stamm lehnt sich ein schmales Bänkchen; ihrer Zwei fänden nicht Raum darauf.

Dort sitzt sie, ihres Bruders Brief uneröffnet in der Hand, und schaut in die Sonne, die sich sanft senkt, nicht mehr blendet.

„Da sind wir unserer Drei beisammen," murmelt sie: „Abend — Herbst, — und ich. Mit uns allen Dreien neigt sich's zum Ende, dann folgen Nacht, Winter, Grab. Wie war es sonst so schön, wenn ich noch später am Abend, noch später im Jahre hier feierte und des Todes gedachte, des düstern schauerlichen Gewölbes unter den Mauern der eichenauer Kirche, wo die Särge der Meinigen stehen, . . . und ich sah über meinen Sarg den treuen Hermann gelehnt, der seiner alten Barbara liebend gedachte! Wurd' es da nicht heller Morgen, blühen-

der Frühling um mich her? Lebte ich nicht auf im Andenken seiner Liebe? Damit ist's denn auch vorbei, und mein Sarg wird nichts anderes sein, wie ein gewöhnlicher Sarg. Ich soll nichts voraushaben. — Doch laß' uns sehen, was Ulrich zu melden hat?"

Die brüderliche Epistel athmete lauter Jugend- und Lebenslust: „Ich fühlte meine Jahre niemals minder, als jetzt. Solange ich denke, war ich nicht rüstiger, unermüdlicher, jeder Anstrengung mächtiger gewachsen. Die Wirthschaft gedeiht zusehends. All meine Anlagen tragen reiche Früchte. Das Füllhorn des Segens ist über unser herrliches Eichenau ausgegossen, — und über mich auch, alte Barbara. Ja, sogar das Herz, nachdem es so lange geschwiegen, fängt an seine Rechte wieder geltend zu machen. Ich rede hier nicht etwa von jenen vorübergehenden kleinen Händeln, die Du in Deiner altschwesterlichen Strenge mir als böse Verirrungen ins schwarze Buch schreibst. Mit denen hat ja, wie Du wohl weißt, das Herz nichts gemein. Ich beziehe mich auf ein Ereigniß vom vorigen Frühjahr, welches je länger, desto tiefer auf mich nachwirkt, und mich schon einigemale auf den Gedanken geleitet hat, es wäre vielleicht gar nicht übel, meinem Junggesellenleben ein Ende zu machen. Und sollte diese Idee nicht Dei-

nen Beifall gewinnen? Schon darum, weil durch ihre Verwirklichung mit einemmale beseitiget würde, was Dir hin und wieder tadelnswerth an mir erschien? Die Rücksichten, welche mich früher von einer zweiten Ehe abschreckten, sind mit Theodor's Tode erloschen. Ich habe für Hermann nicht mehr zu sorgen, und er bedarf meines Allodialvermögens jetzt nicht. Ueber das, was meine ökonomischen Bemühungen und Fortschritte, was Umsicht und Fleiß mir errungen, kann ich frei disponiren, ohne irgendein Recht zu verletzen. Was meinst Du, wenn ich Dich noch einmal aufforderte meiner Braut Kranzjungfer zu sein?' Und so weiter.

Barbara lächelte traurig: „Gerathe ich denn heute aus einer Heiratskonfidenz in die andere? — Ah, und bei dieser zweiten würde meine Warnung vergeblich bleiben. Seine Exzellenz, Graf Eichengrün auf Eichenau hat keinen refus zu befürchten, wie meine arme Ludmilla. Den nimmt jede, — dafür kennt man mein Geschlecht von diesem Jahrhundert. Auch darf ich nicht ungerecht gegen ihn sein, und wahr muß es bleiben, obgleich ich seine Schwester bin, er verdient den Vorzug neben vielen Jüngeren; würde ihn verdienen, wenn er nicht Majoratsherr, nicht Graf Ulrich, — wenn er ein schlichter

Mann wäre, ohne Rang und Vermögen; denn er ist ein Mann! Er ist noch der Sohn einer stärkeren, gesünderen Zeit. — Und mit seinen Söhnen verglichen! . . . Wohl wähnt' ich einst, in Hermann den Träger unseres Namens emporwachsen zu sehen, der in sich vereinigte, was die Vergangenheit Gutes überlieferte, was die Gegenwart Hohes schuf. Doch ach, er hat von beiden nur das Nichtige, Oberflächliche, Leere angenommen, und neben seinem Vater steht er da wie ein junger, hohler, kranker Baum mit glattem Stamm, feiner Rinde, zugestutzten Zweigen, der einer festen, markigen, alten Buche zur Seite schwankt. — Fort mit dem trostlosen Vergleiche. Und wolle Gott, daß er falsch, daß er übertrieben sei!

„Da sinkt die Sonne hinab! — War's doch, als ob sie verschwindend mir noch etwas zuriefe? Klang es doch wie eine freundliche Stimme, die mir sagte: Fasse Hoffnung, Dein Liebling ist noch nicht aufgegeben. Der Kern ist noch frisch, nur die Schale scheint welk. Aus einer trüben Wolke, die jetzt vor Dir aufsteigt, trüb und regendrohend wie jene, hinter denen ich, Sonne, mich heute verbarg, kann die Hand herablangen, die ihn ergreift, züchtiget, erhebt, Dir wiederzuführt.

„Wessen Stimme ist es gewesen? Kam sie von oben? Sprach sie aus mir? Von Gott gewiß, denn Er wohnt auch in uns; Er wohnt in jedes Menschen Brust. Verleugnen läßt Er sich, verhüllen, umnebeln, — ausweisen nie, niemals. Auch der freche Bösewicht hat Stunden, wo Gottes Gegenwart ihn übermannt. Und ein Bösewicht kann ja mein Hermann nie werden. Verhärtet nur ward ihm das Herz, erkältet mit den eisigen Lehren starrer, selbstsüchtiger Eitelkeit. Ein warmer Sonnenblick der Huld, ein milder Hauch göttlicher Gnade, — oder ein scharfer Dornenstich des Geschicks, der es verwundet, ihm Tropfen heißen Blutes entlockt .... und die Rinde schmilzt, und es belebt sich und liebt." —

Als dieser Gedanke mit voller Macht durch ihre Seele zog, da war sie nicht die Aebtissin des adeligen Fräuleinstiftes Friedhain, da war sie unsere alte liebe Tante Barbara, wie wir sie im Glashause beim Gärtner Wiesner, wie wir sie in der wahlauer Holzgasse beim guten Hermann gesehen. Da schwanden alle trüben Wolken des Nachmittages von ihrer Stirn, wie die Wolken gen Abend sich verzogen und sich in einen rothen Purpurmantel aufzulösen schienen, der die hinabgesunkene Sonne bedecken wollte. Immer dunkler ward es, immer kühler .... Tante Barbara

saß noch auf ihrem Bänkchen, sann nach, und bewegte mitunter die Lippen, als ob sie mit Einem spräche?

In den Blättern des Lindenbaumes erhob sich ein Säuseln, herbstliches Fröstelu wehte hernieder, durchschauerte sie. Fester hüllte sie sich in ihr großes Tuch. „Gute Nacht, Odo,“ sagte sie in die dämmernden Nebel hinaus und erhob sich.

Wie sie den schmalen Damm sichern Trittes entlang ging, flimmerten schon unzählige Sterne durchs Gesträuch. Da lächelte sie empor und flüsterte noch einmal: „Gute Nacht, Odo!“

Sechszehntes Kapitel.

Das Faschingstreiben einer großen Stadt, deren Bevölkerung in überwiegender Zahl aus Evangelischen besteht, kann sich an stürmischem Wirbeldrehen und tollem Drange nicht messen mit dem Karneval jener, auch kleineren Orte, wo die Gesetze der Kirche und des Staates der wilden Vergnügungswuth engere Schranken gesetzt, und sie gewissermaßen herausgefordert haben, in kürzester Frist ihr Aergstes zu leisten. Dennoch fehlte es in der Residenz nicht an Gelegenheiten für alle Stände, sich auszutoben, und kon-

zessionirte wie heimliche Pfandleiher bargen in ihren Moderhöhlen gar manches werthvolle Stück, woran der saure Schweiß eines gekrümmten Vaters, die heiße Thräne einer grauhaarigen Mutter haftete. Wenn man ernstlich erwägt, wie viele junge Leute sich und die Ihrigen ins Elend hineintanzen; wenn man überhaupt das Wesen und Gebahren der jetzigen ‚flotten Welt' auf öffentlichen Bällen betrachtet, — sei's nun in Prachtsälen, sei's auf Tanzböden, sei's im Glanze unzählbarer Wachskerzen, sei's vom gespenstischen Scheine leichenduftiger Gasflammen beleuchtet, — man braucht kein verbissener, neidischer, kränklicher Griesgram zu heißen, der der Jugend ihre Freuden mißgönnt; man darf nur der eigenen Jugendzeit gedenken, und ihrer umsoviel anspruchsloseren, bescheideneren, anständigeren Ergötzlichkeiten, um bei solchem Vergleiche zu erschrecken vor dem sogenannten Fortschritte, den die Gegenwart auf diesem Felde zu ihren Errungenschaften zählt. Sollte es, (wie unsern Enkeln eine Musik der Zukunft verheißen ist) auch eine Zukunft des geselligen Tanzes geben, welche die Gegenwart auf dem jetzt eingeschlagenen Wege überholte und noch weiterginge, — dann, offen gestanden, würde ich den wohlgesinnten Vater nur darin erken-

nen, daß er seinen Töchtern lieber die Beine entzweischlüge, als sie auf einen Ball gehen ließe.

Aehnliche Bemerkungen erlaubte sich der ältliche kleine Herr mit den grünen Augengläsern, der neben Hermann Graf Eichengrün im dichten Gedränge Zuschauender stand. Wahrscheinlich ermuthigte ihn dazu die Betrachtung, daß der junge Herr verschmähte, sich in die Reihen der Tanzenden zu mischen. „Seine Erzellenz," sagte er, „geben ein stattliches Fest, doch mich dünkt, die edle Kunst, auf zartere Weise und mit feinerem Sinne zu genießen, was dargeboten wird, ist gänzlich ausgestorben. Finden Sie nicht auch, Graf?"

„Bester, darauf kann ich Ihnen wirklich keine genügende Antwort ertheilen," entgegnete Hermann. „Ich weiß nicht, wie es sonst war? Ich bin von jetzt. Von dem aber, was da getrieben wird, und was sie Amusement nennen, habe ich nur den verworrenen Begriff, den oberflächlicher Anblick gewährt. Mich langweilt die Sache bis zum Erzeß. Ich muß dabei immer jenes türkischen Gesandten denken, der bei einem pariser Hofball durch seinen Dolmetsch sich erkundigte, weßhalb nicht die Herrschaften diese anstrengende Arbeit durch ihre Sklaven verrichten lassen?"

„Ha, das ist echt orientalisch! Haben Herr Graf nie getanzt?“

„Daß ich nicht wüßte! Als Junge wohl, unter des Tanzlehrers Aufsicht. Seitdem nicht mehr.“

„Nun die Tanzstunden können auch ihre Reize haben. Es entspinnen sich da die ersten kindischen Intriguen . . .“

„Wir, in der Akademie hatten keine anderen Tänzerinnen, als unsere kleineren Mitschüler, die mit Hilfe eines um den linken Arm geschlungenen weißen Tuches in schönes Geschlecht umgewandelt wurden. Da gab es keine anderen Intriguen, als wer den Nachbar durch vorgehaltenen Fuß zum Fallen bringen könnte? Uebrigens, Herr Etatsrath, seh' ich die aufgeputzten Tänzerinnen, die sich's da sehr angelegen sein lassen, ebenso gleichgiltig an, wie jene ungeschickten Bengel in der Tanzstunde. Ich ennuyire mich fürchterlich.“ —

„Hm, hm,“ machte der Etatsrath, und schob seine Brille hin und her, „es dürfte mich eigentlich nicht Wunder nehmen, daß Sie sich heute hier ennuyiren; denn Sie befinden sich ganz wo anders mit Ihren Gedanken? Ist's nicht wahr?“

„Es könnte sein. Aber wo meinen Sie?“ . . .

„Soweit versteigt sich meine Indiskretion

nicht, darüber auch nur eine Vermuthung auszusprechen. Aber können Sie mir zufällig sagen, Graf, was es für Gründe haben mag, daß der Prinz nicht hier ist? Ich weiß bestimmt, Seine Exzellenz hat auf die Ehre gehofft, und es wäre nicht zum erstenmale..."

„Welcher Prinz, Herr von Schlumbs? Es gibt so viele Prinzen auf Erden" —

„Wenn Sie nicht wissen wollen, welchen ich meine, dann hab' ich nichts gesagt, und bitte um Verzeihung, daß ich zudringlich war."

Hier nahm der Statsrath von Schlumbs die grüne Brille von der Nase und rieb die Gläser so heftig mit seinem großen indischen Foulard, als ob er sie weißputzen müßte.

Graf Hermann hielt das Schweigen nicht lange aus. Er neigte sich zum Ohre des brillenreibenden Nachbars, ihn leise zu fragen: „Da Sie doch im Hause hier zu Hause sind, — ist Ihnen vielleicht bekannt, ob Baronin Stjernholm auf der Liste der Einzuladenden gestanden hat?"

„Ah, das laß' ich mir gefallen, Graf; nous voilà en pays de connaissance!"

Er setzte die Augengläser wieder auf und flüsterte: „Nein, sie war nicht invitirt. Ihre Exzellenz erlaubten es nicht; Seine Exzellenz bestanden

darauf; doch Ihre Exzellenz wußten es so einzurichten, daß es Seiner Exzellenz von — anderswoher gleichsam untersagt wurde!"

„Unsinn; wahrhaftig die Leute mischen sich in Sachen — und deßhalb, meinen Sie, ist der Prinz ausgeblieben?"

„Ich darf Ihrer Meinung darüber nicht vorgreifen, Graf; Sie wissen am besten, was Sie davon zu halten haben."

Hermann biß sich auf die Lippen und verstummte wieder hartnäckig.

Augenblicklich befreite Herr von Schlumbs seine Nase von ihrer Last und begann aufs neue zu reiben.

Es gibt Gesichter, die man kaum zu erkennen vermag, sieht man sie ohne Brille. Menschen von gewöhnlichem Schlage, wie sie uns sonst erscheinen, verrathen recht überraschend einen Hinterhalt von List und Schlauheit, wenn sie ihre tiefliegenden Augen unbewaffnet zeigen. Ob Herr von Schlumbs etwas dieser Art beabsichtigte und deßhalb die grünen Gläser so lange anhauchte und säuberte, kann ich nicht bestimmen. Doch war es sein Zweck, den Grafen dadurch aufmerksam auf sich zu machen, so erreichte er ihn vollkommen. Denn Hermann that sich den Zwang an, ihm abermals das erste Wort zu gönnen:

„Es ist unerträglich heiß, Herr Etatsrath; wie wär' es, wenn wir ein kühles, abgelegenes Plätzchen suchten?"

„Sie sprechen meines Innern sehnlichste Wünsche aus; ich bin weiches Wachs in Ihren Händen!" —

Der Rückzug ward angetreten. Der beiden Herren einwohnende diplomatische Takt veranlaßte sie instinktmäßig, weder zu gleicher Zeit, noch Arm in Arm, sich vom Schauplatze der Lust zu entfernen. Sie schlugen sich, jeder einzeln, durchs Getümmel, erreichten auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel und fanden sich nach Verlauf eines Viertelstündchens im schlechtbeleuchteten kleinen Gemache zusammen, welches, zwischen den Apartements Seiner und Ihrer Exzellenz gelegen, so ein Mittelding von Vorzimmerchen, Entrée, Rumpelkämmerlein und staubigem Bücherkasten bildete. Ein nicht allzusauberer Divan, allem Vermuthen nach das Bettzeug eines dort über Nacht stationirten Dieners enthaltend, bot sich als einziger Ruhepunkt dar und wurde vom Etatsrath sogleich in Besitz genommen mit der Aeußerung: „Hier sucht uns kein Teufel, Graf!"

Wer ist Herr von Schlumbs? Der Titel Etatsrath klinkt halb dänisch, halb russisch? Er hat von beiden etwas. Ein geborener Deutscher hat dieser Herr in Schweden, dann in Dänemark eine dunkle

Jugend verlebt, ist später in russische Dienste gerathen, ist mit irgendeiner Gesandtschaft nach der Residenz gekommen, in der wir uns befinden, und ist daselbst kleben geblieben, niemand kann sagen wie, warum, an was, und noch weniger: als was? Genug er ist da; er lebt, lebt à son aise; wovon? Nun höchst wahrscheinlich vom Gelde. Wer gibt ihm dieses Geld? Wofür empfängt er's? — Alle diese Fragen hatten sich in den ersten Jahren seiner Anwesenheit alle Menschen vorgelegt, jeder hatte sie nach seiner Anschauungsweise, keiner entschieden beantwortet; nach und nach waren sie verstummt; man hatte sich daran gewöhnt, den Herrn Statsrath von Schlumbs überall zu sehen; die beste Gesellschaft nahm ihn auf; und wenn hier und da die Warnung gehört wurde: man habe sich in seiner Gegenwart vor allzufreien Gesprächen zu hüten, so trug dieß eben nur bei, ihm einen mysteriösen Relief zu verleihen. Im ganzen galt er für ein „bon enfant;" so hatte ihn auch der verstorbene Kammerherr genannt. Und solche Empfehlung mag nicht wenig dazu beitragen, daß Hermann sich mit ihm einläßt.

„Mein theuerer Graf," hub er an, „bei einem Kavaliere wie Sie, kann ich mir alle unnützen Eingänge und Umschweife ersparen. Sie haben es längst

fort, daß ich mit einer Ambassade für Sie beehrt wurde. Ich denke, wir verhandeln ohne Finten und heimliche Schliche. Sie sind vornehm, sehr vornehm; Sie sind reich, sehr, sehr reich; und was für mein Geschäft die Hauptsache: Sie sind, obwohl fast noch ein Jüngling, mit den Thorheiten der Jugend fertig. Man darf zu Ihnen sprechen, wie zu einem reifen, erfahrenen Manne, der keinen Phantasiegebilden mehr nachläuft, der sich an die solide Wirklichkeit hält. Ich verehre Sie schon lange. Sie sollen mich aufrichtig finden, bis aufs geringste Detail; ich will Ihnen mit unumschränktem Vertrauen entgegenkommen; — doch kann ich das, darf ich das erst, wenn Sie mir durch eine entschiedene Probe Ihres Vertrauens den Beweis geliefert, wie viel Ihnen an dem meinigen liegt. Machen Sie nicht solche abweisende Geberde; hören Sie mich erst bis zum Schluße. Ich verlange keine Enthüllung delikater Geheimnisse, will durchaus nicht in — ja, wie nenn' ich's? die reine Prosa wird am besten zusagen: in Privatverhältnisse eindringen. Sie sollen mir nur unumwunden erklären: ob Sie Ihre diplomatische Carrière lediglich wie tändelnden Dilettantismus betrachten? Oder ob Sie einen gewissen — Ehrgeiz

dareinsetzen, rasche Progressen zu machen und etwas zu erreichen, ehe Ihnen Ihr Majorat zufällt."

„Darauf kann ich direkt erwiedern: Ja, ich wünsche so viel zu erreichen, so hoch zu steigen, als es menschenmöglich ist. Mein Vater wird, wie ich zuversichtlich hoffe, sehr alt werden; denn er darf in vielfacher Beziehung noch für jung gelten. Ich habe durchaus keine Lust, so lange nichts anderes zu sein und zu heißen, als der dem künftigen Besitz entgegenharrende Graf. Sie sehen mich bereit zu thun, was sich mit meinem Range, mit meinem Stolze, mit meiner Ehre verträgt, um diejenige Protektion zu erlangen, die meines Vaters stetsbewährte Selbstständigkeit mir nicht zu ertrotzen, die meine kalte Zurückhaltung mir gewiß nicht zu erschmeicheln verstand. Bekennen Sie Farbe — denn daß Sie irgendeinen Auftrag für mich in petto, irgendeine conditio sine qua in Rückhalt haben, dergleichen lauerte ich Ihnen ab, als Sie Ihre Brillengläser putzten."

„Und ich habe es Ihnen bestätiget. Beauftragt bin ich, doch eine Bedingung habe ich Ihnen nicht zu stellen. So weit erstreckt sich meine Autorisation nicht. Ich habe Ihnen nur gesprächsweise, unter guten Freunden wie wir sind, a u s z u p l a u d e r n, daß man Himmel und Erde in Bewegung setzen möchte, um

eine Heirat gewisser höchster Herren zu verhindern, die von gewissen schönsten Witwen fast für gewiß angesehen wird; und daß man — (aber ich habe nichts gesagt!) — demjenigen, der solche Heirat zu hintertreiben die Mittel fände, nöthigenfalls ein noch nie erlebtes, unerhörtes Avancement angedeihen lassen würde.

Graf Hermann fuhr auf: „Herr von Schlumbs, mit wem glauben Sie zu sprechen?“ — Doch kaum war dieß heraus, so unterbrach er sich selbst und fing hellen Halses zu lachen an: „Ich bin nicht klug, daß ich mich erzürne! Wie kommt mir's ein, beleidiget zu sein, weil von mir gewünscht wird, was zu erreichen niemand lebhafter wünscht, als ich selbst? Mein ausplaudernder Herr Etatsrath, ohne die geringste Aussicht auf Beförderung, ohne Antrieb von irgendeiner Partei, ohne den leisesten Sporn vonseiten des Ehrzeiges in Staatsgeschäften, lediglich von meiner eigenen inwendigen ‚Lust an Unlust‘ gefoltert, geb' ich mir seit neun Monaten alle ersinnliche Mühe zu bewerkstelligen, was diejenigen, die Sie inspirirt haben, ein gutes Werk nennen. Aber zu meiner Schande sei's gesagt: ohne Erfolg. Liegt es an meinem Ungeschick, liegt es an meiner Feigheit, liegt es an meiner Dummheit, — was ich vorgestern

etwa gewonnen zu haben dachte, ist gestern verloren gewesen, und heute fang' ich wieder von vorn an."

„Bei einem jungen Herrn von Ihrem Aplomb, Ihrer Bravour, Ihrem Geiste kann von jenen Mängeln nicht, — bei Ihnen kann nur von einem Ueberflusse die Rede sein. Jener Franzose hatte zwar Recht: il faut toujours meler un peu de sentiment, doch thun Sie des Guten darin nicht vielleicht zu viel? Hegen Sie für die Baronin nicht vielleicht ein kleines Bißchen von dem, was der Wiener ‚viel z'viel G'fühl' nennt?"

„Sie sind ein Schmeichler, Schlümbschen. Ich steh' im Rufe totalster Gefühllosigkeit, und wenn Ihr ‚viel zu viel Gefühl' mit Sentimentalität gleichbedeutend gemeint ist, so kann ich Ihnen die beruhigende Versicherung ertheilen: mein Schweißfuchs ist gerade soviel sentimental wie ich. Auf Ehre, in dieser Sphäre bin ich seit meiner ersten Jungenschwärmerei fremdgeworden, und ich kenne die Baronin zu genau, um auch nur im entferntesten nachäffen zu wollen, was dahineinschlägt. Ich habe ihr gegenüber weder geseufzt, noch geschmachtet; habe all meine geistigen Fakultäten aufgeboten und stets unter den Waffen gehalten. Ich habe darum doch keinen Fuß breit in Feindes Land erobert. Sagen

Sie denen, die durch Sie reden, sie sollen sich einen glücklicheren Streiter aussuchen. Durch meinen Sieg in diesem Felde gewinn' ich mir keinen Gesandtschaftsposten; auch nicht den kleinsten bei einem Hofe, wo Cotteletten von Menschenfleisch servirt würden. Diesem Weibe ist nicht beizukommen, solange der Prinz nicht eine Andere Gemalin nennt. Wollen die Verschworenen meinen Rath annehmen, so sollen sie machen, daß er sich zum Tollwerden in eine ebenbürtige Schönheit verliebt."

„Das ist ein großer Gedanke, Graf."

„Ich denke, er liegt sehr nahe: Und Ihr müßt jämmerlichen Abbruch an Eurer Phantasie erlitten haben, daß Ihr nicht ohne mich darauf kamet. Wenn's richtig angefangen würde, könnt' es nicht fehlschlagen. Es braucht ja keine regierende Familie zu sein. Wie viele Reize verblühen in Palästen, weil es eben Paläste sind, wo Wenige als Freiwerber willkommen sein dürften, die nicht Prinzen heißen? Thut Eure Augen auf! Schaut Euch um. Heraus mit Ihrem indischen Riesentaschentuche! Wischen Sie jedes Stäubchen von den grünen Doppelfenstern Ihrer edlen Seele, Herr Etatsrath von Schlumbs. Spioniren Sie etwas aus, wenn Sie denn doch einmal spioniren müssen und wollen. Und rechnen Sie auf

meine Beihilfe, wofern solche durch mich geleistet werden könnte. Ich wüßte mir kein boshaft-wollüstigeres Vergnügen, als der Baronin Visite zu machen, am lendemain des Prinzen, — wohlverstanden, wenn sie nicht die Neuvermälte ist. In die eine Viertelstunde bei der Desapointirten wollte ich soviel grausamen Spott mischen, daß dieser Triumph mich entschädigte für unzählige Stunden bitterverletzter Eitelkeit. Ich mache mich anheischig tausend Meilen hin und her Kurier zu fahren, auf meine Gefahr und Kosten, kann ich's dadurch beschleunigen!"

„Für so rachsüchtig hätt' ich Sie nicht gehalten — doch sehen Sie, was begibt sich da drinn?"

„Die Ankunft eines späten Gastes unterbricht auf einen Augenblick den Lärm des Festes!"

„Dann ist es der Prinz, der wider Erwarten dennoch erscheint!"

„Allerdings ist er's! Eben jetzt ragte seine hohe Gestalt aus dem Gewühl hervor."

„Wissen Sie, Graf, daß er dadurch die Baronin halb und halb desavouirt?"

„Sie meinen?"

„Es liegt auf der Hand: Sie hat von ihm verlangt, daß er die Ehre seiner Gegenwart einem Feste entziehen solle, von welchem sie, trotz ihrer

Intimität mit der Frau vom Hause, durch Kabalen ausgeschlossen wurde. Er hat höchst wahrscheinlich seinerseits ihres Verlangens Erfüllung abhängig gemacht von gewissen Ansprüchen, die sie mit eiserner Festigkeit zurückweiset, seitdem dieses seltsamste aller Verhältnisse besteht. Er wird erwiedert haben: ‚Ich bin bei Andern nicht gewohnt, mich soviel Wochen hinhalten zu lassen, als Sie mich jetzt Jahre hinhalten, und soll ich heute Abend vom Balle wegbleiben, so will ich wenigstens wissen, wo ich den Abend zubringen darf?‘ Und sie wird zurückerwiedert haben: ‚Es ist Ihnen bekannt, mein theurer Prinz, daß ich Sie niemals empfange, wenn ich die Soirée ohne Gesellschaft verlebe, und da heute alle Welt auf dem Balle ist, so kann ich keine Gesellschaft auftreiben.‘ Und darauf hat er versichert, daß ihm an Gesellschaft nicht soviel liege, und daß er endlich einmal mit ihr allein sein wolle! ‚Das werden wir noch oft genug sein,‘ hat sie versichert, ‚wenn ich Ihre Gemalin bin.‘ Und da ist ihm plötzlich das Bewußtsein so vieler Siege, die er sich erkauft, oder auch ertrotzt hat, hellgeworden, und er hat sich gefragt: soll diese, diese einzig und allein mir Gesetze vorschreiben? Er hat einen Anlauf genommen; hat ausgerufen: ‚Ent-

weder — oder! — Und sie — eh bien, was wird sie darauf gethan, was gesagt haben, Graf?"

„Wie ich sie zu kennen glaube, hat sie höhnisch gesagt: ‚Ich wünsche viel Vergnügen auf dem Balle!'"

„Höchst wahrscheinlich ist es so. Und da ist nun auch Er und sucht sein Vergnügen. O mög' er's finden; mög er's finden im reichsten Maße! Sie aber, mein edler Graf, was denken Sie zu unternehmen?"

Hermann gähnte: „Mich zu verlieren und ins Bett zu fahren!"

„Ich, wenn ich Graf Eichengrün wäre, schickte meine Equipage fort, hüllte mich in meinen Mantel und versuchte eine deutliche Auschauung zu erhalten, wie die schöne Feindin ihre Einsamkeit hinbringt?"

„Es ist zehn Uhr vorüber, sie wird schlafen."

„Sie wird wüthend sein; denn der Prinz wird dafür gesorgt haben, daß sie ihn hier wisse. Und in der Wuth schläft man nicht."

„Sie wird mich jetzt ebensowenig empfangen, als jeden Andern!"

„Es gibt Schlüssel, die alle Thüren öffnen, und der Diener, den Baronin Stjernholm wegjagt, weil er einen etwas späten Besuch unangemeldet einließ, wird sich sehr glücklich schätzen, den Grafen

Eichengrün auf einer Gesandtschaftsreise begleiten zu dürfen."

„Derlei kleinliche Mittel vertragen sich nicht mit dem Wesen, welches ich in der letzteren Zeit gegen die Stjernholm angenommen. Dennoch erwecken Ihre Vorschläge eine unwiderstehliche Begierde in mir, diesen Abend für einen letzten Schlag zu benützen. Es kommt mir da eine Idee . . . Bleiben Sie, Schlumbs; ich will versuchen, mich unbemerkt zu sküsiren. Geben Sie genau Achtung, wem der Gnädigste sich nähert, welche er etwa auszeichnet? Und wenn Sie nichts besseres vorhaben, so diniren Sie morgen mit mir, damit wir unsere Erfahrungen austauschen können. Bon soir!" —

Es schlug eben ein Viertel nach zehn Uhr, als vor dem Hause Nummer Sechszehn in der Sophienstraße eine Kutsche anhielt, deren Führer absichtlich mit seiner langen Peitsche recht laut und heftig knallte. Ebenso klopfte der vom Wagentritt herabgesprungene Lakai stark und vernehmlich mit einer Faust an die Hausthüre, während er mit der andern den Glockenzug eifrig in Bewegung setzte. „Doppelt reißt nicht!" sagte er dabei, ohne zu erwägen, daß er den Draht,

den er bearbeitete, schier zerrissen hätte. Die Hausthüre wurde von innen aufgeschlossen und zwei echte, blühende Sprößlinge der Residenz, zwei gleichgestimmte Schlingelseelen in Livree standen sich gegenüber.

„Bist Du das, der's so verflucht eilig hat? Was ist denn los?" (Fragen und Antworten wurden geflüstert, in jenem unbeschreiblich-leisen und raschen Tempo, in welchem weibliche wie männliche Vorzimmerbevölkerung unnachahmlich bleibt).

„Ein himmlischer Witz. Meines Grafen sein Alter ist angewachsen und will Deine Frau sprechen. Mein Graf ist auf dem Balle; ich habe müssen Anspannen bestellen. Melde man oben: die Exzellenz aus Eichenau; rutscht morgen wieder ab. Sehr pressant. Sie liegt doch nicht etwa schon in der Rinnei?"

„I wo wird sie denn? Sie rasaunt 'rum wie nicht gescheidt. Es sticht ihr 'was im Kopfe. Aber auf Ehre! ich darf niemand melden!"

„Sei keine Nölsuse. Der Alte nimmt alles auf sich. Du mußt ja schon Briefe an ihn auf die Post getragen haben?"

„Das wohl; — na, ich will's probiren!"

Graf Hermann sprang aus dem Wagen, sobald jener auf der Treppe war, hieß seine Leute

ruhig nach Hause fahren und erreichte zeitig genug der Baronin Stubenthür, um diese noch ausrufen zu hören: „Der eichenauer Graf? Und gerade heute? gerade jetzt? O wie erwünscht! Seine Exzellenz sind mir sehr willkommen!“

Er warf dem zurückkehrenden Diener, der nicht wenig entsetzt schien, einen jungen statt des gemeldeten alten Grafen zu erblicken, seinen Mantel über den Arm und drang in sichtbarer, ihm sonst ganz fremder Aufregung unaufhaltsam hinein.

Die Baronin prallte vor ihm zurück, wie vor einem Ungeheuer. Sprachlos starrte sie ihn an.

Er deutete auf einen Lehnsessel, und als sie, immer noch wie unter dem Banne einer Geistererscheinung gedankenlos in diesen gesunken war, nahm er ihr gegenüber Platz.

„Baronin,“ sprach er, „daß meine List gelang, gilt mir als sprechender Beweis, — wenn es eines solchen noch bedurft hätte, — wie richtig meine Kombinationen sind, die von einem Abende des vergangenen Frühjahrs ausgehen, den ich unter Ihren Fenstern bis in die Nacht hinein zugebracht habe, während derjenige, auf dessen Namen ich Sie heute überfalle, hier bei Ihnen verweilte. Mein Vater hatte damals von mir Abschied genommen, ich wähnte

ihn unterweges, ein Zufall verrieth mir, daß er noch in der Residenz und bei wem er sich aufhalte. Ich habe vermieden, in unsere letzten Zerwürfnisse irgend eine Andeutung dieser mich zwiefach berührenden Geschichte einzumengen. Sie erfuhren nicht durch eine Silbe aus meinem Munde, was ich zur Sprache zu bringen unpassend hielt. Wenn ich heute damit herausplatze, so geschieht das eben, weil ich gekommen bin, definitiv mit Ihnen zu brechen. Bisher war noch nichts unter uns beiden geschehen, was nicht immer wieder eine Erneuerung unseres alten Katz- und Mausespiels zugelassen hätte. Ja, gerade herausgesagt, ich konnte in diesem Punkte für mich selbst nicht einstehen; denn ebenso gleichgiltig alle sonstigen Liebeshändel mir geworden sind, ebenso behielt die Intrigue mit Ihnen, sogar nach unserer ausgesprochenen Trennung, stets noch eine versteckte Anziehungskraft, die mich — genirt. Das muß aufhören. Sie sehen mich hier in der Absicht, Ihnen auf den Kopf zu sagen, was ich von Ihnen denke; daß ich Sie für eine höchstgefährliche, berechnende Kokette halte, die noch nie, — von wohlwollenden Empfindungen will ich gar nicht reden, — die auch noch nie die leiseste Regung von jener Leidenschaft empfand, welche sie, Dank sei es ihren Reizen und

ihrer kalten Schlauheit, in denen hervorruft, mit denen sie ihr Spiel treiben will. Und wozu dieses Spiel? Um ihrer Eitelkeit zu fröhnen? Um sich daran zu belustigen? Nein, nicht einmal das! Nicht einmal diese frivole Entschuldigung kommt ihr zugute. Sie treibt es nur, weil sie dadurch die Eifersucht, die Besorgniß, die stets aufs neue angefrischte Zuneigung eines Mannes wachhalten will, der, wie sie meinte, zuletzt doch vielleicht in die listiggelegte Schlinge gehen und sie sich am Altare über den Kopf ziehen lassen sollte. Da wurde sie denn Witwe, der Moment der Entscheidung näherte sich; an Warnungen für den Verblendeten, an Drohungen wider die Schlaue, an Hindernissen von allen Seiten fehlte es nicht. In so kritischer Lage galt es, für den möglicherweise noch Entschlüpfenden, einen annehmbaren Ersatz zu finden. Was einem Grafen neben einer Hoheit an Rang abgeht, gleicht eines sehr reichen Grafen Vermögen an Prachtmitteln aus. Mein Vater gerieth, — wie? das ist mir noch das einzige Räthsel bei dieser räthselhaften Verwickelung! — in Ihre Zaubermacht, und Sie bestimmten ihn zum Remplaçanten für etwaiges Mißlingen des ersten ursprünglichen Heiratsplanes. Den Prinzen vor einer Stunde auf dem Ball

erblickend, durfte ich für gewiß annehmen, daß Sie und er entweder schon mit einander zerfallen sind, oder am Vorabend eines Bruches stehen. Er hatte sein Erscheinen von Ihrer Gegenwart abhängig gemacht, — Sie werden ausgeschlossen, — und er geht dennoch dahin. Es ist eine Demonstration. Wie willkommen in dieser Verlassenheit Ihnen der Stellvertreter sein, wie er Ihnen gleichsam vom Himmel gefallen dünken müsse, faßte ich auf, benützte es — und daß ich keinen Trugschluß gezogen, bestätigte Ihre Bereitwilligkeit, den Vater zu empfangen, — für den leider sein verschmähter Sohn sich präsentirt, der nun den Zweck dieser erschlichenen Entrevue glücklich erreicht und Ihnen zu Gehör gebracht hat, was sich nicht länger verschweigen ließ.“ —

Hermann hatte zu lange gesprochen. Während seiner breiten Auseinandersetzung sammelte sich die Ueberraschte von ihrem Schreck, und der Vortheil, den er anfänglich über sie gehabt, ging ihm verloren.

„Ihre Rede, mein lieber Graf,“ sagte sie, „war recht hübsch zusammengestellt, wohleinstudirt und gar nicht übel vor-, wenn auch viel zu stark aufgetragen. Der Dame, in welcher man die Gemalin eines hochgeehrten Vaters, folglich eine Respektsperson vermuthet, sollte man, was ihr gehässiges zugedacht

ist, in milderen Ausdrücken beibringen. Sie haben sich heute zum erstenmale, seitdem ich das Vergnügen Ihrer liebenswürdigen Bekanntschaft genieße, von einer Heftigkeit fortreißen lassen, die unter Personen von Distinktion nicht gestattet wird. Daß Ihnen, dem besonnensten, leidenschaftslosesten unserer jungen Herren so etwas gerade bei mir begegnen konnte, darin läge eigentlich eine süße Schmeichelei für mich, und ich würde es als solche aufnehmen, stünde nicht zu fürchten, es sei weniger die Wuth des ehemaligen Courmachers, als vielmehr der Haß gegen eine Stiefmutter, der Sie sich so weit vergessen ließ. Wissen Sie, daß Sie mir recht ordinäre gemeine Grobheiten gesagt haben? Wie sie der Ladendiener nur seiner Prinzipalsfrau Nähmädchen sagen kann, wenn er dieses am vergangenen Sonntag im Kolosseum oder im Wintergarten mit einem Oberjäger vom Schützenbataillon tanzen gesehen? Das geht nicht, Graf Hermann. Ich entschuldige Sie mit Ihrer Gemüthsbewegung, aber ich muß Sie darum doch zurechtweisen."

„Antizipiren Sie nicht die Rolle der Mutter, Gnädige! Es ist noch zu früh. Wie Sie mit dem Sohne zustande kommen wollen, das bleibe Ihrem Scharfsinne später überlassen; zunächst setzen Sie diesen Scharfsinn in Wirksamkeit, den ‚ehemaligen

Courmacher‘ mit Ehren loszuwerden; denn dieser nimmt es verzweifelt ernsthaft; das kann ich die Ehre haben, Sie zu versichern.“

„Wollte Gott, das wäre möglich,“ sprach sie mit völlig veränderter Stimme: „uns beiden geschähe vielleicht besser! Aber Ernst in der Liebe und Graf Eichengrün der Jüngere sind zwei entgegengesetzte Pole. Auch die Vorwürfe und Kränkungen, womit Sie mich jetzt so freigebig überschütteten, waren nur insofern ernsthaft gemeint, als Ihre Absicht, mir wehezuthun, unbezweifelt scheint. Dennoch will ich darauf eingehen, mich zu vertheidigen, — ohne mich zu schonen. In Einem hatten Sie Recht, als Sie von unserem in Halbheit und Verstellung sich hinzerrenden Verhältnisse zu äußern beliebten. ‚Das muß aufhören!‘ Ja, das muß es! Und damit es jetzt auf frischer That für immer abgefunden werde, laß’ ich mich so tief herab, Ihren unritterlichen Angriff und Ueberfall zurückzuweisen, als ob es die bescheidene Klage eines ungerecht-vernachläßigten Freundes gewesen wäre. — Ich leugne keinesweges, daß ich darauf ausging und ausgehe, eine reiche Heirat zu schließen, eine glänzende. Und weßhalb sollt’ ich nicht? Ich bin zu Ansprüchen berechtiget, ich bin, wenn nicht mehr in der Blüte der Jahre,

doch in der Blüte meiner Schönheit. Neiderinnen und Feinde haben nicht gewagt, dieser anerkannten Thatsache zu widersprechen. Daß ich Geist und Talente besitze, wissen Sie so gut wie ich, und es wäre albern, wollte ich damit hinterm Berge halten. Mein Vermögen ist d'raufgegangen. Durch wessen Schuld, gehört nicht hieher. Durch die meinige allein wahrlich nicht. Derjenige, dem ich vielleicht sein Leben verdarb, der mir das meine gewiß verdorben, ist todt. Ich bin frei! Ich bin daran gewöhnt, aus dem Vollen zu leben, verstehe nicht mich einzubürgern, zu knickern, zu überschlagen, was dieß, was jenes kostet? Wär' ich nicht eine Thörin, wenn ich den Reichthum, den mir Natur und Bildung verliehen, den mein von jedem begründeten Vorwurf reines, mit keinem — (hören Sie!) — keinem Fehltritt beflecktes Leben mir konserviren half, nicht dazu benützen wollte, durch ihn auch den klingenden Reichthum zu erobern! Sie nennen das Berechnung. Ich habe nichts dagegen. Ich habe berechnet, erwogen, bedacht seit dem Tage, wo ich meinen Gatten zum letztenmale sah und die Gewißheit mit mir nahm, daß es zum letztenmale sei. Auf die Stunde seines Todes lief meine Berechnung hinaus. Vielleicht würde ich mancherlei Anfechtungen meines Herzens,

meines Gefühls, — an deren Existenz sie zweifeln — nicht so festen Widerstand geleistet haben, wenn eben jene Berechnung mir nicht Kräfte und Gewalt über mein warmes Blut verliehen hätte. Deßhalb kommt es mir auch nicht in den Sinn, mit meiner Tugend zu prahlen, die keine echte Tugend, weil sie nur das Resultat der Vorsicht war. Deßhalb aber hatte sie auch vielleicht weniger zu fürchten, als manche aus edleren Motiven hervorgehende, meinen Sie? Ich les' es aus Ihrem Lächeln. Nun denn, Herr Graf, vernehmen Sie! Berechnung, Absichten, Aussichten, Entwürfe, Pläne, Prunksucht, ersehnten Reichthum, Titel, äußere Ehren, ... alles, wie es da, einer Kette aus vielen goldenen Ringen zusammengewachsen ähnlich, an mir zog, preßte, hielt und band — ich hätt' es zerrissen, abgeschüttelt, von mir geschleudert für Einen, für den Einzigen, den ich geliebt habe! Er war umsoviel jünger als ich; bange Scham befiel mich bei dem Gedanken, daß er ein Knabe sei im Vergleiche zu mir. Diese Scham und Furcht vor dem skeptischen Spotte, vor den herzlosen Anschauungen seiner — Lehrer, die ihn in die Welt ein- und mir zuführten, legte meiner Leidenschaft Zaum und Gebiß an. Doch auch dieses hätte ich gesprengt, wie jene andere

Kette, wenn er's gewollt; wenn mir seine hell-emporlodernde Leidenschaft Bürge geworden wäre, daß er die meinige begreifen und — billigen werde. Er hätte mich verstehen müssen! Ach, er verstand mich nicht. Er ahnte nicht, daß ich bereit sei, meinen Ruf, meine Zukunft seiner Liebe zum Opfer zu bringen! — Er konnte es nicht ahnen, konnte es nicht verstehen, denn er liebte mich ja nicht. Er hätte mich wohl gern erobert, wie sie's nennen . . . die Eroberung eines herzlosen Siegers zu werden, davor bewahrte mich ein richtiges Gefühl. Ich nahm die Maske der Koketterie vor, unter deren Schutze ich Frist gewann, ihn recht zu studiren; er machte mir's leicht mich zu beherrschen; ich überwand meine unsinnige Leidenschaft. Dennoch fürchtete ich einen Rückfall. Ich raffte meine letzten Mittel zusammen und suchte Sicherheit in der Ferne. Armseliger, prosaischer Mangel zwang mich heimzukehren . . . ich zitterte, ihm zu begegnen, — und siehe da: ich war geheilt. Mir konnte der Mensch, in den er sich, oder in den man ihn umgewandelt, nicht mehr gefährlich werden. Früher hatt' ich nur erkannt, daß er für mich kein Herz habe; nun erkannte ich, daß er überhaupt keins mehr besitze; daß er vollkommen „erzogen“ sei. Nun durft' ich gehen und kommen, ohne

Scheu. Zu einem Liebeshandel ohne Liebe war ich von je zu stolz, achtete ich die Würde des Weibes zu hoch; dazu gibt es ja Seraphinen und Aehnliche dieses Gelichters. Die Leidenschaft ist begraben, für immer! Die Berechnung tritt wieder in ihre ganzen Rechte. Entschiedener als je, denn das Bedürfniß hat den höchsten Grad erreicht. Ich zehre von den Resten meiner Reste. Wer es auch sein mag, der Sie mit Neuigkeiten über mich versorgt, Sie sind nicht schlecht bedient, Graf Hermann. Es ist wahr, daß der Prinz Miene macht, abzufallen. Es ist wahr, daß ich Ihren Vater wie eine Birne für den Durst menagire; es ist wahr, daß ich mit ihm in Briefwechsel stehe. Wer darf mir's verübeln? Diese schöne Welt ist nun einmal so konstruirt. Liebe ohne Ehe gilt für Verbrechen. Ehe ohne Liebe, wenn sie fein vergoldet wird, bringt Ehre und Huldigungen ein. Sogar Sie würden mir die Ihrigen nicht versagen können, wenn ich Ihnen in Eichenau den Arm böte, um mich von Ihnen zur Tafel führen zu lassen. Hu, welch ein zorniges Gesicht! Es ist zum lachen, — Ihr Aerger ist komisch. Wer hat denn Schuld daran, daß mir die Möglichkeit blieb, Gräfin Eichenau werden zu können, als derjenige, der jetzt seine noch sehr problematische Stiefmutter durchbohren

möchte, wenn Augen Messer wären? Aber trösten Sie sich, soweit sind wir noch nicht! Die Briefe, die Ihr Papa mir schreibt, sind so beschaffen, daß sie nöthigenfalls in irgendeiner modischen Betstunde vorgelesen werden könnten; und was ich ihm brieflich sage, enthält soviel zuvorkommendes wie eine Messerspitze Zucker, den eine sparsame Hausfrau ihren Kindern in eine große Schüssel voll Reißbrei streut. Doch ich bin Ihnen noch die Ergänzung der Lücke schuldig, die Ihre Aufpasser, oder die Sie selbst in der Geschichte meiner Bekanntschaft mit Ihrem Vater nicht auszufüllen vermochten. Wissen Sie denn, daß Ulrich Graf Eichengrün mich schon auszeichnete, als Sie . . . nun heraus damit: als Sie von Lesen und Schreiben höchst vague und unklare Ansichten gehabt haben mögen. Ich war sehr, sehr jung, (wie ich denn auch als Kind, möcht' ich sagen, Gattin ward,) und es hätte nur von mir abgehangen, damals schon Ihre Stiefmutter zu werden. Davon weiß kein Mensch das geringste; wenigstens keiner, der in dieser Stadt, in dieser Provinz lebt. Ich gab Ihrem Vater kein Gehör, — ich war vernarrt in den Un — — Unglücklichen, dessen Witwe ich jetzt heiße. Wie sonderbar! Damals war Ihr Vater mir nicht jung genug, und jetzt erscheint er

mir nicht zu alt! Hätten wir nicht mit-nebeneinander als Gatte und Gattin diesen Zeitpunkt erreichen können? Wie viel Unheil wäre erspart worden! Doch so gut sollte es mir nicht werden, und ich will mit den Türken sagen: Allah ist groß. Ihr Vater hatte mich und ich hatte ihn nicht gesehen, wir hatten nichts von einander vernommen, — oh, ich will mich wohl hüten zu sagen, wie lange! Am Nachmittage desselben Tages, wo er Ihnen weißmachte, er wolle nächsten Morgen die Residenz verlassen, hatte er mich im Park erblickt, hatte mich nicht erkannt, indem ich ihn auf den ersten Blick erkannte und laut seinen Namen rief. Doch mein Lohnkutscher trabte weiter, ohne darauf zu achten, und mir entging nicht, wie Graf Ulrich uns nachstarrte, ohne zu wissen, in welchem Register seiner Vergangenheit er meinen Namen zu suchen habe? — Lediglich, weil ich, wie er mir nachher eingestand, viel schöner geworden sei, als ich in seiner Erinnerung gewesen. Nun, das hörte ich nicht zum erstenmale. — Genug, nach und nach hat er seine Gedanken gesammelt, und daß diese Sammlung nicht ohne Einfluß auf ihn blieb, geht aus dem folgenden Tage hervor, den er seinem Sohne unterschlug, um ihn mir zu widmen. Nur daß er durchaus nicht wußte, wo er mich aus-

findig machen solle? Doch ein Herr seiner Art vom ancien régime weiß zu leben. Er fand sich, genau zur selben Stunde wie gestern, genau an derselben Stelle des Parkes ein. Daß wir uns dort trafen, war kein Zufall. Ich wollte ihn wiedersehen. Ich wollte sehen, ob der Vater so alt sei, wie sein Sohn! Ich fand ihn sehr jung, sehr liebenswürdig, sehr — warm. Einwenig zu warm, zu jung; denn ich wähnte des Prinzen sich'rer zu sein, als je. Ich sah Ihren Vater bei mir, bei mir allein, zu einer Stunde, wo ich einen jüngeren Mann nie empfangen habe. Ich meinte, ich sähe einen Vater bei mir, und fand mich bald genöthiget, ihn wie einen Sohn zu behandeln; wie einen verzogenen Sohn. Ich mußte ihn ersuchen, mich zu verlassen, und wir schieden ein Bißchen herb. Von Eichenau schrieb er mir, lenkte ein, bat um Verzeihung, gab gute Worte, sprach von seiner Einsamkeit, von den dummen Streichen, wozu diese ihn noch verleite, von dem Glück eine schöne Gattin um sich zu haben; von dem Glücke, was auch diese erwarte; von seinem Willen und seinem Vermögen ihr das glänzendste sort zu gründen: . . . So wurd' er nach und nach der „Remplaçant", wie Sie ihn nennen. Erst in der Idee, . . . geht es fort, wie es sich jetzt anläßt, kann er es auch

in der Realität werden. Sie sehen, ich schenke Ihnen reinen Wein, ich behandle Sie, wie schon zur Familie gehörig."

Graf Hermann hatte während dieses Zwiegespräches seine Empfindungen so häufig gewechselt, war von einer Stimmung so rasch in die andere geworfen worden, daß er allgemach völlig den Kopf verlor und nicht fähig blieb, seinen vornehmen Gleichmuth zu behaupten.

„Denken Sie, Frau Baronin," rief er mit einer fast drohenden Bewegung der Hand, „daß ich geduldig zusehen werde, wie mein Vater von Ihnen verhöhnt, sein blindes Vertrauen in Ihren Charakter schmählich gemißbraucht wird? Ein Graf Eichengrün ist nicht der Mann, den man zurückstößt, solange man sich Hoffnung macht, die quasi-Gattin eines Prinzen zu sein; den man herbeiwinkt, wenn der Prinz Kehrt macht, um ihm zu sagen: jetzt bist Du mir gut genug? Ihre Berechnungen sind falsch; total falsch; das Exempel stimmt nicht; Sie haben sich verrechnet."

„Ei, Graf Hermann," spöttelte die Baronin, „Sie zeigen ja eine kindliche Anhänglichkeit, die ich Ihnen kaum zugetraut hätte, und die mich fast rühren, auch wohl in Verlegenheit setzen könnte, wär' es nicht

meine Sorge gewesen, mich so zu stellen, daß kein böslicher Verrath mir Sorge macht. Berichten Sie nach Schloß Eichenau über mich, was Sie wollen und können — daß es keine lügenhaften Verläumdungen sind, dafür bürgt mir Ihre eigene Ehre, — auf jeden Bericht wird man erwiedern: ‚schon bekannt!‘ Und insofern dürften meine ‚Exempel‘ die Probe aushalten und ich mich nicht verrechnet haben. Wollen Sie meinen aufrichtigen, wohlgemeinten Rath nicht geringschätzen, so thun Sie in diesen Angelegenheiten nichts, gar nichts. Ihr Vater ist nicht der Mann, den der Widerspruch seines Sohnes, oder irgendeines Menschen von seinem Vorhaben abzubringen vermöchte, und bei mir heißt es: sauve qui peut! Ich verfahre behutsam, gebe mir nirgend eine Blöße, und habe insofern ein gutes Gewissen, als ich mir nachrühmen darf, daß ich achte und verehre, wo ich nicht lieben kann; daß ich folglich nicht unwürdig bin, Ihres Vaters Gemalin zu heißen. Verkaufen würd' ich meine Hand niemals; dem nächsten Besten, und wenn er der Reichste wäre, würde ich nicht folgen, wenn er mir nicht Achtung und Vertrauen einflößte. Ihr Vater thut das. Warum wollen Sie sich dazwischenwerfen? Warum wollen Sie mir — und ihm darf ich sagen, eine heitere und

beglückte Ehe mißgönnen? Ihnen wird ja dadurch kein zarteres Gefühl verletzt? Nicht einmal Ihre Einkünfte sind von der Gefahr bedroht, sich zu verringern. Sie sehen Ihren Vater ohnedieß selten genug. Ist Ihnen mein Anblick lästig, so werden Sie ihn dann noch seltener sehen, das wird alles sein. Und einem Manne von Ihrer Charakterstärke kann diese Entbehrung auch nichts anhaben. Verhindern, rückgängig machen können Sie das Bündniß doch nicht, sobald ich erst festentschlossen bin, es einzugehen. Wozu unnützen Lärm anfangen? Zuletzt lacht man Sie noch aus, und das wäre Ihnen doch gewiß sehr unangenehm. Während Sie durch scheinbare Zustimmung, durch Billigung der zweiten Ehe Ihres Vaters, sich Lobsprüche von allen Seiten und seine dankbare Zufriedenheit erwerben. Sie kamen zu mir mit einer Kriegserklärung; ich biete Ihnen Frieden an; einen recht soliden Frieden, der sich auf gegenseitige genaue Kenntniß beider Mächte basirt. Sie hatten mein Herz verwundet, ich Ihre Eitelkeit, wir sind quitt. Und nun wollen wir unter gefälliger Beobachtung gleichgiltiger Höflichkeitsbezeugungen einander — ignoriren. Damit können wir uns beide zufriedenstellen, Sie und ich. Ueberlegen Sie sich's. Ich sehe Ihnen an, daß Sie jetzt

zu keiner Entscheidung fähig sind. Durchdenken Sie, bevor Sie wieder zu mir sprechen, alles, was ich Ihnen mit einer fast kindischen Ehrlichkeit eingestanden habe. Aber, durchdenken Sie es für sich allein zu Hause, denn ich wünsche, daß Sie mich jetzt von Ihrer Gegenwart befreien."

Hermann erhob sich zwar, doch zu gehorchen machte er noch keine Anstalt.

Die Baronin sah wohl, daß etwas in ihm vorgehe, was tiefer greife; daß er ihr eine Mittheilung anderer Art zu machen denke, als die bisherigen; daß hochmüthige Zurückhaltung seine Zunge noch binde. Und doch ging Frühlingshauch über sein Antlitz, der es veredelte, und ihm, in all seinen trotzigen Hohn hinein, die Färbung milderer Gefühle lieh, die ihm einst so eigen gewesen. Dieser Anblick gab der schönen Witwe Geduld, daß sie schweigend abwartete, wohin das führen, was erfolgen sollte? Dabei war sie auch von ihrem Sitze aufgestanden. Doch beider Harren und Schweigen wurde so peinlich, daß Hermann sich endlich zu reden entschloß:

„In mir ringen zwei Widersprüche mit einander; tief-eingewurzelter Groll gegen, und etwas anderes, nicht durch Worte zu bezeichnendes für Sie. Beides hab' ich gehegt, vom ersten Augenblicke,

wo wir uns begegneten. Ueber keins von beiden vermag ich nähere Auskunft zu geben. Bald scheint dieses, bald jenes Oberhand zu gewinnen. Was der Groll mir zuraunt, das versteh' ich wohl; heute mehr als je. Was das Andere will .... Sie klagten mich an, daß ich niemals Liebe, nicht einmal Leidenschaft für sie gezeigt. Das mag sein, denn ich empfand sie nicht. Dennoch kommt, was gegen den Haß streitet, diesen Trieben nahe. Oft unterdrückt, ist es nie völlig erloschen. In diesem Augenblicke lodert es auf, und sogar der Zorn, ja die Wuth, die Ihre verworrenen und verwirrenden Geständnisse in mir hervorgebracht, fachen die Flamme an. Ich liebe Sie so wenig, wie ich Sie je geliebt habe, — zugegeben. Doch ebensowenig vermag ich, die Friedensbedingungen anzunehmen, die Sie mir antragen. Ich kann nicht versprechen, gleichgiltig zu sein. Ich muß Sie hassen, Baronin, muß den Groll gegen Sie in mir nähren, solange eine unklare Begierde, eine mit Eigensinn und Bangigkeit verbundene — Sehnsucht, ich finde kein kälteres Wort, mich zum Bekenntnisse zwingt, daß ich Sie meinem Vater nicht gönne. Das ist's! Darin liegt's. Ob Graf Eichengrün sich auf seine alten Tage noch einmal vermälen will, danach habe ich nicht zu fragen; das ist seine Sache; er ist Herr! Daß er

sich Ihnen vermälen, daß ich Sie Mutter nennen soll, geht mir nicht ein. Sie liebten mich? Ich verstand Sie nicht? Ich war ein Thor! Wenn Sie mich noch lieben könnten, jetzt würd' ich Sie verstehen. Ich kenne jetzt die Welt und die Weiber. Ich wähnte genug davon zu haben. Belehren Sie mich eines Bessern. Ihnen ist's um eine gute Partie zu thun? Ich bin auch eine gute Partie. Ich bin besser als gut; ich bin jung, ich knickre nicht; ich mache Schulden für Sie, auf Rechnung eines Besitzes, der Ihnen, wenn Sie zum zweitenmale Witwe würden, doch nicht zufiele, denn ich bin ja Majoratsherr. Ja, wollte ich mich für Sie ruiniren, ich könnt' es nicht, beim besten Willen. Und so wäre uns beiden geholfen. Ich risse mich durch Sie aus meiner tristen, ennuyanten Geringschätzung aller Lebensfreuden heraus; und Sie würden, als Baronin Stjernholm, über eine stets volle Chatoulle, folglich auch über die Gesellschaft gebieten, ohne die angetraute Gattin eines alten Herrn zu sein, — der, nebenbei gesagt, gar nicht so splendid ist, wie Sie vielleicht meinen."

„Graf Eichengrün, wenn ich Sie nicht mißverstanden habe, so machen Sie mir den Antrag, Ihre Maitresse zu werden? Käme mir dieser Antrag von

jedem Andern, — ich nehme Keinen aus! — so würde ich nach meinem Diener läuten, und ihm befehlen, seine Kräfte an dem Unverschämten zu erproben, indem er ihn auf die Gasse würfe. Da Sie es sind, der mir einst sehr theuer war, den ich glühend geliebt habe, (wie nur eine ältere Frau den jüngeren Mann zu lieben vermag, weil sich da in die unheiligsten Gefühle immer etwas mütterlich-heiligendes und reinigendes mischt!) — da Sie es sind, so überhör' ich die Schmach, die Sie mir anthun, und höre nur etwas tröstliches heraus: Sie sind noch nicht der für jeglich lebendiges, inniges Empfinden Abgelebte, sind noch nicht der total in matter Selbstsucht und tödtenden Zweifeln erstorbene junge Greis, für den ich Sie hielt. Es glimmt noch in dieser Brust. Ihre Apathie ist eine Larve, wie meine Koketterie eine war. Vielleicht schlägt Ihnen noch einmal die Stunde des Erwachens? Vielleicht bemächtiget sich Ihres verwelkten Herzens noch eine heftige Passion, die es durchwühlt, erweckt, den ganzen Menschen mit neuem Feuer belebt? Wo ich dann weilen, welchen Namen ich führen mag, — liegt es in meiner Macht Ihnen nützlich, förderlich zu werden; kann ich irgendetwas auf Erden für Ihr Glück thun; wär' es das schwerste Opfer, dessen Sie bedürften ....

erinnern Sie sich an diesen Abend, und gebieten Sie über mich."

Dieß gesagt, griff sie nach der Glockenschnur. Hermann's Versuch, das Wort noch einmal zu nehmen, schnitt sie durch einen Schwall lautgesprochener Grüße und Bestellungen für seinen Vater ab, in denen sie absichtlich fortfuhr, bis der Diener eintrat, den sie noch hören ließ: „und melden Sie Ihres Vaters Exzellenz, bitt' ich, daß ich in den nächsten Tagen ausführlich schreibe. Nehmen Sie wiederholt meinen besten Dank, Herr Graf, für Ihre große Güte."

Sie verschwand durch eine Tapetenthür.

Graf Hermann nahm seinen Mantel aus des Dieners Händen und ließ sich hinunterleuchten.

Siebzehntes Kapitel.

Das Jagdschlößchen, von dessen Bauplan im ersten Kapitel Erwähnung geschah, ist längst bewohnbar, und Graf Eichengrün auf Eichenau hat schon manchen Sonnenaufgang aus den Fenstern des stattlichen kleinen Hauses, umrauscht von grünem Wald, gefeiert von tausend Sangvögeln, dort begrüßt.

Der Haushofmeister Lobesam ist über diesen Aufenthalt im Grünen nicht besonders gut zu sprechen. Er betrachtet das Jagdschlößchen wie einen Nebenbuhler, der ihm seinen sonst unbestrittenen Wirkungskreis um die Person des Gebieters schmälert und verengt. Denn es hat sich mehrfach ereignet, daß Seine Exzellenz, ohne vorher ‚nur einen Muck zu thun,‘ ausgefahren sind, wie gewöhnlich; daß dann Christoph, der Kutscher, allein in den Schloßhof einfuhr, und beim Ausschirren der Pferde befragt, dem Haushofmeister keinen näheren Aufschluß zu geben wußte, als: ‚Der Graf ist im Walde ausgestiegen und hat mich heißen abziehen.‘ Da war es denn spät Abend geworden, Nacht, und wieder Morgen unter großer Angst, die nicht eher wich, bis der Ersehnte, die Büchse auf dem Rücken, sich wieder einstellte, und Lobesam's Jammerlied von einem so weiten Marsche zu Fuß mit der Frage durchschnitt: ‚Wozu hätt' ich mir denn sonst das Jagdschlößchen gebaut?‘

Das Jagdschlößchen blieb dem Haushofmeister aus verschiedenen Gründen verhaßt. Erstens war er nicht zu Rathe gezogen worden bei der innern Einrichtung und Ausstattung. Außer Bettzeug und Speise- wie Waschgeschirr war nichts aus dem unter

seinem Verschluß stehenden Gardemeuble des Schlosses dafür begehrt worden. Schränke, Tische, Stühle, Leuchter, Wandverzierungen, alle Dinge dieses Namens und Zweckes, waren der Besorgung des Oberförsters vom Reviere anvertraut gewesen, der aus sämmtlichen Jagd- und Rumpelkammern der ganzen Grafschaft zusammenzutreiben Berechtigung erhielt, was einem Geweih, groß oder klein, einer ungegerbten Hirsch- oder Rehdecke, einem Schweinshauer, einem ausgestopften Adler, Reiher oder Kranich nur ähnlich sah. Es gab fast nur Geräthschaften dort, die mit solchen Emblemen der edlen Waidmannslust zusammenhingen. Zweitens hatte der Graf nimmer nöthig befunden, Herrn Lobesam dahin zu zitiren. Gewöhnlich nahm er nur einen Büchsenspanner mit, manchmal ließ er auch diesen zurück und behalf sich mit der Bedienung des im Jagdhause wohnenden Jägers, dessen Frau zugleich die Küche versah und mit ganz einfachen ländlichen Gerichten aufwartete. Drittens also wußte der Haushofmeister nicht, und konnte nicht begreifen, was Seine Exzellenz an diesem Aufenthalte für einen ‚Narren gefressen haben möchten? — Denn die Frau Jägerin wäre nichts weniger als hübsch, und Nachbarschaft auch nicht vorhanden?‘

Guter Lobesam! Du hast freilich keine Ahnung,

daß in Deinem Grafen, dessen höchst mäßige und bescheidentliche, darum doch bisweilen anstoßerregende Libertinage Du mit pflichtschuldigster Hingebung nachzuahmen bemüht warest, so gut und so schlecht wie die eichenauer Zustände gestatten wollten, — jetzt eine Saite vibrirt, die, lange nicht angeschlagen, auch lange keinen Ton gab, die aber jetzt, von eigenthümlichen Seufzern berührt, die Aeolsharfe seiner Brust in einem sanften, klagenden Mollakkord erklingen macht. Du hast freilich keine Ahnung davon, daß er jegliche Nachbarschaft gern entbehrt, weil er Einsamkeit sucht. Daß er heute wieder, am schönsten Juniustage, deßhalb gleich nach der Mittagstafel ausgefahren ist, um nur ja, nach abgethanen Geschäften, vor Sonnenuntergang aus seinem Waldhäuschen in den Abend blicken zu können, und keine Störung, durch was und wen es immer sei, zu befürchten.

Hättest Du eine Ahnung davon, — oh, wie würdest Du stöhnen! Wie würdest Du, anstatt jedem leiblichen Mädchen im Dorf, Hof und Schloß pfiffig zuzunicken, die Augen verdrehen und Dich in eine Dir unerreichbare, ehrenhafte Dame zu verlieben trachten, müßte es eine Frau Kameralräthin oder im Nothfall die Rendantin sein, — obgleich diese

zwei vortrefflichen Frauen geringen Stoff zu sentimentaler Schwärmerei darboten.

Aber nur Geduld! Du wirst hinter den Vorhang gucken dürfen, der die Wahrheit jetzt noch verhüllt, und Du wirst hinreichende Gelegenheit finden, Deinen Grafen auch in diesem Genre zu kopiren! Fürs erste begnüge Dich, dem Küchenmeister Deine Verwunderung zu äußern, wie Euer Graf, der doch, was Kochkunst betrifft, im Schlosse keinen Spaß versteht, keine mißlungene Schüssel ungerügt durchschlüpfen läßt, so nachsichtig mit den Leistungen einer Jägerfrau sich zufriedenstellen lasse?

‚Sie haben ihre Launen,‘ entgegnet der Küchenmeister; ‚wofür wären sie sonst große Herren? Das Jagdschlößchen ist jetzt in der Mode, wird auch wieder aus der Mode kommen!‘

‚Gott geb's,‘ spricht der Andere. —

Graf Ulrich hat sein Abendbrot genossen, den Jäger und die Frau Jägerin entlassen, — diese Leute stehen vor Tage auf und suchen gern ihre Lagerstätte, unbekümmert um den langen Tag, der vom längsten des Jahres nur um einige Minuten unterschieden ist. Auch im Walde dauert das Leben noch fort. Die Amsel läßt sich aus Birkengebüsch noch vernehmen. Die Raben ziehen hoch über Tannen-

wipfeln zu Neste. Einzelne Fledermäuse wagen sich doch schon hervor, wiewohl die Dämmerung noch nicht eintreten will. Denn es gibt noch hinreichend Licht ringsumher, einen Brief zu lesen, und man würde die feinen, regelmäßigen Schriftzüge noch entziffern können, wenn man sie nicht, wie der Graf, schon auswendig wüßte. Zuschriften dieser Art lieset man gern immer wieder. Erst nach langem Grübeln gewinnen einzelne Silben, die anfänglich ganz unscheinbar auftraten, tiefere Bedeutung. Ein Gedankenstrich, ein Fragezeichen, bei zehnmaliger Betrachtung leichtfertig übergangen, kaum gewürdiget, hebt sich plötzlich hervor, gibt zu denken, regt Fragen im Haupte des Lesers an, und wird zuletzt ein Keim beunruhigender Zweifel, oder beglückender Hoffnungen.

Baronin Stjernholm schreibt da unserm eichenauer Majoratsherrn unter anderm, daß sie im nächsten Monate das Bad Stahlbrunn besuchen und dort einen Aufenthalt von mindestens sechs Wochen machen werde. „Es ist zwar nicht sehr frequentirt und tant soit peu herunter; — gerade deßhalb vielleicht gefällt mir's? Ich trachte aus dem Gewühle heraus. Und wer weiß, welche angenehme Begegnung, welch erfreuliches Zusammentreffen sich dort ereignet? —!“

„Dieses Fragezeichen,“ sprach der Graf, „hat mir bisher die beiden hinterdrein folgenden allerliebsten kleinen Häkchen ganz verdeckt. Dieser Gedankenstrich, liegt er nicht da, wie ein ausgestreckter Finger, mir zu zeigen, wo der Weg nach Stahlbrunn führt? Und dieses Ausrufungszeichen, winkt es nicht deutlich: komm! War ich blind bis zu diesem Augenblicke? Und kann es Zufall sein, daß von all den vielen reizenden Postskriptchen, welche die acht Ränder der vier Seiten schmücken, das reizendste gerade auf dieser Seite steht, sich unmittelbar an diesen Wink anschmiegt: ‚Es ist jetzt entschieden, daß Prinz * * * sich mit der Tochter eines kleinen Gutsbesitzers verheiratet, der dieses Wunder von Schönheit (wie man versichert) ihm zur günstigen Stunde produzirte. Sie erhält weiter keinen Titel, und etwaige Nachkommenschaft darf nur ihren Namen und Rang führen. Beides ist nicht weit her. Sie können sich denken, welches Aufsehen das macht.‘ — Warum erzählt sie mir das, wenn sie nicht dadurch beweisen will, daß jenes Gerede nichts war, als leeres Gerede, und daß ihr die Vermälung Seiner Hoheit sehr gleichgiltig ist? Es heißt soviel, als: könnt' es noch Rücksichten gegeben haben, die Dich schwanken ließen, ob Du meinem Winke folgen solltest, oder nicht? . . . siehe,

sie sind beiseite geräumt! — Ja, so soll es heißen; ganz richtig. Doch geht daraus hervor, daß ich geliebt werde? — Da steht immer nur: ‚Hochgeehrter, würdiger Freund.‘ ‚Edler Graf!‘ ‚Exzellente Exzellenz!‘ ‚Väterlicher Gönner!‘ Und dergleichen solches dummes Zeug mehr. Nicht ein allereinzigstesmal ist ‚theurer Graf Ulrich,‘ oder kurzweg: ‚Mein Theurer‘ zu entdecken. Sie schreibt sehr schön, sie schreibt sehr gut, sie schreibt sehr unterhaltend, geistreich, — nur zu geistreich! Denn sie weiß mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit die Herzensfragen, die ich ihr vorlege, so zu umgehen, daß sie weder ja noch nein sagt. Und das währt nun schon über ein Jahr, und ich kann mich nicht entschließen, brieflich auf Entscheidung zu dringen, oder mich aufzusetzen, und mir diese Entscheidung persönlich abzuholen?! Dennoch aber muß dieser Entschluß gefaßt werden; was geschehen soll, muß bald geschehen. Ich habe nicht mehr viel Zeit zu verlieren, so jung und jugendlich auch ich mich fühle; die Sechszig wird voll sein, ehe die Blätter fallen. Teufel, das ist denn kein Spaß! Heute darf ich noch sagen: ‚Ein Fünfziger.‘ Ich will wissen, woran ich bin! Dieses Zusammentreffen in Stahlbrunn erspart mir eine Residenzfahrt, vor der ich, Hermann's wegen, mich förmlich

fürchtete. Der junge Mensch mit seinem altklugen Gesicht, wäre kapabel mich lächerlich zu finden. Er hat keinen Begriff, daß man sich verlieben, ernstlich lieben kann, wenn man volljährig ist. So sind unsere jetzigen Jünglinge, so sind die Söhne dieser hochweisen Zeit. Wir bestehen aus einer anderen Komposition, wir, die sogenannten Alten. Wir sind die Jungen! Er soll's schon erfahren, wenn ich ihm melde: ich bin verlobt! Schriftlich geht das leicht. Aug' in Auge würde mich's geniren. Also: nach Stahlbrunn! Die Recherchen, die ich durch den Justizrath über der Baronin Herkunft angestellt, haben ein völlig genügendes Resultat geliefert: Geborene Freiin von Schmalkow, uraltes Geschlecht westphälischen Ursprungs, ein älterer Bruder angesessen an den Ufern der Ostsee; ihr verstorbener Gemal vornehmer Schwede, eine Art von vaut-rien, Gott hab' ihn selig. Desto besser, so kann ich beim Vergleiche nur gewinnen. Niemand darf eine Gegenrede wagen. Die Einzige, die ein Recht dazu hätte, wäre Barbara, und diese hat sich begnügt, mich zu erinnern, daß ich die Genealogie nicht über der Zärtlichkeit vergesse. Es existirt also kein Hinderniß, wenn die Baronin mich haben will. Wollte sie nicht, das wäre dann das größte. Und darüber will ich ins

Klare kommen. Also auf, nach Stahlbrunn! Damit es aber im schlimmsten Falle und wenn ich abgefertiget werde, nicht etwa heiße: er ist ihr nachgereiset! so wollen wir das Ding umkehren: sie soll mir nachreisen. Ich will sie im Bade erwarten, will sie dort empfangen, und will sehr überrascht sein, wenn sie auf der Fremdenliste steht! So vereinige ich die Ansprüche meines Herzens mit denen der Vernunft und der besonnenen Vorsicht. O mein liebes altes Stahlbrunn! Vierzig Jahre wenigstens ist es her, daß ich Dich nicht betreten habe! Der Anblick Deines freundlichen Thales wird mich in die frischeste Epoche meines Lebens zurückversetzen, ich werde unwiderstehlich sein!"

Und er faltete den Brief der Baronin zusammen, barg ihn in seinem Notizenbuche, schritt sodann, die kleinen Zimmer rasch durchwandelnd, auf und ab ... der Jäger und dessen Frau tauschten ihre abweichenden Meinungen aus, ob es Marder auf dem Dachboden? ob es Seiner Exzellenz Füße wären, die sie im Schlafe störten? Der Jäger, der für Marder stimmte, murmelte: „Morgen werden Eisen gestellt; dem Kerl wollen wir sein Handwerk legen!" worauf er wieder entschlummerte.

Es hatten sich über Nacht etliche Unwetter zusammengezogen, die gegen Morgen tüchtig tobten und eine Masse strömenden Regens ausgossen. Der Jäger wollte aufs nächste Vorwerk laufen, um des Verwalters Kirchenwagen herbeizuschaffen, doch das währte dem Grafen viel zu lange, der nicht erwarten konnte, seine Anstalten zur Badereise zu betreiben. Er wies die Jägersleute, die sich ihm fußfällig entgegenwarfen, lachend zurück. „Was wär' ich für ein Landmann," rief er aus, „wenn ich die paar Tropfen Wasser fürchtete? Solch eine Taufe erquickt und ist nur ein Vorschmack von Stahlbrunn!" Die Jägerin beschwor ihn, wenigstens ihren großen ‚Sonnenparapleu' anzunehmen, doch indessen sie ging, dieß seltengebrauchte Erbstück herbeizuholen, hatte sich der Graf schon längst hinter den nächsten Bäumen verloren.

Triefend und erschöpft langte er im Schlosse zu Eichenau an, wo er dem Haushofmeister, der gerade mit einigen Kameralbeamten Rath hielt, ob man ausnahmsweise wagen dürfte, dem ausdrücklichen Verbote entgegen, eine verdeckte Kutsche nach ‚dem Dinge hinaus' zu senden? als Kühleborn ins Vorzimmer schwamm, einen nassen Streifen auf seiner Bahn zurücklassend. Lobesam hatte beide Hände

schon erhoben, um sie verzweifelnd gen Himmel zu strecken, und Seine Exzellenz schien selbst geneigt, sich augenblicklich entkleiden und ins Bett bringen zu lassen; — da mußte einer der anwesenden Schreiber, mit einem dicken Stoß von Papieren unterm Arm, unglücklicherweise die ängstliche Aeußerung thun: „Um Gotteswillen, rasch, Herr Haushofmeister, in diesen Jahren ist eine Erkältung höchst gefährlich!"

Dieß vernehmen; den Büchsenspanner, der bereits Hand gelegt an den windelweichen Sommerrock, von sich stoßen; dem Haushofmeister einen strafenden Blick zuwerfen, daß dieser die Arme sinken ließ; und zu dem Schreiber heftig sprechen: „Bekümmern Sie sich um Ihren Dienst, nicht um meine Erkältungen; was gibt's zu thun, nur her damit!" — dieß alles war Eins.

So begab er sich in sein Arbeitszimmer, wohin der eingeschüchterte Warner ihm gehorsam folgte. Den andern beiden zurückbleibenden Beamten sagte Lobesam, von seines Herrn einem Blicke belehrt: „So etwas ist uns nur Spaß! Das schadet uns nichts!" Dann begab er sich ins Schlafgemach, wo er dann doch Anstalten traf, trockene Wäsche und Bettzeug gründlich durchwärmen zu lassen.

Der Graf expedirte in eigensinniger Ausdauer,

was ihm nur vorgelegt wurde, und blieb am Schreibtische, obgleich es ihn schon so fieberisch schüttelte, daß er kaum die Feder noch zu halten vermochte.

Dafür lag er am nächsten Tage hart und fest danieder, und Lobesam wendete viel vergebliche Mühe an, ihm eine oder die andere Tasse voll frischen Lindenblüthenthees aufzunöthigen. Bis zu der Frage, ob er vielleicht Pferde und Wagen nach einem Arzte entsenden dürfe, verstieg sich des Haushofmeisters Besorgniß noch nicht. Frühere Erfahrungen hatten ihn belehrt, was bei derlei Propositionen herauskäme. Und von so übler Laune wie dießmal hatte sich der immer ungeduldige, fast unbändige Patient noch nie gezeigt. Da außer Lobesam kein lebendiger Mensch sich ihm nähern durfte, so war es auch dieser allein, der davon zu leiden hatte. Und da der Haushofmeister an demjenigen, der diese Leiden über ihn verhängte, unmöglich seinen Aerger auslassen durfte, so ließ er ihn natürlich alle Einwohner des Schlosses empfinden in dem Maße, wie sie mehr oder weniger von ‚gestrengem Herrn Haushofmeister' abhängig waren. Es wurden demgemäß allgemeine Leidenstage, die sich erst aufzuhellen begannen, als der trübe Regenhimmel, der kühle, feuchte Nachkomme der Gewitter, wieder klar und blau

geworden war und eine wohlthätige Sommerwärme des Grafen katarrhalisches Uebel völlig bannte. Bekanntlich ist man nie sanfter, wohlwollender, weicher, hingebender, mittheilsamer gestimmt, als wenn nach kleinem, doch lästigem Uebelbefinden die armseligen Quälereien nachlassen und nach einer zum erstenmale wieder ungestörten Nacht der Mensch mit dem wohlthätigen Gefühle entschiedener Genesung erwacht. Kommt nun dazu noch eine zärtliche Sehnsucht, welcher vor einer längeren, ihre Pläne durchkreuzenden, hemmenden Niederlage bangte, die aber nun den Tag schon herannahen sieht, wo es vergönnt sein wird, ihrem innern Zuge und Drange zu folgen, da entsteht ein Wohlbehagen, dessen Wirkung den Umgebungen zugute kommen muß. Davon empfing denn auch Lobesam sein volles Theil. Ach, wie rasch waren die Esel, Schafsköpfe, Rhinozerösse vergessen, die ihm kürzlich heerdenweise zugeschleudert worden; wie stolz-beseliget schwelgte er jetzt im Genusse der vielfältigen: ‚Lobesämchen, Haustyrannen, Krankenwärter, Musterpfleger, Vielgetreuer‘ und ähnlicher Bezeichnungen, die er sich, wenn sie auf Papierstreifen wären geschrieben gewesen, als ebensoviel Ordensbänder ins Knopfloch gesteckt hätte.

Wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund

über. Und so nahm denn auch, wie nur erst Thee und warme Limonade keinen Eingang mehr suchte, was im Herzen waltete, aus hochgräflichem Munde seinen Ausgang, direkt zu des Haushofmeisters Ohren, die sich weit, sehr weit öffneten, solchen Entdeckungen Einlaß zu gewähren. Lobesam, der die Trauerreise nach der Residenz nicht mitgemacht hatte, das will sagen, nicht mitgenommen worden war; der einen an Baronin Stjernholm gerichteten Brief nie anders zur Post befördert, als in einem an den Justizrath adressirten Umschlage; der von einer Baronin, mit welcher sein Graf seit einem Jahre korrespondirte, gerade soviel wußte, wie ich von der schwarzen Favoritin irgendeines schwarzen Monarchen im Innersten Afrika's, — (oder eigentlich noch weniger; denn von dieser Letzteren bin ich berechtiget vorauszusetzen, daß sie schwarz ist, weil ich sie mir so denke; Lobesam aber dachte sich die Baronin weder schwarz, noch grün, noch gelb, ja nicht einmal roth und weiß;) — der gerieth nun, als den ersten Andeutungen der stahlbrunner Badereise verständliche Winke auf zarte Aussichten, ernste Absichten, praktische Einsichten und ein für die Dauer des Lebens zu schließendes Verhältniß folgten, in einen wahren Taumel von Freude und Schreck. Freude, weil er seinem Gebieter wirk-

lich aus treuer Anhänglichkeit jedes Glück wünschte und gönnte. Schreck, weil dieß, nach seiner Meinung, das Einzige war, worin er aufgeben müßte, sein stetes Original, Ur- und Vorbild zu kopiren. Denn zu heiraten war ihm ja untersagt. Daß sein Herr als Bewerber zurückgewiesen werden könne, — ein so frevelhafter Beruhigungsgrund kam ihm nicht in den Sinn. Er hielt also die Sache schon für abgeschlossen und die ‚junge Frau' war für ihn so gut wie da.

Zunächst aber beherrschte ihn nur eine Sorge: würde der Graf ihn mit nach Stahlbrunn nehmen? Als er auf wenige Tage nur nach der Residenz ging, war ihm gesagt worden: „Einer von uns beiden muß im Schlosse bleiben, sonst treibt das Gesindel, was es will." Gewiß eine höchst schmeichelhafte Form für den an sich betrübenden Ausspruch. Dießmal galt es gar einer Abwesenheit von mehreren Wochen. Umsoviel geringer war die Hoffnung. Und doch, — der Gedanke, nicht Zeuge von den Siegen zu sein, die den Myrthenkranz erringen sollten, nachdem so manche Siege geringerer Gattung, auf bescheidene Blümchen des Feldes gerichtet, sozusagen durch seine Vermittelung gewonnen worden, — der

Gedanke zermalmte den getreuen Generaladjutanten, den Chef des ganzen Hauptquartiers.

Er prustete schon, wie ein zorniges Llama, oder Kameel, wenn ihm einer der beiden Büchsenspanner in die Nähe kam. Einer von diesen, vielleicht gar beide hatten bessere Chancen als er; das ließ sich nicht verhehlen. Sie zu vergiften wäre ihm ein Labsal gewesen, hätte er nicht fürchten müssen, daß die durch Ratzenpulver vakant gewordenen Plätze über Nacht wiederbesetzt und ausgefüllt sein könnten durch Waidburschen aus dem großen Forstpersonale der Grafschaft. Da ward es ihm nachgerade unmöglich, seinen Gram zu verhehlen, und zufriedene, oder gar heitere Mienen zu zeigen, wie Graf Eichengrün sie gern um sich sah. Lobesam kehrte den inwendigen Menschen heraus und trug selbigen so aufrichtig zur Schau, daß ein: „Zum Sakkerment, was schneidest Du denn für verfluchte, jammervolle Visagen?“ zuletzt nicht ausbleiben konnte.

„O — nichts — Exzellenz!“ hieß es darauf.

„Hast Du vielleicht etwas dawider, daß ich an Verheiratung denke? Findest Du es vielleicht unpassend für einen Mann in meinen Jahren, dem eine Erkältung leicht gefährlich wird?“

Lobesam legte die Hand aufs Herz, — die

linke; — mit der rechten machte er einen mehr angedeuteten als ausgeführten Versuch, sein spärliches Haupthaar zu raufen! — schlug sich mehrmals auf die Brust und sagte: „Exzellenz werden mich doch für ein kleines Bißchen klüger halten, als den Gelbschnabel von Kameralamtschreiber? So beschränkt ist mein Verstand noch nicht, daß ich an unserer — an Euer Exzellenz Jugend zweifeln sollte? Haben Sie es nicht jetzt wieder bewiesen, nach dieser tollen Bravade, die jedem Zwanzigjährigen das Lebenslichtchen ausgeblasen hätte, daß Sie unverwüstlich sind? Nein, Gott sei Dank, uns bringt nichts um. Nicht ein oder zwei Donnerwetter mit Hagelschauer und Wolkenbrüchen; nicht eine junge Frau — nicht ein halbes Dutzend junge Frauen! Und deßhalb kann ich mich über Euer Exzellenz Vorsatz nur sehr glücklich fühlen! Mein Graf wird im Arme der Liebe ruhen, — und Unser Einer wird dann auch wieder einmal hübsche, pfiffige Kammerkatzen aus der Residenz im Schlosse sehen. Ha, das muß ein Leben werden wie in Frankreich!“

Der Graf lachte laut auf! „Tant mieux,“ rief er, „wenn Du es so nimmst. Habe auch nichts gegen Deine Katzenjagd einzuwenden; nur möcht' ich wissen, wo dann Deine verzweifelten und verteufelten

Grimassen herkommen? Willst Du vielleicht gleichfalls in den Stand der heiligen Ehe treten, und peiniget Dich mein altes Verbot? Das hab' ich nur aufrechterhalten wollen, solange ich als garçon lebte, — aus — aus mancherlei Gründen. Jetzt, wenn Dir's d'rum zu thun wäre — meinetwegen! Hast freien Willen! Nimm Deine Erste, vorausgesetzt, daß ich meine Zweite nehme! — Na, noch kein freundlich Gesicht?"

„Ach, Euer Exzellenz, Ihre Großmuth und Gnade geht mir durch Mark und Bein; und sollt' ich finden, was mir zusagt, — denn es ist bei alledem ein wichtiger Schritt, und will wohlüberlegt sein, wenn man ihn noch nie versucht hat! — sollt' ich finden, was mir nur einigermaßen zusagt, schon um auch hier meinem Exzellenzherrn nachzuahmen, würde ich von der huldreichen Erlaubniß Gebrauch machen. Doch darum handelt sich's anjetzo nicht; noch lange nicht! Erst der Herr, dann der Diener. Exzellenz gehen nach Stahlbrunn, — bald, baldigst, wie ich aus einigen fallengelassenen und von mir aufgehobenen Redensarten entnehme! Exzellenz gehen in dieses, — ohne Schmeichelei — langweilige Brunnenörtchen doch nur, um daselbst zusammenzutreffen mit . . . ich verstumme; theils aus Ehrfurcht, theils

weil es mir unendlich schwer werden sollte, mehr zu sagen, indem mir von dem Engel, der herabgestiegen ist, in Schloß Eichenau den Himmel zu bereiten und zu finden" —

„Bravo, Lobesam! Wenn das nicht aus der Leihbibliothek entlehnt war, so macht es Dir Ehre!"

„— nicht um ein Härchen mehr bekannt ist, als von den wirklichen Engeln, deren ich noch nie persönlich Einen erblickte. Wenn es sich nun wieder so treffen sollte, wie voriges Jahr bei der Reise nach der Residenz, und ich müßte zu Hause bleiben, so würden andere zur Dienerschaft Gehörige des Glückes, Euer Exzellenz Braut zu erblicken, früher theilhaftig werden, als Hoch-Dero alter getreuer Kammerdiener und Haushofmeister, und das ist, was mich bekümmert, was ich nicht hinunterschlucken, nicht verdauen kann, was ich von mir geben mußte, sollte es mir auch ein Donnerwetter über den Kopf bringen, schlimmer als dasjenige, worin sich Exzellenz neulich Ihren Rheumatismus zu holen für gut befanden."

„Weißt Du, Lobesämchen, daß Du mich da auf einen ganz passabeln Einfall bringst? Es könnte sich begeben, daß ich in Stahlbrunn eines Vertrauten, eines Aufmerksamen, Umsichtigen, Verschwiegenen, — daß ich Deiner vonnöthen hätte. Denn, mein

Freund, wohlverstanden: ich bin noch nicht verlobt; ich will mir die Einwilligung, das Jawort erst holen! Deßhalb reise ich!"

Lobesam riß die Augen weit auf; schonte auch den Mund nicht, als er ihn staunend öffnete; spitzte förmlich die Ohren, wie ein Pferd; sogar die Nasenlöcher dehnten sich aus; — alles dieses, um seine Verwunderung an den Tag zu legen, daß es ein Frauenzimmer hienieden geben sollte, welches nicht unter jeder Bedingung und auf den ersten Wink einwilligen möchte, Gräfin Eichengrün zu werden?

„Es ist doch so, wie ich sage. Bestimmt hat sie sich noch nicht ausgesprochen, und schriftlich würden wir kaum zum Ziele gelangen. Die Baronin ist an Huldigungen der ehrenvollsten Art gewöhnt, ist berechtiget dazu, und ihre Schönheit, . . ."

„Baronin?" wiederholte Lobesam mit einer Geringschätzung, die ihresgleichen suchte; „Baronin? Glaubt' ich doch, wenn Exzellenz nicht ungnädig nehmen wollen, nach Ihrem Eingange zu urtheilen, hier wäre die Rede von Ihrer Majestät der Königin Viktoria, die unterdessen ihren Gemal begraben hätte, und wieder heiraten wollte? Eine Baronesse? Wahrscheinlich in Millionen wühlend? Eine Finanztochter?"

„Sei nicht unklug! Was brauch' ich eine Geld-

heirat? Nein, soviel mir bekannt, hat sie nichts, als ihre Person und ihren Namen.“

„Eine arme Baronesse? — Nun, dann begreif' ich nicht, weßhalb Exzellenz sich nach Stahlbrunn bemühen wollen? Schicken Sie mich allein, wie ich hier stehe, und bring' ich Ihnen nicht ein Ja mit, so groß und deutlich, daß man's eine Meile weit lesen kann, so mach' ich mich anheischig den ganzen Stahlbrunn auszutrinken, auf einen Schluck, ohne Absatz!“

„Wohl möglich! Sehr wahrscheinlich. Und wär' mir's nur ums Jawort allein zu thun, das könnt' ich schon längst in der Tasche haben, ohne Dich und Deine Weisheit. Hier handelt sich's um etwas wichtigeres. Graf Eichengrün zweifelt nicht, daß man sich entschließen wird, seine Gattin zu werden. Vorher will er sicher sein, daß man ihn liebt! Daß man ihn annehmbar fände, auch wenn er zufällig nicht Majoratsherr auf Eichenau hieße? Kapirest Du?“

„Ich kapire!“

„Ich möchte in Stahlbrunn recht klein, recht anspruchslos auftreten. Wie ein vornehmer Herr, der Ursachen hat, sich einzuschränken. Höchstens zwei Diener, keinen Marstall, eine ganz mediokre Equipage. Nicht einmal den Christoph, nur den David

und ein paar ordinäre Pferde. Nun fragt sich's nur, wenn ich den Walter mitnehme und Dich, — wer soll Dich hier vertreten? Du schreist immer, daß ohne Dich alles zugrunde gehen müßte? Ich kann nicht vorherbestimmen, wie lange wir ausbleiben? Comment faire?"

Lobesam versank in tiefes Nachsinnen. Leicht wurd' es ihm gewiß nicht, den Kommandostab, den er so lange geführt, aus der Hand zu legen, und noch obenein auf unbestimmte Zeit. Doch die ihm verheißene Rolle eines Vertrauten bei so ernsthaft gemeintem Liebeshandel, lockte doch auch gar zu verführerisch. Er strengte sich gewaltig an, einen plausibeln Vorschlag aufzutreiben. Endlich rief er aus: „Wenn Exzellenz erlauben, ich glaube, ich hab's? Der Tafeldecker ist kein Kirchenlicht, aber ich halte ihn für einen ehrlichen Mann. Weiß sich auch so ziemlich in Ansehen zu erhalten, weil er sich weiter nicht viel abgibt mit den Uebrigen. Denselbigen könnten wir nun einstweilen zu meinem Stellvertreter machen. Aber wohlverstanden: nur auf etliche Tage; ihm und dem ganzen Schlosse einschärfen, daß Exzellenz mich mitnehmen, damit ich Sie in Stahlbrunn gehörig einrichte. Sobald dieß geschehen ist, kehre ich nach Eichenau zurück und schicke ein paar Andere

der Herrschaft nach. So sind sie hier keine Stunde sicher vor mir, und wenn Einer Lust verspürte, dumme Streiche zu machen, oder gar sich aufzulehnen gegen den Tafeldecker, braucht der nur zu sagen: ‚Mir scheint, dort kommt der David mit dem Herrn Haushofmeister!‘ — und alles wird mäuschenstill.“

„Du willst also über ihnen schweben, wie das Schwert des Damokles an einem Pferdehaare?“

„Wenn ich bitten dürfte, Exzellenz, ja. Ich bin der Ansicht, daß wir auf diese Weise am besten darauskommen. Es wird mir zugleich ein beruhigendes Gefühl geben, wenn ich denke, daß ich hier fortfahre Ordnung zu halten, während ich dort nutzbar bin.“

„Nun, es läßt sich hören. Und jedenfalls müssen wir zu diesem Auskunftsmittel greifen, da kein besseres zugebote steht. So bereite vor, was nöthig. Morgen geht es fort!“

„Morgen schon? Aber Ihr Katarrh“ . . . .

„Wird in freier Luft verschwinden. Wir kommen in die Berge, Lobesam! Wechseln das Klima. Kein besser' Mittel gegen Schnupfenfieber. Die große Reisekutsche, vier Postpferde, Du, Walter, Punktum! David mit seinen Gäulen kommt langsam nach, in kurzen Tagereisen. Jetzt ist die Marschroute ausge-

geben, das Hauswesen bestellt, — laß' uns erproben, ob wir in Wahrheit jünger sind, als unsere Taufscheine?"

Der Haushofmeister hatte schon die Thürklinke in der Hand, da kehrte er noch einmal zurück: „Exzellenz, bei Taufschein fällt mir ein, es hat sich ein gewisses artiges Kind gemeldet, die Tochter von einem Freistellenbesitzer drüben jenseits der Eicha. Möchte gern als Stubenmädel angenommen sein für die Hanne, die künftigen Sonntag heiratet. Lotte heißt sie. Ich hab' sie aus der Taufe gehoben; ich war damals bedeutend jünger, und sie bedeutend kleiner, als gegenwärtig. Sie hat sich hübsch ausgewachsen und ist recht anstellig. Darf ich sie Euer Exzellenz präsentiren?"

„Was gehen mich die Stubenmädel an?"

„Exzellenz pflegten doch sonst zu befehlen, daß niemand in Schloßdienste träte ohne höchste Approbation?"

„Sonst ist nicht jetzt; merk' er sich das, mauvais sujet! — Wenn Du meinst, daß sie reinlich, fleißig, ordentlich sein wird — ich stelle Dir anheim, vor unserer Abreise diesen Akt der Souverainetät auszuüben."

„Zu Befehl, Exzellenz! So darf ich Beschützer

der Schönheit und Unschuld sein, ehe ich Schwert des Lamokles werde. O ich will sehr schweben über den hiesigen Häuptern, auch über der Lotte ihrem. Wehe jedem, der nicht gutthut!"

„Alter Narr," sagte der Graf, als Lobesam sich entfernt hatte; „der Kerl denkt wahrhaftig, weil wir in gleichen Jahren sind, wären wir auch von gleichem Alter. Merkt nicht, welch ein Unterschied zwischen ihm und mir? Sieht nicht, was ihm doch jeder Spiegel sagen müßte! Ich kann dem Himmel nicht dankbar genug sein: dieses kurze Krankenlager hat mich förmlich verjüngt. Wie neugeboren bin ich davon erstanden; mehr als je geeignet zu der Brautfahrt, die ich vorhabe. Ich bin disponirt, mit allen jungen Herren in die Schranken zu treten, die sich etwa möchten beikommen lassen" . . .

Bei jungen Herren gedachte er wahrscheinlich seines Sohnes; denn er näherte sich dem Schreibpulte, nahm aus einer verschlossenen Lade verschiedene Briefe, kramte unter diesen herum, ergriff dann einen, und sprach: „Hier, diese Passage lieset sich beinah, als ob er ein Vorgefühl von meinen Absichten hätte? — Nun, mag er doch! Rechenschaft bin ich ihm nicht schuldig; und sollt' ich noch Kinder haben, — hat er nicht schon genug am Besitze von Eichenau?

Ich heiratete nicht, aus Liebe für ihn, solange er zweiter Sohn war. Jetzt, wo er seines Bruders Erbe geworden, braucht er mich nicht mehr. Ich bin wieder frei, und will von meiner Freiheit den Gebrauch machen, der sich sowohl für meine Jahre, wie für meine jugendlichen Empfindungen, für beide zugleich, am besten ziemt. Das ist ce qu' on apelle raisonnable, wie's in der französischen Operette heißt:

‚Qui, c' en est fait, je me marie,
Et je veux vivre comme un Caton;
Il y a un temps pour la folie,
Il y en a un pour la raison.' *)

Und wenn ich mich nicht sehr irre, so hab' ich gelesen, dieses couplet war ein Lieblingsgesang Seiner Majestät des Kaiser Napoleon Bonaparte. Ich weiß nicht, wie der große Mann sich in Liebe- und Ehesachen benommen, und ob er dabei die gesungene Lehre befolgte. In andern Angelegenheiten hat er nicht immer allzu-raisonnable gehandelt; wenigstens bei uns zu Lande gewiß nicht. Mein armes Eichenau wußte lange davon zu erzählen."

---

*) Ja, es ist entschieden, ich verheirate mich, um wie ein Cato zu leben. Gibt es eine Zeit für die Thorheit, so gibt es auch eine für die Vernunft.

Der Graf stimmte noch einmal die Mehul'sche (so glaub' ich,) Melodie an, als Lobesam mit einem sehr langen Gesichte erschien, welches er stets aus seinem großen Gesichtervorrath heraussuchte, und sich dessen bediente, so oft er Bringer einer unangenehmen Nachricht war, oder doch einer solchen, von der zu fürchten stand, sie könne unangenehm werden. Der Graf, der seines vieljährigen Dieners physiognomische Musterkarte ebensogut auswendig wußte, als ein Weinreiter das Verzeichniß der von ihm aufgedrungenen Sorten und Jahrgänge, schrie ihn regelmäßig an: „Hast Du schon wieder einmal Deine Schafsnase vorgebunden? Welches Vorwerk brennt denn? welches Ackerpferd ist denn gefallen? wessen Katze hat denn fausse couche gemacht?"

Etwas ähnliches blieb auch heute nicht aus.

„Nichts von alledem," entgegnete der Haushofmeister; „nur ein Besuch: Graf Heide will" . . .

„Ich bin ausgefahren!"

„Nicht kapabel! Der Herr Graf haben schon im Dorfe vernommen, daß Exzellenz unpaß waren und noch das Zimmer hüten."

„Hol' ihn der Teufel!"

„Da er es bis jetzt nicht gethan, wird er schwerlich in diesem Augenblicke zugreifen. Ich besorge

sogar, der Herr Graf geruhen mir auf dem Fuße zu folgen."

„Walter soll ihn aufhalten. Ich bin noch zu leidend; darf nicht reden."

„Graf Heide läßt sich nicht aufhalten, Exzellenz; für den gibt es nicht, was wir porte défendue nennen."

„Ich höre ihn schon. Geholt hat ihn der Teufel also wirklich noch nicht, aber geschickt hat er ihn gerade jetzt! — Ah, sehr willkommen, lieber Graf!"

Graf Heide sah aus wie ein sehr hübscher, sehr tüchtiger, eleganter Reitknecht, der seines Herrn Kleider angelegt hat und sich ganz geschickt darin zu benehmen weiß. Für einen Reitknecht erstaunlich gut und fein. Für einen vornehmen Herrn doch so, daß der Reitknecht herausguckte. Niemand konnte ihm die Schönheit seiner Züge wie seiner Gestalt absprechen, seine Manieren gaben durchaus keinen Anstoß. Und dennoch fühlte man sich immer versucht zu sagen: er ahmt seinen Grafen glücklich nach, aber als Jokei müßte er sich ungleich besser produziren. Es hatte wohl in der ganzen Provinz noch nie einen Kavalier gegeben, der soviel gute Freunde und soviel entschiedene Feinde besessen. Nicht in der Art, wie es andern Menschen seines Gelichters auch

geschieht, daß eine Hälfte seiner Bekannten aus Gegnern, die andere aus Anhängern bestünde. Nein, bei ihm trat der merkwürdige Fall ein, daß all' seine Feinde eben auch seine Freunde waren; nämlich so: daß ihm ins Gesicht keiner sich unfreundlich und übelwollend zeigte, während hinter seinem Rücken jeder, ohne Ausnahme, alles nur ersinnliche Böse von ihm sprach. Das letztere war nicht schwierig, denn er sorgte rastlos dafür, die Phantasie der Schimpfenden nicht anzustrengen, sondern sie durch unermüdeten Eifer und unausgesetzte Lieferungen mit hinreichendem Stoffe lautbesprochener Thatsachen zu versorgen. Das erstere erklärte sich theils durch die Furcht, die man vor seiner, eines privilegirten Raufbolds würdigen Duellwuth hegte, weßhalb man ihn schonte; theils durch seine, mit den wildesten Fehlern und Prahlereien verbundene Liebenswürdigkeit, die geringgeschätzt, ja abgeleugnet wurde, solange man ihn nicht sah; die sich geltend machte, und bestach, wo er sich zeigte. Müssiggänger, Schuldenmacher, Spieler, Ignorant, Lügner, Schmaruzer, — dennoch ‚jeder Zoll ein Kavalier!‘ Boshaft, falsch, ruchlos, neidisch, händelsüchtig, unzuverlässig, — dennoch ‚bon enfant, guter Gesellschafter, interessanter Roué!‘

Das war Graf Heide.

Er hatte mit seiner verstorbenen Frau, die sich leidenschaftlich in ihn verliebt und ihm ihr ganzes Vermögen zuschrieb, ein nicht unbedeutendes Landgut erheiratet. Seine intimsten Genossen versicherten, er würde diese Dame, (sie war durchaus nicht hübsch und älter als er,) gewiß nicht geheiratet haben, hätte sie ihm nicht ihr Erbtheil dargebracht. Gleichwohl mußten sie zugestehen, daß er sie freundlich genug behandelt, daß er sie in der langwierigen Krankheit, die ihrem Tode voranging, treulich gepflegt, — allerdings aber auch, bei ihren Lebzeiten schon, Schulden über Schulden auf das arme Landgut gehäuft habe. Wovon er jetzt lebe, wußte so eigentlich niemand; noch weniger, wie er seiner zahllosen Gläubiger sich erwehrte; wenn wir nicht der Meinung beipflichten wollen, daß er fortdauernd neue Darlehen zu erpressen, und jüngere wie ältere, frische wie verjährte Forderungen durch *Gegen*forderungen zu weigern verstand; indem er bei jeglicher Anforderung mit einer *Heraus*forderung drohte. Als vortrefflicher Pistolenschütze berühmt, fand er wenige, die Lust zeigten, sich ihm gegenüber zu stellen, und sie gaben lieber Zinsen und Kapital verloren, als ihre Gliedmaßen der Kugel preis.

So ungefähr schilderten ihn seine Kumpane,

seine Sauf-, Reit-, Spielbrüder. Wie Väter und Mütter ihn schilderten, das läßt sich gar nicht niederschreiben. Sein Name stand auf einer Linie mit dem unersättlichen, unerbittlichen Verführer und Wüstling, den Mozart durch des Abbate Da Ponte's Vermittelung von Molière geerbt hat, um ihn unsterblich zu machen. Doch, alles was Recht ist: neun Zehntheile dieses furchtbaren Rufes waren usurpirt. Hätte Graf Heide einen Liste-führenden Leporello zum Diener gehabt, dieser würde oft ohne Beschäftigung geblieben sein. Die Mehrzahl heide'scher Siege und Eroberungen bestand nur in seiner Einbildungskraft. Obgleich nicht geleugnet werden darf, daß die Töchter und jungen Frauen ihn ganz anders schilderten als obenerwähnte Väter und Mütter; daß sie ihn im allgemeinen bezaubernd fanden — (besonders in den kleinen Städten, durch die er trabte,) — und daß sie seine Frechheit für anmuthige Keckheit erklärten.

Graf Eichengrün, der sich, wenn er mit andern Gutsbesitzern und höheren Beamten der benachbarten Oerter und Städte zusammentraf, um die Klatschereien, die da kursirten, — denn es ist geradezu eine Lüge, daß vorzugsweise bei den Zusammenkünften des weiblichen Geschlechtes geklatscht und verlästert werde! —

wenig bekümmerte, wußte von Heide's üblem Leumund nichts positives, fragte auch nichts danach. Ihm genügten zwei ‚grief's', die er mit Zuversicht wider ihn richten durfte. Der erste, ein allgemeiner, daß Graf Heide ein notorisch anerkannter, schlechter Landwirth sei, überall zu finden, nur nicht, wo er hingehöre! Der zweite, ein besonderer, daß Graf Heide im eitlen Bewußtsein eigener, noch immer nicht zerstörter, Jugendblüte, Seiner Exzellenz einmal bei Gelegenheit der Provinzial-Ständeversammlung den ‚alten Grafen von Eichenau' genannt. Beides unverzeihlich; und soweit Ulrich Eichengrün zu hassen vermochte, haßte er wirklich den Verächter des Ackerbaues, der zugleich wagte, ihn vor aller Welt alt zu nennen. Deßhalb auch legte er in sein: ‚Ah, sehr willkommen, lieber Graf!' alle ihm irgend erreichbar zuvorkommende Süßigkeit, damit er durch unfreundlichen Ton nur ja nicht gegen die Pflichten der Courtoisie und des Gastrechts verstoße. Jeder andere Mensch hätte das herausgehört und wäre nach flüchtigem Gespräche weitergezogen. Bei Graf Heide verschlug dergleichen nicht. Wo er einmal beschlossen hatte zu ‚futtern' — sich, sein Pferd, und seines Grooms Klepper, — da war er nicht so leicht wegzubringen, und sogar scharfe Stachelreden glitten wirkungslos

von dem dicken Felle ab; wie viel mehr übertrieben-weltmännische Artigkeit, mochte sie auch wie Ironie klingen.

Seine ersten Worte bestanden aus einer verständlichen Klage über Hitze und Durst. Den mit Herbeischaffung flüssiger Auffrischungen beauftragten Haushofmeister unterrichtete er ausführlich von seinen Wünschen in Betreff des passendsten Getränkes und bezeichnete ihm sehr genau, welche Gattung von Moselwein, mit Selterserwasser und Zucker gemischt, am wohlthätigsten wirke. Dann streckte er sich bequem aus und that wie zu Hause.

Eine von Heide's merkwürdigsten Eigenschaften bleibt immer das schon angedeutete Talent, im persönlichen Verkehr vergessen zu machen, daß man ihn detestire. Er übte es jetzt auf den Schloßherrn aus. Denn die erste Flasche Braunsberger hatte noch nicht ihre letzten Tropfen im Kampfe mit sprudelndem Selterser verschäumt, so hatte Graf Eichengrün schon Gefallen bezeigt an seines Gastes belustigenden Plaudereien, die nicht weniger schäumten und sprudelten wie das petulante Getränk. Sogar des ‚alten Herrn' gedachten Seine Exzellenz nicht mehr. Behandelte ihn doch der jüngere Herr, als ob sie nicht achtundzwanzig Jahre, als ob sie höchstens so viele Tage

auseinander wären! Welch eine Masse hübscher, wohlzubereiteter, mit tausend Frivolitäten ausgestatter Skandälchen aus der ganzen Provinz wußte dieser Heide zu erzählen! Wie allerliebst verstand er seine Lügen mit mancherlei wirklichen Thatsachen zu verbinden! Wie eindringlich und lebhaft trug er sie vor, bis er selbst nicht mehr zweifelte, daß Wort für Wort wahr sei! Wie schonungslos verfuhr er gegen sich! Wie unbarmherzig nannte er sich lasterhaft, verbrecherisch, jeder furchtbaren That fähig! Und wie wußte er, in demselben Athem, ein Histörchen einzustreuen, wo seine kindliche Gutmüthigkeit ihre Geltung fand!

Graf Eichengrün versicherte, er sei der amüsanteste aller Gesellschafter.

Graf Heide versicherte, dieß Verdienst sei gering; weit höher schlage er das Seiner Exzellenz im Werthe an: amüs a b e l zu sein.

Der Tag verging wie eine Stunde.

„Schade," sagte Graf Ulrich, da sie sich Abends gute Nacht boten, „daß wir morgen nicht beisammen bleiben können. Ich muß eine unaufschiebbare Reise antreten. Die Aerzte wollen's. Sie schicken mich nach Stahlbrunn."

„O, da sehen wir uns," rief Heide. „Mich schicken die Aerzte nicht, denn mit denen hab' ich

nichts zu schaffen. Ich werde mir aus eigener Machtvollkommenheit eine Tour durch die Gesundbrunnen und Badeanstalten in unserer Nähe verordnen. Es gibt da manch unverhoffte rencontre. Also, auf Wiederseh'n, Graf, in Stahlbrunn." —

„Lobesam," sprach Graf Eichengrün, da er zu Bette ging, „es ist doch alles besorgt?"

„Alles, Exzellenz! Schlag neun Uhr sind die Postpferde hier."

„Lobesam" —

„Exzellenz?" . . . .

„Ich fürchte, ich hätte etwas klügeres thun können, als dem Windbeutel von Stahlbrunn reden."

„Wie so, Exzellenz?"

„Ich weiß nicht. Mir ist, wie wenn mich seine Gegenwart geniren würde?"

„Er ist noch nicht dort. Erst müßt' er Geld haben. Sein Groom hat in der Küche beschworen, sie führten keinen Heller bei sich, und seit drei Monaten habe er kein Lohn bekommen. Sie machen nur Besuche, um sich gelegentlich den Magen auf anderer Leute Rechnung zu füllen."

„Das thut nichts. Solche Menschen wissen immer Geld aufzutreiben."

„Nu, so müssen sie denn stehlen!"

„Viel besser ist's nicht; nur daß es einen nicht so gehässigen Namen — was gibt's?"

Der Büchsenspanner trat ein. Auf einem Teller brachte er einen Brief und überreichte ihn dem Haushofmeister, der die Aufschrift betrachtete, ihn dann seinem Herrn gab.

„Von wem?"

„Von dem Fremden, der hier auf Besuch ist."

Graf Eichengrün las, lachte herzlich: „Das ist sehr gut; kaum hab' ich ausgesprochen, daß ich ihn in Stahlbrunn nicht zu sehen begierig bin, verlangt er von mir ein Darleihen; wahrscheinlich um sich für seinen Raubzug auszurüsten."

„Erzellenz werden doch um Gotteswillen dem nicht Geld vorschießen?"

„Was soll ich machen? Ich kann doch nicht erwiedern, daß ich nicht bei Kasse bin? Du wirst ihm morgen früh, — denn er schreibt, er müsse zeitig aufbrechen, — hundert Stück Dukaten bringen und mich höflichst entschuldigen, daß ich nicht die Ehre haben konnte, sein Schreiben zu erwiedern; ich lag schon im Bette, da ich's empfing."

„Zu Befehl, Erzellenz. Soll ich mir einen Wechsel ausstellen lassen?"

„Meinetwegen nicht. Mache, was Du willst. —

Es ist Schade um den Streifen Papier. Jetzt laßt mich schlafen."

Achtzehntes Kapitel.

Die Mittagstafel im großen Salon des stahlbrunner Gast- und Fremdenhauses bot heuer nicht viel Leben und Wechsel. Die Mehrzahl der anwesenden Familien machte eigene Menage. Nur Einzelne verirrten sich zur Table d'hôte, welche gar nicht hätte bestehen können, wäre sie nicht von den Durchreisenden, die, auf größeren Gebirgspartieen begriffen, hier einige Tage zuzubringen pflegten, unterstützt worden. Nicht nur diesen, sondern auch solchen Gästen, die notorisch nur über die Eßstunde verweilten, wurde das Fremdenbuch zur Einzeichnung ihrer ‚verehrten Namen' vorgelegt, und diese prangten dann ebenso sicher und breit in der gedruckten „Badeliste,' als ob sie wirklich-etablirte und ansäßige Kurgäste wären. Diese Nomenklatur bald nach seiner Ankunft durchlesend, äußerte Graf Eichengrün dem Kellner, der sie ihm dargeboten, sein freudiges Erstaunen, Stahlbrunn gerade dieses Jahr so entschieden en vogue und eine so zahlreiche Gesellschaft zu finden.

„Na, es passirt," meinte der Mensch.

Sodann fragte der Graf, was die rothen Striche bedeuten sollten, die bei der Mehrzahl hier abgedruckter Namen ihm auffielen? Und ob dieß vielleicht besonders ausgezeichnete Anwesende wären?

„O nein," erwiederte der Kellner; „das sind gar keine Kurgäste, es waren bloß Nurgäste."

„Das heißt? Ich kenne diese Sorte von Gästen nicht."

„Das heißt: sie haben sich bloß über Mittag hier aufgehalten."

„Und sind nicht mehr da?"

„Durchaus nicht. Werden der Herr auch ein bloßer Nurgast sein? Und wo soll ich Ihren Platz belegen?"

Der Graf, gestern Abend eingetroffen und in einer ihm gleich bei der Einfahrt ins Oertchen offerirten, ganz anständig-eingerichteten Wohnung abgestiegen, hatte sich eine Stunde vor Essenszeit in den Saal begeben, entschlossen, solange als möglich ungekannt und ungenannt zu bleiben, um sich erst seine künftige Tischgesellschaft zu betrachten. Vor morgen konnte sein Name nicht in der Fremdenliste prangen; traf es sich so glücklich, daß niemand Table d'hôte speiste, der mit ihm in persönlicher Beziehung stand, so durfte er hoffen, wenigstens einen halben

Tag hindurch unbeobachtet beobachten zu dürfen. Er stellte dem Burschen frei, wohin dieser ihn placiren wolle, und vermied dabei, sich über die Dauer seines Aufenthaltes zu erklären.

Der Kellner unterhielt sich mit den Kollegen draußen über den Ankömmling: „Ich weiß nicht, wo ich ihn hinstecken soll? Er sieht verflucht vornehm aus?“

Einer nach dem Andern kam, musterte, ging wieder hinaus, doch von den vier oder fünf dienstbaren Geistern in kurzen Jacken und weißen Pantalons, erinnerte sich keiner, den ‚verflucht vornehm aussehenden‘ Herrn in irgendeiner Kneipe der Provinzialhauptstadt, wo sie außer der Saison ihr Wesen trieben, erblickt zu haben. Es mußte folglich ein ‚großes Thier‘ sein, und sie beschlossen, ihm den Ehrenplatz bei Tafel zu überlassen, den bis gestern der pensionirte Obersteuerrath Schraube innegehabt. Nach und nach fanden sich die stabilen Theilnehmer zusammen. Jeder und jede wisperten mit den Kellnern, deuteten nach dem Zeitungsleser in der Ecke des Saales hin, die Kellner konnten keinen Bescheid geben, theilten nur ihre Vermuthungen mit, bereiteten den pensionirten Obersteuerrath auf seinen bevorstehenden Sturz vor, und wie nun die Gesellschaft vollzählig um den Tisch, und die Suppe dampfend auf dem Tische stand,

begab sich der Oberkellner zum Zeitungsleser mit der Bitte: „Wenn's vielleicht gefällig wäre, Herrrrr?..?."

Graf Eichengrün hatte eben ein Artikelchen bemerkt, welches auf die morganatische Ehe seines ehemaligen Nebenbuhlers anspielte. Er war dadurch in die heiterste Laune versetzt worden, folgte dem Oberkellner sehr vergnügt, grüßte die Anwesenden verbindlich, nahm aber den ihm dargebotenen Ehrenplatz nicht an, sondern pflanzte sich ans unterste Ende der Tafel, wo die sogenannte ‚dritte Klasse' der stahlbrunner Badegäste weilte, ebenso scharf und grausam von der zweiten abgesondert, wie die zweite von der ersten. Droben, in der Nähe des seinen Thron wieder einnehmenden Obersteuerrathes, ging ein Gemurmel: „Die Kellner hätten sich doch wohl versehen? Ein Präsident sei das nicht, der nicht einmal wage bei Table d'hôte zu präsidiren; auch kein reicher Financier, oder Fabrik-Besitzer? Etwa ein Kammerdiener, der seiner Herrschaft vorangeeilt sei? Oder so etwas?"

Die Personen dritter Klasse rechneten es dem Fremden hoch an, daß er sich ihnen gesellt hatte. Sie redeten zutraulich mit ihm, er gab freundliche Antworten, und da entspann sich denn ein Gespräch über den unsinnigen Kastengeist, welcher in Stahlbrunn

vorherrsche. Die Gattin eines armen Landpredigers, — ihr, wie dem kranken Manne war anzusehen, daß sie ihre letzten Angst- und Nothpfennige zusammenkratzen mußten, um den für sie unerhörten Aufwand des Mittagstisches zu erschwingen, — klagte über die Inhumanität der Beamten, Kaufleute und reichen Bürger. „Es ist,“ sagte sie, „als wollten sie uns, besonders ihre Frauen sind so, entgelten lassen, was ihnen vom Adel widerfährt. Sie sprechen kaum mit uns. Mir ist dieser Salon eine wahre Hölle. Doch sind wir gezwungen hier zu essen; denn der Arzt hat meinem armen Manne gute Kost verordnet, kräftige, und unsere Wohnung ist so weit entfernt, und die Bedienung so nachlässig, daß wir die Speisen eiskalt empfingen, wenn wir danach schickten; auch kommt es höher zu stehen, will man das Essen abholen lassen. Ach, und es ist ohnedieß schon fürchterlich theuer hier. Mein Mann sollte eigentlich auch ein Gläschen Wein trinken; — aber Du lieber Himmel!“ . . .

Der Graf zog nun den bleichen Pastor ins Gespräch, lud ihn ein, seine Flasche leeren zu helfen, und fragte, welches körperliche Leiden ihn zu diesen Quellen getrieben habe?

„Unser Kreisarzt behauptet,“ erwiederte jener,

„ich bedürfte der Stärkung im allgemeinen. Mein Uebel sei kein speziell-organisches; es rühre nur von einer allgemeinen Abnahme der Kräfte her.“ — Die Augen der Frau füllten sich bei diesen Worten mit Thränen, die sie entschlossen zurückhielt.

Der Graf, einer natürlichen Ideenverbindung gemäß, fragte: „Wie hoch sich wohl die jährlichen Einnahmen seiner Predigerstelle belaufen möchten.“

„Zwischen drei- und vierhundert Thaler, durchschnittlich, alle zufälligen Einnahmen mit in Anschlag gebracht. Viel davon geht häufig ab, — denn wer kann von ganz armen Kirchkindern Gebühren fordern?“

„Und wie viel eigene Kinder haben Sie?“

„Fünf, mein Herr!“

„Und wer verpflegt diese während Ihrer Abwesenheit?“

„Unsere Aelteste,“ erwiederte die Frau voll mütterlicher Genugthuung. „Ich kann mich auf sie verlassen: sie geht schon ins zwölfte Jahr.“

„Das merkt man Ihnen nicht an, Frau Pastorin, daß Sie eine elfjährige Tochter haben. — Doch wie heißt denn der Besitzer des Dorfes, dessen Seelsorger Ihr Mann ist? Geschieht nichts von diesem zur Verbesserung einer so magern Pfründe?“

„Ach, mein Gott, die Kirche und was dazu ge-

hört, wäre wohl das Letzte, wonach Graf Heide früge, wenn er in der Lage wäre, etwas für Andere zu thun. Er hat, glaub' ich, genug zu thun mit sich selbst."

„Graf Heide ist Ihr Gutsherr? — O, das trifft sich ja sehr glücklich. Mit dem bin ich vor einigen Tagen zusammengetroffen. Als er hörte, daß ich nach Stahlbrunn reise, trug er mir auf, mich hier nach seinem Pastor zu erkundigen, und eine Besorgung zu übernehmen. Er wünschte, den kleinen Beitrag zu Ihrer Brunnenkur, den er früher abzugeben versäumt, — denn er war ja wohl abwesend, da sie aufbrachen?" —

„Ach, er ist immer abwesend!" —

„— Ihnen nachzuschicken, und ich mußte versprechen — darf ich mich meines Auftrags bald entledigen?"

Pastor und Pastorin errötheten, und beide sagten zugleich: „Unglaublich! Unmöglich!"

„Warum unmöglich?" fuhr der Graf fort. „Ihr Gutsherr ist Einer von den lustigen Männern, bei denen es heißt: leben und leben lassen! Der Zufall hat gewollt, daß ihm neulich eine Schuld ausbezahlt wurde, die er vergessen hatte einzufordern, nach demselben Prinzip, welches ihn vergessen macht, andere zu berichtigen. Der Zufall that das Seinige.

Wenn ich nicht irre . . . ich dächte, er hätte dabei geäußert, er sei auch noch Ihr Schuldner, vom Begräbnisse seiner seligen Gemalin? Wie?" —

„Das ist wahr" sagte die Pastorin. „Mein Mann war zu stolz, ihn zu mahnen."

„Nun, dann empfangen Sie mit gutem Gewissen, was Ihnen gebührt."

Und er steckte seiner Nachbarin ein dünnes Blättchen Papier unter dem Tische zu.

Oben, am andern Ende der langen, schmalen Tafel, ging es recht munter her. Der pensionirte Obersteuerrath Schraube, ein Feinschmecker, Guttrinker, Flottleber, Vielredner, und trotz seines von Gicht heimgesuchten Fußgestells unermüdlicher Verehrer des schönen Geschlechtes, — wobei er es im Punkte der Schönheit ebensowenig genau nahm, wie im Punkte der Feinschmeckerei, und sich weder bei mißrathenen Schüsseln, noch bei zweifelhaften Reizen als Kostverächter zeigte, insofern beide nur voll waren, — führte das große Wort. Er galt nicht allein den Tischgästen für einen vortrefflichen Gesellschafter, dessen Gegenwart immer neues Leben verbreitete; sogar die Kellner zollten seinen Witzen Beifall und versicherten: wenn schon der Schraube fehlt, da ist auch gar nichts los!

Er ließ sich eben vernehmen: „Unser Kammerdiener da unten scheint sich bei dem verschimmelten ‚Wort Gottes vom Lande‘ ganz heimisch zu fühlen. Es ist merkwürdig, wie doch auch solche Leute durch einen gewissen Instinkt angewiesen werden, sich von Kreisen fernzuhalten, wohin sie nicht gehören.“

In diesem Augenblicke stürzte der Badearzt, Doktor Riesling, herein.

Sein Erscheinen um diese Stunde machte enormes Aufsehen. Es ist bekannt, daß dieser vielbeschäftigte Mann bei den Seinigen speiset, nur ausnahmsweise (Sonn- und Feiertage abgerechnet) zur Essenszeit im Salon sich blicken läßt. Was konnte ihn heute veranlassen, die einzige Erholungsfrist, die er sich im Schooße seiner Familie gönnt, abzukürzen? Wen suchte er?

„Doktor? — Welch eine unerwartete Freude! — Rarissima avis! — Was gibt's denn?“ So erscholl es aus allen Kehlen.

Doch der Arzt würdigte selbst diejenigen, die sich sonst seiner rücksichtsvollsten Aufmerksamkeit rühmen durften, kaum eines Kopfnickens. Er ließ den prüfenden Blick Tafel auf, Tafel ab gleiten, bis er zuletzt am Grafen hangen bieb. Er kannte ja alle Lämmer und Böcke der stahlbrunner Schwemme,

auch die räudigen. Ihm konnte der Ankömmling nicht entgehen. Sobald er sich überzeugt, daß nur ein fremdes Gesicht vorhanden sei, daß dieses folglich das von ihm gesuchte sein müsse, gab er seinem ganzen äußeren Menschen die erforderliche Haltung. Ja, er lösete das schwierige Problem: nach vorn gebeugt, dennoch rasch vorwärts zu schreiten; ein wandelnder Bückling, ein schwebendes Kompliment, eine personifizirte Verneigung, schwamm er, mehr als daß er ging, bis zum Stuhle des Grafen: „Euer Exzellenz wollen gestatten, daß der Priester dieser Heilquellen Sie im Namen der Nymphen und Najaden unterthänigst willkommen heiße! Meine Herren und Damen, Heil ist unserm Stahlbrunn widerfahren. Der Edelste unseres Adels, der reichste und würdigste Kavalier, der Stolz des Landes, der Abgott seiner Untergebenen, der hochgeborene Herr und Graf Eichengrün zu Eichenau weilt in unserer Mitte!“

Alle Anwesenden standen auf; doch sonst brachte die feierliche Begrüßung zwei sehr verschiedene Wirkungen hervor. Die obere Hälfte der Tafel wies höchst verlegene, erschreckte, zum Theil alberne Gesichter. Die untere, besonders in der Nähe des Angeredeten, lauter freudige, unter denen die der beiden Pastorsleute vorzüglich verklärt leuchteten.

Der Graf sagte verdrüßlich: „Herr Doktor, ich werde Ihnen recht dankbar sein, wenn Sie neben uns Platz nehmen und ein Glas Wein mit uns trinken.“ — Zu der Gesellschaft gewendet, fügte er bei: „Wenn Sie mich nicht von dieser Tafel verscheuchen wollen, werden Sie mir gütigst gestatten, auch ferner so unbemerkt zu bleiben, wie ich es heute war.“

Dann setzten sie sich und er ließ sich mit dem Arzte in ein Gespräch über die Wirkungen des hiesigen Bades ein. Nach aufgehobener Tafel entfernte er sich rasch und nahm sich nur so viel Zeit, dem armen Pastor und dessen Frau recht herzlich die Hand zu reichen und zu sagen: „Ich hoffe, wir halten gute Nachbarschaft!“

Die Kellner wollten bemerkt haben, daß heute niemand von den zur zweiten Klasse Gehörigen den Speisesaal verließ, ehe er nicht allen zur dritten Gehörigen ein Kompliment gemacht. Die Komplimente für Pastor und Pastorin fielen vorzüglich artig aus.

Der Graf hatte — aus guten Gründen — beschlossen, die Bäder, wenn er sich noch durch den Arzt zum Baden bestimmen ließe, nicht eher anzufangen, als bis die Baronin eingetroffen wäre. Folglich hatte er gewiß die Morgenstunden der nächsten Tage frei für sich; ein Glück, welches ihm in

Eichenau selten wurde, wo er, der vornehme, reiche, ungebundene Herr und Gebieter, doch mehr oder weniger Sklave der alltäglich auf ihn eindringenden Geschäftsleitung blieb, und nicht verhinderte, daß er von allen Seiten mit unzähligen Bitten, Klagen, Vorschlägen und Beschwerden überlaufen wurde. Er benutzte diese Muße, die ihm unendlich wohlthat, (so lange sie etwas neues war!) fürs erste dazu, sich mit neueren Dichtern bekannt zu machen, deren Werke zwar seit ihrem Erscheinen schön eingebunden in seinen Bücherschränken gestanden, die aber noch nicht die Ehre genossen hatten, vom Inhaber auch nur durchblättert zu werden. Waren doch sogar Göthe's spätere Geisteserzeugnisse dem Verehrer und Kenner der früheren erst einigermaßen näher gerückt, seitdem er im Jagdschlößchen bisweilen ‚einsiedlerte‘ — wie er es nannte.

Den Vormittag seines zweiten Tages in Stahlbrunn widmete der Graf einem deutschen Sänger, von dem er eben nur den Namen gekannt, sonst auch nichts. Ein reiner Zufall ließ ihn aus dem großen Stoße vermischter Bände, die Lobesam pêle-mêle aufgeschichtet, ein dickes Buch herausgreifen, ein kürzlich empfangenes und empfohlenes Geschenk von Schwester Barbara, dessen Titelblatt lautete:

‚Friedrich Rückert, Gedichte. Auswahl des Verfassers.‘ Es war soeben bei Sauerländer in Frankfurt aufgelegt und athmete noch den frischen Ledergeruch aus der Buchbinderwerkstatt. Vielleicht würde zu einer andern Zeit, am andern Orte und in minder empfänglicher Stimmung des Gemüthes unser Leser sich mit dem Genusse einzelner schöner Dichtungen und mit anerkennendem Urtheile über diesen Meister begnügt haben. Hier jedoch, heute, in Erwartung nächster Tage und Begebenheiten, mit offenem Herzen, regem Geiste, erweckter Phantasie, vertiefte er sich in die poetische Fülle, die sich vor ihm aufthat, und gab sich ihr so gänzlich hin, daß er bald von jeglicher Beziehung zur Außenwelt völlig geschieden, nur noch im Dichter und mit ihm lebte. Fünf Stunden waren dabei so rasch verronnen, daß er's nicht glauben konnte, als Lobesam ihn ermahnte, es sei Zeit, sich anzukleiden, wenn Exzellenz beabsichtigten, im Salon zu speisen. Nur ungern trennte er sich von dem neuen Freunde. „Ist es denn möglich," sprach er, während er sich zum ausgehen rüstete, „daß ein solcher Genius in Deutschland lebt und wirkt, und daß die Deutschen im allgemeinen so wenig davon wissen? Wer von den Herren und Damen, mit denen ich seit einem Vierteljahrhundert Gelegenheit fand über Literatur

und Poesie zu sprechen, oder die ich unter einander darüber sprechen hörte, sogar solche, die fast davon machen wollen, hat nur den Namen Rückert genannt? — Doch nein, daß ich nicht Unrecht thue: Schwester Barbara zitirte hier und da ein Sprüchlein, welches sie ihm zuschrieb; deßhalb hat sie mir auch dieß Buch gesendet. Ja, der Wahrheit die Ehre, sie machte auch darin eine Ausnahme! Aber sonst . . . . ist es denn möglich? Und ich, mußte ich nicht nach Stahlbrunn kommen und einen müßigen, von meinen Kameralbeamten nicht gestörten Morgen vor mir haben, ehe ich den Zaubergarten betrat, wo Frühling, Sommer und Herbst zugleich walten, blühen, duften, Früchte spenden? Welch ein Reichthum, welch ein unerschöpflicher! An Gedanken, Gefühlen, Gleichnissen, Bildern, unschuldigem Scherz, naiver Kindlichkeit, Vaterlandsliebe, Begeisterung, Milde, Glut, gerechtem Groll, edelstem Zorn, Weisheit und Anmuth! Welche Reinheit der Form, welche Gewalt über die Sprache, welche unvergleichliche Meisterschaft in allem! — Sage, Lobesam, ist man nicht ein rechter Thor, sein Leben hinzubringen mit lauter Beschäftigungen, die auf Vermehrung des Reichthums, auf Erhöhung der Einkünfte, auf Verbesserung der äußeren Mittel gerichtet sind, und so wenig Zeit an die höchsten, reinsten

Freuden zu setzen? Sich so selten einen halben Tag zu gönnen, wie mir der heutige war? Sage, ist man nicht mit all seinem Verstande, seinem Anseh'n, seinem Besitze ein wahrer, von plumpster Bürde bedrückter Esel?"

„Zu Befehl," entgegnete Lobesam, und hatte kein Arg dabei; denn er fühlte sich fest überzeugt, der Esel müsse ihm gelten. Wodurch er sich diese Schmeichelei jetzt zugezogen haben könne, darüber grübelte er weiter nicht. Was ihn aber bedenklich machte, worauf er sogar den Büchsenspanner als auf eine unerhörte Sache hinwies, war die Auszeichnung, die jenem Buche widerfuhr, welches der Graf, nachdem er fünf Stunden darin gelesen, unterm Arme mit zu Tische nahm, ‚wie wenn Seine Exzellenz in die Schule ginge?'

Der Speisesaal zeigte heute eine ganz andere Einrichtung als gestern. Statt der einen, langen, schmalen Tafel, die sich traurig durch den öden Raum gezogen, waren heute deren drei aufgeschlagen, die ein sogenanntes Hufeisen bildeten. Schon beim Eingange wogte ein Gedränge, aus welchem der Graf — nicht eben zu seiner Freude — unterschiedliche, ihm wohlbekannte Köpfe, der Aristokratie angehörig, hervorragen sah. Die Herren kamen ihm

einige Schritte entgegen, und hießen ihn freudig willkommen. Damen umringten ihn, bekannte und unbekannte. Gegenseitige Begrüßungen fanden statt. Der Erbherr zu Eichenau ließ sich vorstellen und man stellte ihm vor: Jung und Alt, Groß und Klein, Arm und Reich — doch alles ‚von Geburt!‘ Die erste Klasse war versammelt, die Fremdenliste, von Doktor Riesling interpretirt, hatte sie auf die Beine gebracht. Der Restaurateur und dessen Frau waren überlaufen worden von Botschaften: „Meine Herrschaft dinirt heute im Salon; drei, vier Konverts!“ In der Küche ging es zu wie auf einem Schlachtfelde; das magerste Geflügel, dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach wenigstens noch vierzehn Tage lang zu Lebens- und Freßhoffnungen berechtiget, mußte bei so unerwartetem Sturmlaufen die Gurgel dem Messer hinhalten, Blut floß in Strömen. Alles für die erste Klasse, die, wie alljährlich in Stahlbrunn, die vollzähligste war.

Die zweite Klasse, sonst an Wochentagen die erste, erlitt dadurch einen unvorgesehenen, deßhalb um so empfindlicheren Rückschlag. Ja, vertraue nur Einer, — sei er auch pensionirter Steuerrath und ihr Orakel! — traue nur Einer dem Oberkellner und dessen Adjutanten. O die Undankbaren! Hatten

sie nicht sämmtliche zur zweiten Klasse gehörige stabile Tafelgäste an den rechten Flügel geschoben und von diesem sogar ein volles Dritttheil für die breite Quertafel, für den abgeschlossenen Ehrensitz der ersten Klasse belegt? Der Steuerrath mußte sein Serviettenband mit dem in Glasperlen darauf eingenähten: ‚bon appetit!‘ wer weiß wie lange suchen! Er war so ergrimmt, daß es ihm unmöglich wurde, einen Witz zu leisten. Er begnügte sich mit höhnischem Gelächter.

Die dritte Klasse dagegen kam besser fort. Sie war offenbar avancirt, denn sie reichte mit ihren äußersten Vorposten des linken Flügels fast an die Haupttafel heran.

Doktor Riesling wollte den Grafen Eichengrün in die Mitte manoeuvriren. Doch dagegen lehnte sich dieser entschieden auf. „Ich darf meiner Nachbarschaft nicht untreu werden!“ rief er so laut, daß es durch den hohen Saal dröhnte und daß ein Echo von der Orchestergalerie die letzten Silben nachklang. „Herr Pastor, Frau Pastorin! darf ich bitten?“ Die beiden gedrückten und bescheidenen Leute gehorchten, schüchtern zwar, aber doch gern. Er nahm den Stuhl, der am linken Ende der vornehmen Tafel die Grenze bildete vom Flügel für die dritte Klasse.

Diese gerieth dadurch mit der ersten in unmittelbaren Kontakt. Zwischen der ersten und der zweiten aber blieb auf der rechten Seite eine Lücke; mehrere Stühle waren unbesetzt. Die zweite Klasse verschlang ihre Suppe mit Wuth; mehrere Damen verbrannten sich den Mund. Schraube that, was in seinen Kräften stand, den Kellnern, die sich ihm näherten, Rippenstöße beizubringen, und begann ein ziemlich lautes Gespräch über ‚lächerlichen Adelstolz', in welches die Damen um ihn her freilich nur leise, doch mit intensiven Kräften eingingen.

Graf Eichengrün verfehlte nicht, seine Standesgenossen, sowie deren Damen aufmerksamer Musterung zu unterziehen. Unter den ihm noch unbekannten sah er einige recht hübsche Frauen, doch keine durfte sich, seiner Meinung nach, mit der Baronin messen; auch die Jüngeren nicht. Von denjenigen, die er schon sonst gesehen und gesprochen, entdeckte er zu nicht geringem Mißvergnügen verschiedene wegen ihrer bösen Zunge gefürchtete Neuigkeitsverbreiterinnen, denen es bei eingetretenem Mangel an Stoff an Erfindungsgabe nie mangelte; und ebenso mehrere junge Herren, die im Rufe standen, gefährliche Eroberer zu sein. Diese Entdeckung that seiner geselligen Heiterkeit einigen Eintrag; wie er

denn überhaupt Stahlbrunn weniger besucht zu finden gewünscht hätte. Doch galt es vor allem, sich nichts merken zu lassen und möglichste Unbefangenheit zu behaupten. Dazu war ihm die Nähe des Predigerehepaares höchst förderlich. Er konnte mit diesen guten armen Leuten traulich plaudern und dazwischen immer wieder sein Wort in das babylonische Sprachgewirr der schreienden ersten Klasse hineingeben; wobei ihm unbenommen blieb, sich wieder zurückzuziehen, mit dem Pastor zu sprechen, und dabei doch zu hören, welchen Verlauf das Geschwätz des hohen Adels nahm. Die Pastorin benützte einen seiner Rückzüge, um des gestrigen Geldgeschenkes Erwähnung zu thun: „Es war ein Hundertthalerzettel, Herr Graf,“ sagte sie; „nun und nimmermehr kann unser Graf soviel für meinen Mann hergegeben haben; erstens wäre die amtliche Forderung meines Mannes mit dem zehnten Theile dieser Summe überreichlich bezahlt; und dann besitzt, soviel wir wissen, Graf Heide durchaus kein bares Geld. Wir können und dürfen das nicht annehmen, Euer Exzellenz.“

„Liebe Frau,“ erwiederte der Eichenauer, „Sie treten Ihrem Gutsherrn doch zu nahe, wenn Sie ihn für ratzenkahl halten. Ich weiß, daß er minde-

stens hundert Stück Dukaten in der Tasche hatte, als er mein Haus verließ."

Der Pastor erlaubte sich, zu zweifeln: „Es müßte denn bei Euer Exzellenz etwa hoch gespielt worden sein?" . . . .

„Mit nichten, lieber Pastor; dergleichen kommt höchstens bei den großen Jagden vor, und dann auch nicht mit meinem Willen. Ohne Karten, ohne Würfel, hundert Stück vollwichtige holländische Dukaten; auf mein Ehrenwort!"

„Dann weiß ich nicht, wie ich mein Unrecht"....

Was der Pastor ferner sprach, erreichte Graf Ulrich's Gehör nicht mehr, denn Einer der jungen Kavaliere am entgegengesetzten Ende theilte gerade eine Neuigkeit mit, die rings um ihn her große Sensation hervorbrachte, und in welche Graf Eichengrün den Namen Stjernholm verflochten glaubte. Er that, wie wenn er seinem Nachbar fortdauernde Aufmerksamkeit gönne, spannte jedoch alle Nerven und Muskeln an, um zu vernehmen, was jenseits verhandelt wurde? Nach und nach verbreitete sich das darauf bezügliche Gerede bis in seine Nähe. Eine der alten Ehrengarden der besten Gesellschaft in Stahlbrunn, — nicht einmal ein Schnurrbart fehlte ihr zum Gardisten, — nahm sämmtliche bis zu ihr

gedrungene elektrische Materie in sich auf und entlud sich sodann in dem Blitzschlage: „Ich will doch nicht hoffen, daß wir diese berüchtigte Baronin hier sehen sollen?"

Der Graf zuckte, wie wenn ihn wirklich ein galvanisch elektrischer Strom getroffen hätte, und seinen festen Vorsätzen entgegen, rief er, heftiger wie sich's streng beurtheilt geziemen mochte, hinüber: „Weßhalb berüchtigt, meine Gnädige, wenn ich fragen darf?"

Die nächste Folge dieses Ausrufes war ein augenblickliches Schweigen, wodurch natürlich die Verlegenheit der strengen Ehrenwache bedeutend vermehrt wurde. Man hörte länger denn eine Minute nichts, als den behutsamen Tritt der Aufwärter, die sich diese plötzliche Unterbrechung des bisherigen Gesurres und Geschwirres nicht zu deuten wußten und sich auf eine ‚Gesundheit' gefaßt machten, die der stets toastbereitete Badearzt zu Ehren der eichenauer Exzellenz ausbringen würde?

Doch es kam weder ein Toast zum Vorschein, noch eine Antwort auf des Grafen Frage.

Die jungen Herren, — und nicht allein die jungen, — hätten wohl herzlich gern ein Vivat gerufen dem Muthigen, der es gewagt, einer so all=

gemein gefürchteten Sittenrichterin über den — Bart zu fahren und ihre Zunge zum Stillstand zu bringen. Sie sämmtlich konnten schon der Baronin Ankunft nicht mehr erwarten, von der Stunde an, wo Doktor Riesling ihnen anvertraut, daß diese elegante Dame Wohnung durch ihn bestellt habe. Ihr Verhältniß zum Prinzen, ihre merkwürdige Stellung in der Residenz, ihr theils schlechter, theils guter Ruf waren ja auch in der Provinz vielfach bestritten, bekrittelt, vertheidiget worden. Einige durften sich rühmen, dieß Wunder unverwüstlicher Schönheit mit eigenen Augen gesehen zu haben. Andere hatten Kusinen, oder gar verheiratete Schwestern in der Residenz, die sich für dieses ‚geistreichste und liebenswürdigste aller weiblichen Geschöpfe' todtschlagen ließen, und jedes Fleckchen auf ihrem Namen aus boshaftem, verläumderischem Neide herleiteten. Sie hatte den Prinzen verschmäht; nur aus Verzweiflung hatte dieser die unvorhergesehene, seiner nicht würdige Verbindung geschlossen. Dagegen behaupteten Einige, — und die Ehrenwächterinnen waren nicht die Letzten unter diesen, — der Prinz habe sich von ihr abgewendet, nachdem er ihrer satt gewesen, und zugleich hinter ihre Schliche gekommen war.

Kurz, die Mehrzahl der Verehrer hatte nicht gewagt, sich der Minderzahl der Anklägerinnen zu widersetzen, und es herrschte scharfe Spannung und Erwartung, wie sich die Zustände der stahlbrunner Gesellschaft wenden, ja, ob nicht vielleicht gar eine Spaltung in getrennte Parteien eintreten würde, sobald die merkwürdige Frau ihren Einzug hielte?

Nun hatte ein Mann von des Grafen Bedeutung sich unumwunden zu ihrem Ritter erklärt; ein Mann bei Jahren; Vater von erwachsenen Söhnen, deren Einer zwar begraben, deren Jüngerer doch auch schon ein Mann war; der Majoratsherr auf Eichenau; im ganzen Lande ‚der edle Eichengrün‘ geheißen, und stets zitirt, wenn es galt, einen Gegner des Adels, der Majorate, des großen Besitzes mit einem strahlenden, unwiderleglichen Beispiele niederzuschmettern. Dieser hatte gefragt: ‚Weßhalb berüchtigt?‘ — Wie sehr er bereute, es gethan zu haben, konnten die Dankbaren ihm nicht abmerken. Er hielt sich, solange das bereits gemeldete Schweigen andauerte, gerüstet und saß erhobenen Hauptes da, um auf eine etwaige Erklärung des häßlichen Beiwortes für die Abwesende ins Gefecht zu gehen. Als aber gar keine Erklärung erfolgte; als die Ehrengardistin stumm blieb, und sich dadurch — aus was

immer für Ursachen — unfähig bekannte, Gründe anzugeben, wären sie auch ‚wohlfeiler wie Brombeeren;‘ — als nun der durch einen Zauberschlag im Laufe gehemmte Strom des Geschwätzes nach und nach wieder zu rinnen und zu murmeln begann: da fühlte Graf Ulrich seine Brust von einem schweren Gewichte befreit, und nahm sich vor, von dem alten ‚Tugend-Drachen‘ keine nähere Explikation zu erzwingen: auch überhaupt, soviel als möglich, jede Erörterung über seine Beziehung zur Stjernholm zu vermeiden.

Nur da die Pastorin, (die sich's nicht ausreden ließ, daß der großmüthige Lügner ihr durch sein Märchen vom Grafen Heide bloß die Beschämung einer dargebotenen Wohlthat ersparen wolle,) neugierig fragte: „Wer ist denn die Baronin, auf die Die da so schimpft?“ da konnte er sich nicht enthalten zu versichern: „Eine ganz vortreffliche Dame; ebenso schön, als klug; ebenso gut, als schön; Sie werden ja sich selbst überzeugen können, Frau Pastorin!“ — Sie war schon überzeugt; aus dem Klange dieser Lobeserhebung entnahm sie, daß die Baronin dem Grafen persönlich näher stehen müsse, als er vor allen zeigen wolle; und sie gelobte sich im Stillen, ihm und der Erwarteten eine getreue Bundesgenossin zu werden, so weit ihre Kräfte reichten.

Soviel stand fest: zwischen den älteren Frauen, die seit einer Reihe von Jahren Sommer für Sommer in Stahlbrunn zubrachten, daselbst die Gesellschaft beherrschten und tyrannisirten, und zwischen dem Grafen Eichengrün war bereits der Krieg erklärt. Sie konnten nicht, wie sie es bei jedem Andern gethan hätten, gegen einen solchen Herrn in offene Fehde treten; doch ebensowenig konnten sie ihm je vergessen, daß er sie in ihrer Oberältesten gleichsam alle beschämt und verletzt habe; und noch dazu in Gegenwart einer so gemischten, zusammengewürfelten Versammlung von Badegästen; an einer Wirthstafel, die man heute nur ihm zu Ehren, nur um seine Ankunft zu feiern, besucht hatte. Sein Urtheil war im Rathe der Alten — (alten Weiber nämlich) — so gut wie gesprochen; auf drei Stirnen stand zu lesen für jeglichen stahlbrunner Stammgast, der die hieroglyphische Runzelschrift zu deuten verstand: ‚Keine Schonung für die Baronin; wir züchtigen ihn in ihr, die er zu verehren scheint.'

Unter den jüngeren Damen, sowie unter dem größten Theile der Männerwelt keimten und wucherten schon seit voriger Saison allerhand schismatische Meinungen. Man wünschte längst, das herkömmliche Joch abzustreifen und nicht jede Bergfahrt, nicht jeden

Thee dansant von den Launen der Gesetzgeberinnen abhängig zu wissen. Es hatte ihnen nur an einem neuen Propheten gefehlt, um den sie sich scharen könnten. Diesen hofften sie jetzt im Grafen zu finden. Er war wie dazu berufen durch Rang und Alter. Denn er vereinte die Eigenschaften eines einzelnen ungebundenen Witwers mit der Würde des vornehmen Herrn bei Jahren. Man durfte ihm wie einem Vater folgen, sich ihm anschließen, und doch zweifelte niemand, der ihn sah, an seiner jugendlichen Lebenskraft, an seiner Bereitwilligkeit alles mitzumachen.

Nach beendigtem Diner — in ihrem Urtheil über die Abscheulichkeit der Bewirthung stimmten sämmtliche Klassen und Parteien überein, — zog sich die konservative Gruppe, von ihrem treugebliebenen Anhang umgeben, steif und mit kalten Begrüßungen zurück. Die zweite und dritte Klasse fuhr auseinander wie ein Flug Tauben, die der Marder aus dem Schlage vertrieb. Der Graf wurde, ehe er sich's versah, zum Mittelpunkte aristokratischer Jugend, sowie derer, die sich dazu rechneten.

Er griff mit beiden Händen zu. Größere Vortheile für seinen stahlbrunner Haupt- und Lebensplan konnte nichts ihm gewähren, als daß die Ba-

ronin in ihm gewissermaßen den König der Saison fände. Erweckte sein Verkehr mit hübschen Frauen vielleicht gar eifersüchtigen Argwohn bei ihr, so mußte es ihm ja goldenste Früchte tragen. Deßhalb weigerte er sich keinen Augenblick, die ihm dargebotene Krone anzunehmen, und um das Krönungsfest würdig zu feiern, erbat er sich die Erlaubniß: übermorgen ein Dejeuner im Bassin zu geben?

Die erste Wirkung dieses Anerbietens brachte sichtliches Befremden hervor. Von der gegenwärtigen Generation wußte sich niemand auf etwas ähnliches zu erinnern. Dem Grafen aber schwebte die Erinnerung daran aus der Zeit seines ersten Besuches in Stahlbrunn vor, und weil er nach eklatantem Debüt haschte, so schien ihm dieser besonders geeignet, Aufsehen zu machen, und die alten Gegnerinnen zu ärgern. Denn von diesen war bekannt, daß sie das Bassin nie besuchten.

Stahlbrunn war, als unsere Geschichte spielte, einer der wenigen Badeorte, wo sich die ursprüngliche Sitte gemeinsamer Bäder für beide Geschlechter noch aufrechterhalten. Es ist über diese Sitte, die man Unsitte nannte, viel geklagt worden, und sie ist jetzt, soviel uns bekannt, mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden; worauf diejenigen, die dieß

bewirkt haben, sehr stolz sind, als ob sie Gott weiß welch edle That gethan. Das hängt nun vom Gesichtspunkte ab, aus welchem man die Menschen und ihren Werth betrachtet. Es hat nie an recht verständigen und sittsamen Personen weiblichen Geschlechtes gefehlt, welche in diesem Zusammenbaden durchaus nichts unschickliches fanden; manche wollten sogar behaupten, in der Harmlosigkeit dieses uralten Gebrauches läge der sicherste Beweis, daß ein wohlbegründeter guter Ruf viel zu fest stehe, um von leichten Wasserwellen, die gegen weiße, lange Gewänder anschlügen, erschüttert zu werden. Ja Einige gingen so weit, zu erklären, in der Aufhebung dieses Herkommens spräche sich ein verdächtiges Eingeständniß verlorengegangener Unbefangenheit aus! — Doch das ist nicht unsere Sache! Wir beugen uns vor dem Triumphe der Moralität und stellen nur das historische Faktum hin: die Saison, wo Graf Eichengrün die Idee seines Dejeuners faßte, war die letzte, in welcher ihre Ausführung noch stattfinden konnte. Man badete noch gemeinschaftlich.

Daß die Damen nicht entschieden zusagen mochten, ist begreiflich. Die Herren, schon zufrieden, daß nichts verweigert wurde, legten dieß für Zustimmung aus. Das Dejeuner galt für akzeptirt.

Doktor Riesling, unter besonderer Protektion einer hysterischen Frau von Zwittel, stets im Nachtrab der ersten Klasse befindlich, wie eine Klette am Saume des Sammtschleppkleides klebt, trat nun mit einer ‚unterthänigsten Bitte‘ hervor, ob er vielleicht sich die Ehre geben dürfe, im Auftrage Seiner Exzellenz den Herrn Badeinspektor, welcher leider nicht hier zugegen sei, von der beabsichtigten Fête in Kenntniß zu setzen?

„Allerdings,“ erwiederte der Graf; „es versteht sich, daß er eingeladen ist!“

„So mein' ich es wohl nicht,“ stotterte der Arzt; „vielmehr, — es existirt eine Verordnung, — es sind früher Klagen eingelaufen wegen Störung dietätischer Vorschriften .... es ist streng verboten, im Bassin“ ...

„Ah c'est different! Nichts gegen das Gesetz. Ich bin weit entfernt, den Herrn Badeinspektor in Konflikt mit seinen amtlichen Instruktionen zu bringen. Niemand hegt größeren Respekt vor den Anordnungen des Gouvernements, als meine Wenigkeit. Auch wenn ich sie nicht verstehe, ihre Bedeutung nicht zu erfassen vermag, was mir allerdings bisweilen widerfährt und für meine beschränkte Auffassungsgabe zeugt, auch dann füg' ich mich gehor-

sam. Meint das hochweise Medizinalkollegium, es sei der Verdauung schädlich, das Frühstück, welches man kaum erwarten kann, wenn man aus dem Wasser steigt, schon im Wasser zu genießen, so darf ich nichts dawider einwenden. Ich kann nur aus eigener Erfahrung anführen, daß vor so- und soviel Jahren ich mit mehreren Jugendfreunden im Vereine die damalige Gesellschaft zu bewirthen so glücklich gewesen bin, ohne daß Einer von uns Wirthen hingerichtet, oder daß jemand von unsern Gästen das Opfer gastrischer Nachwehen wurde. Ich weiß nur, daß wir alle mögliche und unmögliche pikante Näschereien in Masse, daß wir feine Weine und Liqueure in Profusion, daß wir Chokolade und Chaudeau in Strömen servirten, — wir selbst, die Festgeber; denn Diener wurden nicht eingelassen. Mir begegnete das Mißgeschick, daß ich eine Schüssel voll magnifiker Forellen fallen ließ; die armen Thiere konnten aber nicht mehr ordentlich schwimmen. Desto besser schwamm eine allerliebste kleine Gondel, die verschiedene Assietten trug, und die auf der Damenseite die Tour machte, wo immer Eine sie der Andern zuschob. Denn wir wagten erst die Barrière zu überspringen, oder vielmehr tauchend zu unterkriechen, nachdem die Madeira-Gondel auf der Männerseite mehreremale die

Linie passirt hatte. Wir müssen wirklich höchst verwerfliche Menschen gewesen sein, und auch Ihre Mütter, meine schönen Damen, müssen nicht viel getaugt haben, daß wir dergleichen Schandthaten begehen konnten, vor denen die heutige Jugend von amtswegen und auf Befehl erröthet. Also, zum Zeichen, daß ich in mich gehe und Buße thue, renoncire ich auf mein Dejeuner und verwandle es in einen Thee mit Musik und Abendbrot, wogegen hoffentlich weder unser Doktor, noch sein Herr Brunnen-, Bade-, Wannen-, Bassin- und Tugendinspektor etwas einzuwenden haben wird."

„Es ist Schade ums Frühstück," riefen alle durcheinander; „es wäre etwas außerordentliches gewesen, und hätte die ganze Provinz in Aufruhr gebracht."

„Aber, meine Herrschaften," äußerte Herr von Zwittel, „der Tausch ist annehmbar: Wie rasch geht ein Frühmal im Bassin vorüber; man darf doch nicht bis Mittag im Wasser bleiben. Ein Thee, der in Souper übergeht, dauert länger, viel länger, und man hat mehr davon. Tanzen könnten unsere Schönen im Wasser doch nur höchst unvollkommen. Und was den Genuß dargebotener Delikatessen betrifft, wird er durch unvermeidlichen Stahl-, Schwefel-,

faulen Eier- und anderen von solchen Heilquellen unzertrennlichen Beischmack mehr und weniger stets beeinträchtiget. Ich stimme dafür, Seiner Exzellenz tanzenden, trinkenden, essenden Thee dankbarlichst anzunehmen, Kollationen im Gewässer dagegen Seejungfrauen und Meermännern zu überlassen."

Sämmtliche im Saal Zurückgebliebene, den Arzt an der Spitze, fielen endlich dem Herrn von Zwittel bei, und der Graf, nachdem er den Doktor gebeten, ihn zum Badeinspektor zu begleiten, dem er einen Besuch zugedacht, nahm seinen Rückert unter den Arm und empfahl sich.

Sein Lob wurde begeistert angestimmt, wie er nur hinaus war. „Solch ein Kavalier hat unserm Stahlbrunn die verflossenen Jahre hindurch gemangelt," hieß es allgemein.

Der Badeinspektor, Herr von Gluckammer, ehemals Offizier und jetzt durch Begünstigung einflußreicher Vermittler an diesen Posten gebracht, füllte ihn zur Zufriedenheit aller Betheiligten aus. Er nahm die strengsten Befehle der Behörden, die auf jeglichen Unfug, besonders aber auf das verpönte Hazardspiel und den verbotenen Aufenthalt professionirter Spieler gerichtet waren, mit gebührendem Gehorsam entgegen; hielt auch in unerbittlichem

Amtseifer darauf, daß sie der Form nach pünktlich vollzogen werden mußten. Wehe dem als Bankhalter oder Croupier verrufenen Reisenden, der ohne ärztliches Zeugniß, ‚daß die Herstellung seiner Gesundheit dem Vorzeiger dieses den Gebrauch der stahlbrunner Quellen unumgänglich nothwendig mache‘, daselbst längeren Aufenthalt hätte nehmen wollen. Herr des Himmels, wie würde Herr von Gluckammer mit dem Frevler abgefahren sein! Kranken aber durfte der Segen der Natur nicht vorenthalten sein; das versteht sich. Dreimal Wehe dem Unverschämten, der sich erkühnt hätte, in offenem Zimmer, bei hellem Sonnenschein Karten biegen und pointiren zu lassen! Was hinter geschlossenen Thüren, herabgezogenen Vorhängen, von Wachskerzen beleuchtet, geschah, danach sich zu erkundigen und die stillen Vergnügungen ehrenwerther Badegäste zu stören, das wäre denn doch geradezu im Nachtheile der Unternehmung gehandelt und dem Rufe der Anstalt verderblich gewesen! Wenn ein allzugewissenhafter Schnüffler unaufgefordert Bericht erstattete, daß heimliche Gesetzübertretungen wirklich existirten, dann konnte Herr von Gluckammer recht böse werden. „Herr,“ schrie er dann, „wüßten Sie das gewiß, und könnten wir die Kerls in flagranti ertappen, ich weiß gar nicht, was

ich Ihnen geben wollte! Aber Sie wissen es nicht gewiß, denn Sie waren ja nicht dabei, sonst machten Sie keine Anzeige; und aufs ungewisse hin läßt sich nichts thun; es ist auch ganz unglaublich, d e n n: ich hab' es zu entschieden untersagt. So ging es in seiner Art mit allem, was verboten war, Mord und Raub natürlich ausgenommen; und jeder Gast befand sich wohl dabei; der Badeinspektor am besten.

Zu diesem jovialen, immer lustigen, mit jedem vertrauten, alle Menschen umarmenden, charmanten Manne begab sich jetzt Graf Eichengrün, vom Badearzte begleitet, der sich nicht wenig darauf einbildete, neben Seiner Exzellenz herzugehen, wie wenn sie bei Tische Brüderschaft getrunken hätten.

Herr von Gluckammer befand sich einigermaßen leidend; er hatte mit ein paar durchreisenden Polen einen Spazierritt gemacht, und das Pferd, welches ihm die übermüthigen Sarmaten zu reiten gegeben, hatte ihn abgeworfen. Er ging lahm und war erst so weit hergestellt, daß er zur Noth am Stocke hin- und herhumpelte. Dieß der Grund, daß e r dem Grafen seine Aufwartung zu machen versäumt hatte. Wie dieser ihm nun die seinige machte, wollte der Herr Badeinspektor, der ohnehin an fortdauernden Krümmungen des Rückens litt, dessen Dasein die ganze Saison

hindurch ein beständiges Sich-beugen, Komplimente schneiden, Ehrfurcht-versichern und obligates Huldigen war, vor Entzücken des Teufels werden. Daß ein solches Glück, beschwor er, seiner niedern Hütte — (und darin log er nicht, denn er stieß beinah' mit der Stirn an die Decke,) — seiner unwürdigen Behausung, daß sie ihm widerfahre, — das sei zu viel! Und nun ging es an ein Aufzählen der Verdienste Seiner Exzellenz, dessen Schluß für die nächste halbe Stunde kaum abzusehen war.

Dieß geduldig über sich ergehen zu lassen, war der eichenauer Graf nicht willens. Er fuhr demnach rasch dazwischen: „Herr Inspektor, ehe Sie mich bis in den Himmel erheben, muß ich Sie ersuchen, etwas ganz irdisches mit mir abzumachen. Ich hege den Wunsch, hier in Stahlbrunn zu wiederholen, was ich, lange bevor Sie daran dachten Badebeamter zu werden, mit Glück versuchte. Ich will ein Dejeuner im Bassin geben. Haben Sie etwas dagegen?"

„Aber Exzellenz waren ja bereits entschlossen". . würgte der Doktor heraus, brachte den Satz jedoch nicht zu Ende, weil der Graf ihm Stillschweigen gebot.

Der arme Gluckammer machte eine traurige

Figur. Ihm schien es unmöglich, dem Willen des Majorathsherrn von Eichenau sich entgegenzusetzen, und doch wußte er am besten, daß er seine Anstellung riskirte, wenn er duldete, daß ein ‚Exzeß, ein Unfug' — denn mit diesen Worten standen derlei Dinge auf seiner Instruktion verzeichnet, — im Bassin verübt werde. Er ließ einzelne Andeutungen fallen von Dienstpflicht, — Verantwortlichkeit, — Ehrfurcht, — Ausnahmen, — Fürsprache, — Ausgleichung, — Anfrage, — nicht ermächtiget sein, — bis endlich der Graf sich seiner gnädig erbarmte: „Ich wollte Ihnen nur darthun, Herr von Gluckammer, daß ich nichts weiter bin, als ein stahlbrunner Badegast, der sich Ihren Vorschriften zu fügen hat, wie Sie denen Ihrer Behörde; daß Sie folglich vermeiden sollten, mit mir, oder irgendwem, soviel unnütze Umstände zu machen. Wir sind ganz einig. Mein Frühstück ist zum Thee geworden. Hoffentlich haben Sie nichts dagegen, daß getanzt wird? Und nun eine Bitte: lassen Sie von Ihrem Schreiber ein Verzeichniß aller Anwesenden aufsetzen, schicken Sie mir den Menschen heute noch, und erlauben Sie, daß ich ihn mit einer von mir verfaßten Einladung umhersende. Meine Leute würden sich nicht zurechtfinden."

Der Inspektor lebte wieder auf, ließ sich's nicht nehmen, die verlangte Liste mit eigener Feder zu liefern, bat Seine Exzellenz einstweilen Platz nehmen zu wollen und hatte sehr bald die vordere Seite des Bogens ausgefüllt.

Graf Eichengrün überflog das Verzeichniß . . . „Sind das alle Anwesenden?" fragte er.

„Ja wohl," antworteten Gluckammer und Riesling zweistimmig; „alle, die Ansprüche darauf machen dürfen, durch eine Einladung Euer Exzellenz beglückt zu werden."

„Ich vermisse aber eine ganze Reihe von Personen, mit denen ich gestern und heute an einer und derselben Tafel speisete?"

„Bitte um Entschuldigung," sagte der Arzt, „Steuerrath Schraube und mehrere Andere stehen hier genannt."

„Wo ist mein Pastor? Wo sind die guten Leute, die am linken Flügel saßen? Und gewiß gibt es eine Menge von Familien, die nie im Salon Mittag essen? Es müßen doch mehr, als sechszig, oder siebzig Menschen hier sein?"

„Das wohl," entgegnete Herr von Gluckammer, „doch die passen durchaus nicht in unseren Kreis."

„Meine Herren, ob sie in den Ihrigen passen,

vermag ich nicht zu beurtheilen, und wenn Sie ein Fest veranstalten wollen, werde ich mir keine Einwendung gegen Ihre Arrangements gestatten. In den Kreis, den ich übermorgen um mich zu versammeln wünsche, passen alle, die sich in gleicher Absicht mit mir und den hier bereits Genannten zu Stahlbrunn befinden; ich wünsche alle zu sehen, die mir die Freude machen wollen, meine Aufforderung anzunehmen. Wem das nicht gelegen ist, und wer seine abgeschmackten Vorurtheile aus der Stadt, oder von seinen Düngerhaufen mit ins Bad gebracht hat, und vielleicht wegbleiben will, — der wird mich zwiefach verbinden. Daraus mach' ich kein Geheimniß. Ich bin nie ein besonderer Verehrer dieser Sorte von Adelsstolz gewesen, die sich für mich schon lächerlich genug ausnimmt, wo sie sich in ihren gewöhnlichen vier Pfählen bläht. Setzt sie aber die Narrheit fort, und dehnt sie ihre Exklusivität so weit aus, sich auch dort absondern und langweilen zu wollen, wo wir Menschen uns als Menschen doch so gleichstehen, und unsere Gebrechen in einem und dem nämlichen Becken abzuwaschen trachten, — da erscheint sie mir wirklich insupportable — unerträglich ist zu wenig gesagt. Im Himmel und im Bade sind wir alle gleich! Haben Sie die Gefälligkeit, mir eine vollstän-

dige Liste anfertigen zu lassen, Herr von Gluckammer; eine ganz vollständige. Ich muß ernstlich darum bitten. Ihren Schreiber werd' ich für seine Bemühung honoriren. Bon soir, meine Herren!"

„Esel!" rief er aus, als er draußen war; „Esel!! Esel!!! Hast Du's gehört, mein neuer poetischer Freund, (und dabei klopfte er mit der Faust auf das Buch,) hast Du's vernommen? Sie wollen Unterschiede machen, diese Schäker und Schächer, Unterschiede zwischen Herrn von Zwittel, und meinen Pastorsleuten, zwischen dem albernen Witzreißer Schraube und etwa einem armen ehrlichen Strumpfwirker, oder Tuchmacher aus irgendeinem kleinen Städtchen! Sie, denen zunächst daran gelegen sein müßte, daß ihr Völkchen sich rücksichtslos, munter durcheinander bewegte, wie im Gewühl einer großen Redoute, wo der Schuhflicker den Prinzen mit Du anredet, wenn sie beide maskirt sind. Der Sommer im Bade soll eine Redoute sein, eine unverlarvte, unter Gottes freiem Himmel, wo alle Plackerei und Nergelei des Lebens aufhört. Kommen sie mir mit ihren verfluchten Ständen! Mit ihren ersten, zweiten, dritten Klassen! O ihr Esel!"

„Befehlen, Exzellenz?" fragte Lobesam aus der Hausthür entgegen.

„Nein, Lobesämchen, ich habe Dich nicht gerufen. Dießmal nicht. Ich dachte an Andere! — Aber nun mache Deine Ohren so lang, wie der schönste Esel, damit eingehe durch sie in Dein Gehirn, was ich Dir verkündigen will. Uebermorgen, Abends sechs Uhr geb' ich im Salon einen Thee; Thee mit allen Chikanen. Verstanden?"

„Zu Befehl, Exzellenz."

„Dann Erfrischungen jeder Gattung, — jeder — verstanden?"

„Zu Befehl, Exzellenz."

„Bis zehn Uhr. Schlag zehn Uhr Souper; Einhundertfünfzig, bis- achtzig Personen. — Rechnen wir, um sicher zu gehen, Zweihundert; die Aufwärter müssen gute Nachlese halten. Alles, was gut und theuer ist. Gut und theuer! Verstanden?"

„Zu Befehl, Exzellenz!"

„Speisen und Weine, ausgesucht, nur vom Besten, in Fülle. Jetzt gehst Du zum Restaurateur im Salon, pflegst Rath mit ihm, was er im Stande ist herbeizuschaffen. Der arme Schlucker will auch leben. Unterdessen bestellt der Jäger Extrapost; Du fährst vom Salon ab direkt nach der nächsten Stadt. Um elf Uhr langst Du an, forschest einen tüchtigen Koch aus; für gute Bezahlung leiht der Wirth des

Hôtels, wo wir übernachteten, den seinigen. Mit Tagesanbruch kauft Ihr zusammen, was für Geld zu haben ist. Den Konditor nicht zu vergessen. Beladet einen Wagen. Bis morgen Abend seid Ihr hier. Dann habt Ihr eine Nacht und einen Tag vor Euch. Verstanden?"

„Zu Befehl, Exzellenz!"

„Hier ist Geld. Nicht sparen. Es gilt Deinem Herrn Ehre zu machen — und Dir! Wer bist Du?"

„Haushofmeister Seiner Exzellenz des Grafen Eichengrün auf Eichenau."

„Wirst Du demgemäß fungiren?"

„Zu Befehl, Exzellenz!"

„Glückliche Reise, Lobesämchen!"

In einer halben Stunde rollte Lobesam die Straße entlang.

Graf Ulrich saß fest über Friedrich Rückert's Gedichten, und die Vögel im Garten sangen mit dem großen deutschen Sänger um die Wette.

Neunzehntes Kapitel.

Darüber waren alle einig, daß in Stahlbrunn nie und nimmer ein Fest erlebt worden sei,

welches sich mit dem vom Grafen Eichengrün gegebenen messen dürfe. Lobesam hatte in jeglicher Art Ehre eingelegt. Die gesellige Freude war allgemein gewesen. Sogar die gefürchtete Vereinigung der Badegäste von verschiedensten Ständen hatte ihr keinen Eintrag gethan. Auch die hochmüthigsten Mitglieder erster Klasse bewunderten und rühmten des Festgebers unermüdliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit, die sich bis auf die Geringsten erstreckte, keinen vergaß, für jeden freundliche Worte fand, überall zu gleicher Zeit waltete und dabei noch Zeit behielt, sich unter die Tanzenden zu mischen, um wenigstens den Ehren- und Extratouren zu genügen, welche die Dankbarkeit der Weiberwelt ihm zumuthete. Am „Grafen Eichengrün," äußerten die besten Tänzerinnen, „könnten unsere jungen Herren sich ein Beispiel nehmen in allem, was Galanterie heißt; es wäre ihnen recht nützlich. Er beschämt alle."

Auch mit den Ehrenwächterinnen war, wenn nicht dauernder Friede, doch friedliche Uebereinkunft geschlossen. Daß der Graf sein Fest gegeben, ohne auf die Ankunft derjenigen zu warten, für die er bei Tafel in die Schranken treten zu wollen schien, hatte, (für jetzt wenigstens) den schnurrbärtigen Doyen der feindlichen Heerschaar entwaffnet; sie waren in

pleno der Einladung gefolgt und ließen sich's dann vortrefflich schmecken.

Der Restaurationspächter und dessen Suite, bis zur letzten Küchenmagd posaunten den Ruf des generösesten aller Sterblichen, die jemals in Stahlbrunn einen Thee gegeben, von Haus zu Haus. Kurzum, der gute Graf sah sich, den Vorsätzen, die er von Eichenau mitgebracht, zuwider, als Zentrum der Saison allgemein anerkannt und geehrt. Er bereute zwar, was er gethan, — doch nun war es zu spät. „Ich habe mich wieder einmal vom Temperamente fortreißen lassen," — äußerte er gegen Lobesam; — „ich bin immer noch zu jung!"

„Gott sei's gedankt," meinte der Haushofmeister, noch zehrend an den Lobsprüchen, womit er überhäuft worden; „Gott sei's gedankt: wir sind noch jung und werden auch nicht alt. Euer Erzellenz haben auf dem Balle sämmtliche andere Herren ausgestochen. Das fand auch der Badeinspektor. Der war so gütig, mir einige Winke zu geben. Nun weiß ich, wem die stahlbrunner Reise gilt!"

Der Graf wurde roth bis an die Stirn: „Was hat er Dir gesagt? Wen hat er Dir genannt?"

„Comtesse Alerandrine?" flüsterte Lobesam, „die Blondine! Ich habe schon mit dem Bedienten der

Gräfin Bekanntschaft gemacht, der zwar ein höchst ordinärer Mensch ist; doch für meinen Grafen scheue ich auch den Teufel nicht. Das Kammermädchen konnte ich noch nicht sprechen, hoffe aber heute Abend"....

„Lobesam, gib Dir nicht vergebliche Mühe. Ihr seid auf falscher Fährte, Du und Dein Herr von Gluckammer. Comtesse Alexandrine ist mir so gleichgiltig wie möglich. Der Gegenstand, der mich nach Stahlbrunn zog, befindet sich noch nicht hier. Das lasse Dir gesagt sein und begehe in übertriebenem Diensteifer keine Dummheiten; schwatze nicht etwa Unsinn mit der Gräfin Kammermädchen. Gräfin Mutter gehört ohnedieß zum feindlichen Lager, und gerade mit ihr wird es harte Kämpfe setzen, wenn die Dame eintrifft, welche ich sehnsuchtsvoll erwarte."

Lobesam ließ den Kopf hängen: „Schade, sehr schade! Ich versprach mir von einem diplomatischen Verkehr mit der schwarzäugigen Hexe viel Vergnügen!"

„So mache Diplomatie auf eigene Hand, wenn Du durchaus meinem Sohne Hermann ins Handwerk pfuschen willst. Mich nur laß' aus dem Spiele. Und halte Dir eine Thür zum Rückzuge offen. Vielleicht bringt die Erwartete auch ein Kammermädchen mit?"

„O ich begreife! Die schwarzen Hexenaugen

haben Ruhe vor mir, — und ich vor ihnen. Dürft' ich jetzt unterthänigst erinnern, daß Erzellenz auf heute zum Essen versagt sind? Die Herren haben ausdrücklich bitten lassen: um ein Uhr beim Bachfischer. Erzellenz sind immer so vertieft in das Gedichtbuch" . . .

„Daß ich selbst das Fasttagsdiner beim Bachfischer vergaß! Du hast Recht, es muß sein. Ich komme da in einen Geruch von Frömmigkeit, der mir, dem Ketzer, sonst fremd ist. Und ich fürchte, ich werde als solcher der Einzige am Tische sein, der wirklich ein Opfer der Entsagung bringt, weil ich mir aus Fastenspeisen, Fische und Krebse mit eingeschlossen, nichts mache; während die übrigen, sämmtlich Rechtgläubige, eingestehen mußten, daß sie sich darauf freuen. Und getrunken werden wird auch nicht wenig. Mir bleibt die Wahl zwischen verdorbenem Magen und schwerem Kopfe Doch da heißt es: tu l'as voulu, George Dandin! Warum hab' ich mich in den Wirbel begeben?"

„Warum sind Erzellenz, der Sie sind?! Können nicht ausweichen. Gräfin Barbara sagt in solchen Fällen: Noblesse oblige."

„Zu deutsch: Hoffart will Zwang. — Gib mir mein Kleid und laß' David vorfahren."

Zehn Herren vom stahlbrunner Adel hatten sich vereint, dem Grafen ein Diner zu geben; und da sie zufällig alle Katholiken waren, und auch, wie schon erwähnt, leidenschaftliche Fisch- und Krebsesser, so hatten sie einen Freitag auserwählt, und dem Bachfischer, — dessen Häuschen und Küche im besten Geruche stand, — eingeschärft, alles vorzügliche herbeizuschaffen, was von Wasser- und Sumpfthieren in der Umgegend schwimme und krieche. Gründlinge, gebacken; Aale, marinirt; Schmerlen, geröstet; Hechte, gespickt und gebraten; Forellen, gesotten; Krebse, die selbst in einer Seestadt als anständige Hummer auftreten konnten; Pasteten von Wasserhühnern und Fischottern, (die einzigen Vögel und Säugethiere, die für Fische passiren;) — und warme wie kalte Mehlspeisen, Bäckereien, Kuchen sonder Zahl, bildeten den festen Bestandtheil der Mahlzeit; den flüssigen dagegen ein Durcheinander zehn verschiedener, mit Flaschen von verschiedenster Form angefüllter Körbe; deren Inhalt von den respektiven Spendern mit dem feierlichen Ausspruch: „Fische wollen schwimmen!“ angepriesen wurde.

Es ist eine von erfahrenen Verehrern der Tafelfreuden anerkannte Wahrheit, daß solide Grundlage, wie Rostboeuf, Hammelkeule, Schinken, Rehrücken,

Kalbsbraten wohl gewähren, wünschenswerth sei, soll das Gemisch divergirender Weine nicht allzulebhaft wirken. Fische leisten dieses Gegengewicht selten, und so geschah es denn, daß noch vor Eröffnung der den Braten vorstellenden Pasteten die edlen Herren sehr gesprächich wurden. Auch Graf Eichengrün, vielleicht gerade, weil er Trinkgelage mied und deßhalb außer Uebung war, empfand sehr bald, daß er ‚animirt' sei und legte, was er redete, nicht mehr auf die Wage. Da gab es denn bald abweichende Ansichten und Meinungen. Unter andern gab Herr von Zwittel die seinigen kund über einige der in Stahlbrunn anwesenden ‚Bürgerlichen', das heißt: Nicht-Adeligen, welche sich seit dem famosen Feste Seiner Exzellenz allerlei Gurken herausnähmen und eine unzweideutige Anmaßung verriethen, die man nicht dulden sollte. Mehrere vornehmere Herren stimmten dem Herrn von Zwittel bei, und Graf Straffschütz, sonst ein ganz gutmüthiges Menschenkind, machte dem Grafen Eichengrün ernstliche Vorwürfe, daß er durch sein ins allgemeine, unbegränzte reichendes Gastgebot jene Anmaßung provozirt habe.

„Wenn Sie, mein theurer Graf," erwiederte ihm der eichenauer Majoratsherr, „mich darüber tadeln, so empfinde ich die Pflicht, mich zu verthei-

digen; gegen Sie und Andere unseres Gleichen; nicht gegen den Adel von vorgestern, gegen den aufgeblasenen Zwitter-Adel — (Herr von Zwittel verbiß seine Verlegenheit in einen Krebsschwanz!) — der besser thäte über diese kitzlichen Gegenstände zu schweigen, — et pour cause! Ich sage vertheidigen; nicht wegen dessen, was ich gethan (denn Badeorte verhalten sich zur Gesellschaft, wie meilenweite Dörfer zur Universitätsstadt: da gilt kein Komment;) sondern wegen dessen, was ich denke. Ich bin ein Aristokrat bis in die Fingerspitzen und ich maße mir ein Recht an, dieß zu sein! C'est mon métier! Aber wenn ich, wie ich von mediatisirten Reichsunmittelbaren abstamme, noch regierender Herr und Fürst, ja wenn ich ein mächtiger Herrscher wäre, ich würde zum Beispiel die Hoffähigkeit nicht bloß von hoher Geburt und den damit verbundenen Auszeichnungen abhängig nachen. Ich würde Bürger und Bauern, Handwerker verschiedener Gattung, die sich durch Charakter, (nicht durch Reichthum,) hervorthun und von ihresgleichen allgemein geachtet sind, geradezu hoffähig erklären, damit sie auch jene Stände, und nicht nur ausnahmsweise, in meinen Sälen repräsentirten. Aber, wie sich von selbst versteht: ohne etwa sie nobilitiren, oder irgend-

ein anderes hocus pocus mit ihnen vornehmen zu wollen! Sie müßten eben bleiben wer und was sie sind, und so müßten sie am Hoflager erscheinen dürfen, wann und — wenn sie wollten. Daß man in Weimar gewisse Männer adeln zu müssen glaubte, damit sie dieses Rechtes theilhaftig würden, darein hab' ich mich nie finden können, und es hat mich fast irregemacht in meiner unbedingten Verehrung für einen der bedeutendsten Fürsten, die Deutschland je besaß."

„Was Sie da aufstellen," erwiederte Straffschütz, „ist ein charmantes Paradoxon, ganz des edlen Grafen Eichengrün würdig, der sein kostbares und musterhaft verwaltetes Eichenau, wo er selbst residirt, jeder Residenz vorzieht. Ein großer, unumschränkter Regent wäre wohl auch im Stande, dergleichen wenigstens annähernd durchzuführen, ohne allzugroße Inkonveni-enzen; weil er die Macht behielte, Halt zu rufen, wenn es lästig würde. Wir aber sind vorzugsweise jetzt, wo der Adel so vielerlei Anfechtungen exponirt ist, darauf angewiesen, fest zusammenzuhalten, und uns möglichst streng zu sondern."

„Vollkommen einverstanden, bester Graf. Sie sprechen mir aus der Seele. Sondern sollen wir uns, und fest zusammenhalten. Doch wovon und

worin? Da liegt der Hund begraben! Wir sollen uns absondern von allem niedrigen, gemeinen, unwürdigen und unadeligen. Wir sollen stolz sein auf uns und sollen diesen Stolz mit Konsequenz behaupten; das heißt: wir sollen unseren Wünschen, Launen, Leidenschaften, Bedürfnissen nicht Konzessionen machen, indem wir zuvorkommend, aufmerksam, verbindlich, wohl gar kriechend sind gegen diejenigen, die wir gerade brauchen; indem wir uns hochmüthig von ihnen zurückziehen, sie nicht mehr kennen wollen, wenn wir sie nicht mehr brauchen. Das ist nicht nur nicht adelig, das ist gemein, recht verächtlich gemein, obwohl es leider alltäglich vorkommt. Es sei der hochgeborne Herr in Geldnoth; er bedürfe der Vermittelung eines subordinirten Beamten; er hasche nach der Einladung in ein Haus, wo er eine ihm interessante Person zu finden hofft; er suche bei überfülltem Theater Platz in einer Loge; er gehe darauf aus, sich an einem modernen Aktienunternehmen zu betheiligen; ja, er verspüre nur tödtliche Langeweile . . . und er wird sich nicht entblöden die herabwürdigsten Schmeicheleien zu sagen, den vertraulichsten, herzlichsten Ton anzunehmen, die schmählichsten Avancen zu machen. Ebenso wird er, ist sein Zweck erreicht, hat der ‚Mohr seine Schul-

digkeit gethan,' dem Mohren den Rücken wenden, und der ,Mohr kann gehen.' Er wird ihn nicht mehr kennen, wird seinen Gruß kaum noch erwiedern. Diese Inkonsequenz ist es, diese feige Nachgiebigkeit gegen momentane Gelüste, oder niedrige Bedürfnisse, die ich dem Adel unserer Zeit zum Vorwurf mache. Wer sich aus einer besondern Masse zubereitet, von besserer Gattung als andere Erdenmenschen dünkt, — in Gottes Namen! Ich streite nicht mit ihm: Er habe seine Ansicht von sich und für sich, — aber, meine Herren, er halte sie fest; er bleibe ihr treu, er opfere sie nicht der Leidenschaft, der Habsucht, dem Bedürfniß; er verhungere eher! Er antichambrire nicht ganze lange Vormittage als demüthiger Supplikant bei dem einflußreichen Theilhaber irgendeiner großen Geldentreprise, woran er partizipiren, wovon er Gewinn durch Dividenden ziehen möchte, wenn er acht Tage zuvor besagten Theilhaber einen ,unausstehlichen Judenlaffen' gescholten hat, und festentschlossen ist, ihn nach erreichtem Zwecke nicht anders zu schelten! Das ist ignoble, ist in meinen Augen viel schlimmer, als der intimste Umgang mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher. Die schlimmsten in diesem Punkte sind jedoch unsere Damen. Nicht gegen Männer. Wie

denn auch unsere Herren gegen Frauenzimmer im allgemeinen herablassender, nur gegen alte und häßliche kurz angebunden erscheinen; doch das ist weniger Hochmuth, als Mangel an Lebensart. Gegen ihr eigenes Geschlecht leistet die weibliche Aristokratie mitunter das Unglaubliche; es streift so nahe an kindliche Naivetät, daß es rührend wird: dieß Aufsuchen derer, die man zu Gefälligkeiten und Diensten haben will; dieß Laufen-lassen und Ignoriren, wenn's vorüber ist. Wider dieses Absondern, mein theurer Graf, erkläre ich mich entschieden. Wider dieses Zusammenhalten des Adels kann ich mich nicht schroff genug aussprechen. Und aus solchen schreienden Inkonsequenzen leite ich den zunehmenden Adelshaß hauptsächlich her; finde ihn, was noch mehr ist, in seinem guten Rechte; thue deßhalb, was an mir liegt, ihn zu mildern; und wünschte recht viele Glaubensgenossen zu haben."

Nicht jeder am Tische fühlte sich frei und sicher vor den Anklagen, die Einer ihrer Ersten gegen sie richtete. Der Ernst, den Graf Eichengrün an seine Diatribe gesetzt, wirkte auf sie und schlug die fröhliche Weinlaune nieder. Es wollte kein rechter Fluß mehr ins Gespräch kommen.

Solche Stockungen sind in kleinerem Kreise stets

peinlich. Graf Straffschütz, der sich innerlich anklagte, dieß verschuldet zu haben, haschte nach neuen Belebungsmitteln, und der böse Geist, der überall dabei sein will, wo etwas zu thun ist, gab ihm ein, Seine Exzellenz glücklich zu preisen, daß Er sich in so vorgerücktem Alter noch so munter zeige.

Das traf einen wunden Fleck. Derselbe Mann, der sich vor wenig Minuten edel, weise, vorurtheilsfrei ausgesprochen, verfiel alsogleich in die fast einzige Schwäche, die ihn verunzierte. Er wollte nichts von seinem Alter hören; hier, in Stahlbrunn, wo stündlich Baronin Stjernholm eintreffen konnte, am allerwenigsten.

Ihr armen Menschlein! Wolle doch keiner von Euch auf seine Kraft, auf seine Stärke trotzen! Irgendwo ist jedem beizukommen.

Von nun an wurde Graf Ulrich verdrüßlich, setzte die ganz abrupto von ihm wiederaufgenommenen Rangstreitigkeiten mit höhnischer Bitterkeit fort, anstatt wie vorher mit guten Waffen zu fechten, und ließ sich gar so weit hinreißen, daß er nicht undeutlich zu verstehen gab, die Wenigsten der in Stahlbrunn den hohen Adel Vertretenden hätten Ansprüche auf dieses Prädikat. Dadurch zog er nun das unerquickliche Thema auf ein ganz anderes Gebiet. Es

würde vielleicht zu verletzenden Aeußerungen gekommen sein, hätte nicht glücklicherweise Baron Kolau der Sache eine günstige Wendung gegeben. Dieser, an manchen schnurrigen Einfällen reich, ergriff die Vertheidigung des Adels ohne Ahnen. „Exzellenz,“ sprach er, mit Salbung: „wozu eine kritische Beleuchtung der Genealogieen? Ist es nicht erwiesen, und hab' ich es nicht von Ihnen selbst bestätigen hören, daß uralte Stammbäume zu Zeiten die dürftigsten Früchte tragen? Zuletzt kommt es doch darauf an, wofür Einer gehalten wird, und was er von sich hält. Wer an seinen Adel, an seine hohe Geburt recht innig glaubt, und nach diesem Glauben handelt; wer durch sein Thun und Treiben den Beweis liefert, daß er einer langen, langen Reihe von Ahnen entstamme, die tüchtige Raubritter waren, Reisende und Kaufleute tapfer niederwarfen, die Fasten hielten und dabei tranken wie wir, der kann sich immer sehen lassen unter uns, sollt' ich denken! Die regierende Familie der Stadt Purbunder, vom Stamme der Dschaidwar in Indien, behauptet und glaubt vom berühmten Affen Honuman abzustammen und führte bis jetzt den Titel ‚geschwänzte Rana‘, weil ein Ahnherr die affenartige Verlängerung des Rückgrathes noch besessen. Ei, Sapperlot, sollte bei uns

die Tatze des Raubthieres nicht dieselben heraldischen Dienste leisten? Ex ungue leonem! Aus der Kralle erkenne den Leu'n, nicht aus dem gothaischen Almanach!"

Ueber den Schwank mußte Graf Eichengrün laut auflachen, und das brachte ihn zur Besinnung. Sein Groll war verflogen. Das Diner nahm noch ein erwünschtes Ende und die Herren gingen ziemlich frohen Sinnes auseinander. Alle bestiegen ihre Wagen. Nur David erhielt den Befehl, ohne seinen Herrn abzufahren. Der Graf empfand das Bedürfniß allein zu sein. Er schlug den Weg ein, der von Stahlbrunn ab führt; so ging er, die Landstraße entlang, am Ufer eines lustigen Gewässers, theils vergnügt und erwärmt durch den Genuß starker Weine, theils ärgerlich, daß er sich habe verleiten lassen, mehr zu trinken als ihm dienlich sei. Nur einzelne Landleute zu Fuß und zu Wagen kamen ihm entgegen; von den Badegästen keine Seele. Die wußten wohl romantischere Spaziergänge, als an der Chaussée hinauf. Er lehnte sich an die hölzerne Barriére und schaute hinab in die Wellen des Baches, wie sie über Steine rauschten und brauseten. Der Anblick erinnerte ihn an seine Eicha, an sein liebes Heimatflüßchen, an Eichenau, an die Kind-

heit, an die Jünglingsjahre. Da ward ihm weich und weh und wohl, wie jedem, der ein Herz hat und eine Heimat, mit der dieses Herz noch zusammenhängt; sei's von gestern, sei's von einem halben Jahrhundert her; sei er ein reicher Majoratsherr, sei er ein armer obdachloser Wanderer! Jedem wird wohl, jedem wird weh, wenn's ihn mit bekannten Tönen an sein ‚Zu Hause' mahnt.

Und da geschah dem Grafen so wunderbar, daß er die ganze Mittagstafel vergaß, sammt den Herren, die sie ihm gegeben, sammt den Reden, die sie mitsammen geführt; auch seinen Groll vergaß er, wegen des ‚Alters, was man ihm kaum abmerke!' Ja, vergaß er doch das Alter selbst und wähnte sich, wie er dort lehnte und in die Wellen schaute, ein Jüngling; denn in seiner Brust war er jung, hatte Liebe darin die Fülle; Liebe zu Gott, Liebe zur Menschheit, — ach, und Liebe zur Baronin! So jung war ihm zu Sinne, so warm, so hoffnungsreich, daß er auch des Weines nicht mehr dachte, den er getrunken; daß er sich der Wirkung freute, ohne sich der Ursach zu erinnern. Den leichten, belebenden Rausch, der ihn erhob, nahm er für Wahrheit; die große, weite Welt hätt' er umarmen mögen!

Ist dem Menschen, gleichviel ob Graf, ob

Bauernknecht, einmal zu Muthe, daß er alles umarmen will, dann kehren seine zärtlichen Gefühle auch bald auf einen bestimmten Gegenstand, auf das Bedürfniß einer entschiedenen Richtung zurück. Für das Universum reicht irdische Seligkeit nicht lange aus: sie strebt danach sich dem Einzelnen mitzutheilen.

Graf Eichengrün mußte sich eingestehn, daß ihm der schönen Stjernholm reizendes Bild niemals noch so reizend vorgeschwebt habe, als jetzt. Er meinte ihre klangvolle Stimme zu vernehmen; sie übertönte das Rauschen des Bergwassers; und er starrte immer tiefer hinab, horchte immer aufmerksamer dem Geschwätz der Wellen. Was Wunder, wenn er das Rollen einer Kutsche hinter ihm auf der Fahrstraße gar nicht hörte.

Doch den Zuruf: „Graf, sind Sie Angler geworden?" — den hörte er; der schreckte ihn auf aus den süßesten Träumen, die je ein Erbherr auf und zu Eichenau, Waldbrand, Rabersdorf, Dammnitz, Grünwiese, Kienhäusel und Fichtengrund geträumt. Der riß ihn, den Jüngling Ulrich, vom kühlen, erfrischenden Geplauder des Bergbaches, vom lieblichen Nachhall der Vergangenheit in den wirbelnden Staub des Fahrweges, in die Zweifel und Bedenklichkeiten der Gegenwart. Er wendete sich um — und stand

vor der Baronin. Sie ganz Uebermuth, städtische Koketterie, graziöse Schelmerei; Er — noch versunken und versenkt in der Krystallwogen Gesang und in Friedrich Rückert's ‚Liebesfrühling'! — das stimmte nicht.

Und sollte denn ein erstes, sehnsüchtig erwartetes Wiedersehn gleich mit Verstimmung beginnen? Sollte denn die Seligkeit eines so frommen Rausches, fromm wie Hafis der Alte je besungen, vor dem lebendigen Worte der Schönen weichen, die des liebeberauschten Zechers Hoffnung ist?

Ja, so greift das Leben mit kalter Hand in seinen selbstgeflochtenen, vollsten Blütenkranz; so zerstört es mit der linken, was es mit der rechten gab. So bleibt immer nur das Vergangene heilig, rein, ungetrübt. So *ist* nur, was *gewesen*; so dauert nie, was *sein* will!

Graf Eichengrün vermochte nicht, sich sogleich in das zu finden, was man die ‚Sprache der Gesellschaft' nennt, obgleich er sich in dieser auszudrükken gewöhnt war, seitdem er lebte. Sagen wir was wir wollen und können, dieser Konversationston mit all seinen Pointen, geistreichen Wendungen, fertigen Phrasen, und nach der Mode wechselnden Formen, werd' er immerhin geistvoll geführt, versteige er sich

sogar in die Regionen herzlicher Gemüthlichkeit, — nie wird er Gewalt erreichen, sich ohne weiteres der Seele zu bemächtigen, die da eben aufsteigt aus tiefen Einsamkeiten der immer wahren Natur, oder wahrer Poesie, oder, was dasselbe sagen will: aus ihrem innersten, eigensten, eingeborenen Dasein. Denn jedes Zurückgehen in sich selbst ist naturwahr und poetisch. Jedes Leben für sich ist ein Blick in das Wesen der Gottheit. Draußen aber dauert das irdische Thun und Treiben unterdessen fort, und was nach innen ein Rausch der Begeisterung, wird dann nach außen prosaischer Katzenjammer, oder enttäuschende Nüchternheit. Das heißt leben.

Baronin Stjernholm, in Wahrheit sehr erfreut, daß es gerade der Graf sein mußte, der ihr bei ihrem Einzuge in Stahlbrunn zuerst begegnete, konnte unmöglich wissen oder ahnen, was in ihm vorgegangen? Ihre Frage, ob er aus einem eifrigen Jäger in eichenauer Forsten zu einem passionirten Fischer in fremden Wässern geworden sei, war eine ganz folgerechte, da sie ihn an die hölzerne Schutzwehr gelehnt, den Fluß des Baches betrachten sah. Man durfte ihn für einen Angler halten, der seine Köder das Ufer entlang gestellt und jetzt von höherem Standpunkte übersehen will, ob und wo eine leicht-

sinnige Forelle zupft und zerrt, um — geliebt es dem guten Glücke, — endlich anzubeißen?

Hätte sich's in der That so verhalten, ihre Ankunft würde die Sache umgestaltet haben: der Angler wäre zum Fische, sie zur Fischerin geworden, die keinen Köder spart, ihn anzulocken.

Vielleicht war es dieß naheliegende Gleichniß, welches sie veranlaßte, ihrer übermüthigen Lustigkeit neuen Stoff zu geben und die Frage fröhlich lachend zu wiederholen, um dann eine Menge scherzhafter Einfälle daran zu knüpfen. Doch Graf Eichengrün, wie gesagt, war hier zwischen Chaussée und Bergwasser nicht der geschickte Volant-Spieler, der jeglichen Wurf Schlag auf Schlag erwiederte. Schwerfällig, ohne Witz, ohne feine Galanterie stand er vor dem Reisewagen der Baronin; brachte nichts heraus, als die immer wiederkehrende Bitte: man möge ihn nicht so geringschätzen, ihn für einen Angler zu halten; so weit sei es wahrlich noch nicht mit ihm gediehen, und er hoffe auch nie dahin zu gerathen.

„Nun dann erbarmen Sie sich meiner Neugier," rief die Stjernholm, „und entdecken Sie mir, was Sie getrieben haben?"

„Nichts, auf Ehre, nichts! Ich sah dem Spiel

der Wellen zu und sann — und träumte — und dachte" —

„An?" —

„Vielleicht an — —" ein Blick auf das Kammermädchen, welches neben ihrer Herrin saß, machte, daß er die letzte Silbe dieses Wortes schuldig blieb. Doch die Baronin ergänzte, was mangelte, durch ihre zweite Frage: „Und das machte Sie so ernsthaft, machte Sie fast traurig?"

Er schwieg.

„Ich habe Sie, wie ich sehe, gestört. Sie hatten Einsamkeit gesucht, und wollen einsam bleiben. Gute Nacht, Graf! Auf Wiedersehn, wenn Sie in geselliger Stimmung sein werden!"

Sie gab ihrem Diener einen Wink, dieser dem Lohnkutscher einen Stoß, dieser den müden Gäulen einen Hieb . . . und die Kutsche zog weiter.

Wie so ganz anders hatte sich der Heiratslustige die Ueberraschung, die Begrüßung der liebenswürdigen Witwe gedacht, die er zur Gräfin Eichengrün zu machen beabsichtigte. Welche anmuthige Erwartungen hatte er gehegt und gepflegt für ihre erste Zusammenkunft, die gewissermaßen nur eine Fortsetzung und Ergänzung des lange gepflogenen Briefwechsels hätte sein müssen! Und nun blieb diese

persönliche Annäherung weit, sehr weit hinter dem schriftlichen Ideenaustausch zurück. Fast so weit, als der langsam dem Badeorte zu schlendernde Geher hinter den einen Stall witternden und darum rascher laufenden Miethspferden!

Er langte mißmuthig in seiner Wohnung an; keine Spur mehr von freudiger Zuversicht.

Lobesam, sonst in obligate Niedergeschlagenheit versinkend, sowie er seinen Grafen irgend übel aufgelegt fand, ließ sich heute nichts dergleichen anwehen. Er ging umher wie Einer, der seiner Sache sicher ist; der da denkt: oh, ich darf nur ein Wort sprechen und wir sind obenauf. Er wartete nur, bis der Jäger sich entfernt habe. Dann platzte er los: „Erzellenz, vor einem halben Stündchen ist ein neuer Badegast angekommen, — wohnt hier um die Ecke beim Glasschleifer; so etwas von Schönheit, Erzellenz .... wo hatt' ich meine fünf Sinne, daß ich mir nur einen Augenblick einbilden konnte, von den bereits hier anwesenden Damen wär's Eine, die, — welche, — um deren willen wir ... ha, lächerlich! Als ob ich Euer Erzellenz Geschmack nicht kennte! Die beim Glasschleifer muß es sein! Die ist es, oder keine!"

Der Graf sagte nicht mit klaren Worten, daß sein Haushofmeister richtig gerathen habe; doch daß

solche Exklamationen ihm wohlgefielen, gab er durch Mienen zu verstehen. Nichts eifert den Liebenden bei Jahren zu entschlossenen Unternehmungen, oder vielmehr zu unternehmenden Entschließungen dringender an, als Widerspruch, und nächst diesem: beifälliges Entzücken. Lobesam's Bewunderung ihrer Schönheit erstattete der Baronin wieder in des Grafen Augen, was sie sich selbst heute entzogen hatte durch ihr nicht Eingehen in seine elegische Träumerei, durch ihr ihn verletzendes Spötteln. Er konnte des Lobes von ihr nicht genug hören; stellte sich, als ob er nicht wisse, wen Lobesam meine? ließ sich die Personalbeschreibung mehrfach rekapituliren; und erst nachdem er genügende Schmeicheleien der von ihm getroffenen Wahl eingeschluckt, sagte er dem alles Ernstes bezauberten und deßhalb aufrichtigen Schmeichler etwas anerkennendes über den richtigen Blick.

„Ich wäre unwürdig, hätte ich unsere Zukünftige nicht in der Dame sogleich vermuthet, — unwürdig wär' ich, mit meinem Grafen a . . . (alt geworden zu sein, wollt' er sagen; doch ein guter Geist gab ihm ein, noch bei Zeiten innezuhalten! Er verschliff das gefährliche a in ein gezogenes n und fuhr fort): a n a c h Stahlbrunn gegangen zu sein."

„Ich hoffe, Du zeigst Dich im Gegentheile würdig, daß ich Dich mit mir nahm! Der Diener der Baronin, — denn es ist die Baronin Stjernholm, welche heute anlangte, — wenn er noch der Nämliche blieb, den ich bei ihr in der Residenz fand, ist ein ungeschliffener — nicht Edelstein, sondern Tölpel, un vrai rustre“ . . . . .

„Exzellenz, ich werde mich um seine Freundschaft bewerben. Ich werde vergessen, daß ich die unschätzbare Auszeichnung genieße, des eichenauer Grafen hohes Haus zu führen; man soll mich bras-dessus, bras-dessous mit ihm ziehen sehen. Einen größeren Beweis von gehorsamer Anhänglichkeit weiß ich meinem gnädigen Herrn nicht zu geben; Er müßte denn befehlen, daß ich mein eigenes Blut trinken soll?“

„Keins von beiden, Lobesam! Dich öffentlich mit dem Bengel zu zeigen, würde mir mehr schaden als nützen; es würde auf vorzeitige Schlüsse und Muthmaßungen leiten, die ich vermeiden will. Deine Intimität muß eine heimliche sein, zugleich eine, die aus Dir und Deinen persönlichen Absichten hervorzugehen scheint. Behandle den Burschen herablassend, huldvoll, wie es Deiner Position geziemt und halte Dich an die“ . . . .

„Oh, Exzellenz, das wird ein bitterer Kelch; sie ist grundhäßlich; ich hab' es auf den ersten Blick weggehabt."

„Wer seinem Herrn zu Liebe das eigene Blut trinken will". . . . .

„Wird auch den bittern Kelch an die Lippen bringen! — Nach Sonnenuntergang besuch' ich den Glasschleifer, der Abend für Abend im Bierhaus steckt, den ich folglich zu Hause nicht finde. Ich bestelle ein Trinkglas mit meinem Namenszuge. Die Frau bittet mich wiederzukommen. Ich warte auf dem Bänkchen vor der Hausthür. Kammermädchen finden sich gewöhnlich auf solchem Bänkchen ein, wenn sie ihre Herrschaften entkleidet haben. Morgen statte ich Rapport ab."

„Es interessirt mich besonders, zu erfahren, wen in letzter Zeit Baronin Stjernholm bei sich gesehen? Mehr brauch' ich Dir nicht anzudeuten. Und von meiner, ... von meiner Verehrung für die Herrin, keine Silbe zur Zofe! Hörst Du wohl: nicht eine Silbe! Du handelst nur für Dich!"

„Es gehört ein starker Glaube dazu. Aber solche Weibsbilder leisten darin unglaublich viel. An mir soll's nicht fehlen, Exzellenz." —

Nun war das Gleichgewicht in des Grafen

Haltung wieder hergestellt. Seiner selbst und dessen bewußt, was er in Stahlbrunn gewollt, verlor sich der Zwiespalt jener ihm längst entfremdeten Gefühle, die er vom Trinkgelage beim Bachfischer an das Ufer des Wassers mitgenommen. Er träumte nicht mehr; er dachte, er überlegte, er berechnete.

„Ein wahres Glück,“ sprach er zu sich, „daß sie auf meine arkadische Schäfersentimentalität nicht einging. Hätte sie in das nämliche Horn gestoßen, wohin wär' es mit mir gediehen? Vielleicht gar zu einer quasi-Verlobung, vor der entsetzlichen Hauderer-anstalt, die sie, Gott weiß wo? gemiethet, und Angesichts der respektablen Kammerhusarin, die Lobesam grundhässlich nennt? Besonnenheit, Ulrich! Vorsicht! Mag Dich's beim Essen noch so schwer verdrossen haben, daß Deiner Jahre Erwähnung geschah, — wegleugnen kannst Du sie denn doch nicht; und bevor Du nicht weißt, ob die Stjernholm dazu geneigt ist, übereile Dich nicht. Ohne Liebe keine Heirat. Der alte Mann einer schönen Gemalin will ich nicht sein. Entweder sie nimmt mich für jung, — was ich ja noch bin! — Oder ich erkläre sie für zu alt und besiege meine Leidenschaft. Graf Eichengrün auf Eichenau darf nicht um seines Ranges, Namens und Besitzes willen sich ehelichen lassen;

Graf Eichengrün muß seiner selbst wegen geliebt werden. Wird er das nicht, so darf auch er nicht mehr lieben. Noblesse oblige, sagt Schwester Barbara."

Zwanzigstes Kapitel.

Haushofmeister Lobesam mag ein recht schlauer Kunde sein, und recht gut verstehen derlei Aufträge durchzuführen, wie er von seinem Herrn empfangen; aber hexen kann er nicht, und mit der Thür ins Haus fallen darf er nicht; schon gar bei einem Glasschleifer, — bei einer Kammerzofe aus der Residenz, — bei einer eleganten Dame, — und endlich in einer Liebesangelegenheit, die ernsthaft gemeint ist; lauter zerbrechliche Dinge, die subtil angegriffen sein wollen. Deßhalb müssen wir ihm Zeit lassen und Spielraum. Eine Woche mindestens.

Wir lassen also acht Tage vorübergehen, und fragen dann erst wieder nach. Geduldet sich doch der Graf ebenso lange; der gute Graf, — dem die Sache näher lag, als uns; das ist gewiß.

Er benahm sich überhaupt seinem Grundsatze getreu. Zwar konnte er nicht verhindern, daß ganz Stahlbrunn sich erzählte: Graf Eichengrün macht

der ‚neuen Baronin‘ auffallend den Hof! Aber was schadete das, da alle Männer, die irgend so gestellt waren, daß sie sich ihr nähern durften, in demselben Rufe standen? Jung und Alt! Es fiel durchaus nicht auf, obgleich es ‚auffallend‘ genannt wurde. Weit auffälliger würd' es gewesen sein, hätt' er eine Ausnahme machen wollen. Es ist schon nicht anders. Es gibt nun einmal Frauen, die sich, mögen sie auftreten, wo sie wollen. zur gesammten männlichen Bevölkerung am Orte verhalten, wie der kommandirende General zur Garnison. Sowie sie sich zeigen, wird ins Gewehr gerufen! Was die übrigen, vor denen manchmal kaum eine vereinzelte Schildwacht präsentirt, von solchen Bevorzugten denken, von ihnen reden, das steht auf einem andern Blatte; und dieses wollen wir nicht umschlagen. Wozu auch?

Weder die hinter forcirter Freundlichkeit schlechtverhehlte neidische Erbitterung der weiblichen, noch die auf allerlei frivole Nichtachtung ausgehende Hochachtung und Verehrung der männlichen Badegesellschaft, brachte die Welt-erfahrene Stjernholm aus ihrer überwiegenden, zu allen (den Grafen ausgenommen) huldvoll herniederblickenden Majestät. Sie trat einher, blickte um sich, wie wenn die Welt ihr gehörte, und sie fände es unter ihrer Würde auf

Lästerungen der Frauen, auf Huldigungen der Männer zu achten. Nur, wie gesagt, Graf Eichengrün war ausgenommen. Während sie sich gegen alle, gegen Neiderinnen, Verleumderinnen, Verehrer und Anbeter mit vollkommen unveränderter, kalter Artigkeit benahm, hatte sie für jenen entschiedene Rücksichten, beobachtete gegen ihn eine gemessene Zurückhaltung, wovon schwer gewesen wäre zu entscheiden, ob es die einem Vater geltende Unterwürfigkeit, ob es die einem Bewerber geltende Vorsicht sei, welche dieß Betragen regelte? Es wußte niemand, was er daraus machen solle? Und derjenige, den es zunächst betraf, wurde gar nicht einig mit seinen Absichten und sich.

Lobesam hatte denn eben auch nur sehr langsame Progressen gemacht. Die ‚Grundhäßliche‘ schien sich nicht dafür zu halten. Wenigstens kam sie den Avancen des Haushofmeisters, (vielleicht waren sie auch danach?) nicht entgegen, wie Eine, die sich verlassen fühlt und nach jedweder ihr dargebotenen Rettungshand greift. Sie behandelte den Spion vielmehr, als ob sie ihn durchschaue und die Zuversicht hege, ihn zu überlisten. Sie wollte ihrerseits ihn aushorchen über seinen Herrn. Wäre sie hübsch gewesen, ohne Zweifel hätte sie den Sieg davon

getragen. Ihre Häßlichkeit wurde sein Bundesgenosse. Das Ergebniß lief endlich darauf hinaus, daß Keins dem Andern mehr anvertraute, als es gerade wissen lassen wollte; daß Lobesam seinem Grafen eingestehen mußte: diese Person scheine mit allen Hunden gehetzt! daß die Kammerjungfer der Baronin zuraunte: ‚Seine Exzellenz hätten offenbar Gründe, sich sehr genau um Ihre Gnaden zu bekümmern; dieser Herr Lobesam sei ein Spion von den Spitzen seiner Schuhe bis zur Glatze seines Scheitels hinauf!‘

‚Ich weiß schon, was er wissen will!‘ lächelte ironisch die Stjernholm.

„Ich werde schon allein dahinter kommen!“ murmelte, höchst ungnädig Graf Eichengrün. Er befahl seinem Diener, das ‚Verhältniß‘ aufzugeben, und sich dem Hause des Glasschleifers fernzuhalten. Lobesam versicherte, seitdem er das Glück genieße seinem Herrn zu gehorchen, sei ihm der Gehorsam noch nicht so süß gewesen, als dießmal.

Graf Eichengrün zog sich nun auch zurück. Er brach gewissermaßen mit der Gesellschaft, indem er keine ihrer Lustpartieen mehr mitmachte, sich nirgend mehr zeigte, einsame Spaziergänge aufsuchte, sich daheim verleugnen ließ.

Man bestürmte die Baronin mit Fragen über

die mögliche Ursache dieses plötzlichen Wechsels in des Grafen Dasein?

Sehr erstaunt erwiederte sie: „Weiß ich's? Solche Herren haben ihre Launen, — und dürfen sie haben!"

Sie log, indem sie so sprach. Sie kannte den Sachverhalt genau. Ihr hatte der Graf zu verstehen gegeben, daß er zu erfahren wünsche: ‚ob man ihn vermissen werde?'

Damit hatte nun die seit Anbeginn unklare, von beiden Theilen durch Klauseln, Reservationen und Nebenabsichten oder Gedanken verwickelte Liebesgeschichte den höchsten Grad ihrer Unnatur erreicht. Dort weiblicher Stolz, der sich ‚wegzuwerfen' besorgt, und unbeschränkte Macht behält, weil kein zärtliches Gefühl ihn übermannt, weil nur berechnende Erwägung ihm zur Seite steht. Hier männliche Eitelkeit, die von jugendlichen Erinnerungen gespornt, von gerechten Zweifeln beunruhigt, bald antreibt, bald verletzt zurückweicht. Sie will nicht den Anschein niedrigen Eigennutzes auf sich ziehen! Er will noch immer um seiner selbst willen geliebt werden. Keines will sich ‚etwas vergeben!'

Aus solchen Keimen erblüht selten Heil. Und wahrscheinlich hätte die stahlbrunner Zusammen-

kunft mit Ungewißheit geendet, wie sie begann, wäre nicht hier auch die vermittelnde Gewalt ewiger Geschicke eingetreten, die wir immer und überall wahrnehmen würden, bliebe ihr wunderbares doch folgerechtes Wirken menschlichen Augen nicht meist verborgen. Denn durchschaueten wir, wie alles in ewiger Gliederung zusammenhängt, das lästerliche Wort: ‚Zufall' wäre längst aus dem Wörterbuch gutgesinnter, an einen Gott glaubender Menschen gestrichen! Gebt Euch nur aufrichtige, redliche Mühe, — doch sonder Schonung für Eure eigenen liebwerthen Persönlichkeiten und für Eure hochweise Zuversicht! — Eure Schicksale bis zum ersten Ursprung genau zu verfolgen, und Ihr werdet, Hundert gegen Eins, entdecken, daß Gutes und Uebles, Glück und Unglück Euer Werk war! Werdet eingestehen müssen: mir ist kein Leid geschehen, ohne meine Schuld, ich habe keine Freude gehabt, ohne sie einer edlen Regung zu verdanken. Denn kam die Freude auf anderm Wege, so war es keine reine Freude, sie schlug in Kummer um. Und kam der Kummer gänzlich unverschuldet, so lösete er sich über kurz oder lang in Segen auf. Wer diese Wahrheit noch nicht fand, dem mangelte der Muth sie zu suchen.

Hätte der Graf die arme Pastorin nicht auf so

zarte Weise unterstützt, und sich dadurch ihre Dankbarkeit gewonnen, so würde diese ihm nicht zugetragen haben, was die Baronin und wie sie sich über sein Wegbleiben geäußert. Hätte er diese Aeußerung nicht erfahren, so würde er nicht gethan haben, was wir jetzt erzählen wollen, und was wir als einen inkonsequenten, übereilten Schritt erkennen; was man im gewöhnlichen Leben einen ‚dummen Streich' nennt. Hätte er aber diesen dummen Streich nicht begangen, so wäre er der Baronin nicht aufs neue näher getreten. Folglich wäre es nicht zur Entscheidung gekommen; folglich hätte er seine folternde Unschlüssigkeit, wie er sie nach Stahlbrunn mitgebracht, nach Eichenau wieder zurückgeschleppt. Und dann .... doch ich muß abbrechen, sonst bring' ich meinen ganzen dritten Band schon ins letzte Kapitel des zweiten. Und das geht ja nicht.

Die Pastorin hatte allerdings gehört, was Baronin Stjernholm gesprochen; aber nur aus der Ferne, denn sie vermied gern jenen Kreisen näher zu kommen; achtete wohl auch nicht auf deren Geschwätz. Dießmal schärfte des Grafen Name ihre Aufmerksamkeit, und ohne den ihn betreffenden Satz entstellen zu wollen, gab sie ihn doch ungleich schärfer klingend wieder, als er ursprünglich gemeint gewesen.

Die gute Frau, die sich in des Wohlthäters Seele gekränkt fühlte, daß eine Dame, welche ihm so nahe befreundet schien, hinter seinem Rücken ihn fast verleugnen wolle, legte es darauf an, ihre Klage vorzubringen, lauerte ihm auf, als er eiligst in einen der menschenleeren Waldpfade einbog, und warf ihm, mit tausend Entschuldigungen, vor Verlegenheit fast sprachlos, das ‚unverzeihliche Betragen der vornehmen, falschen Schlange' in seinen Weg, als ob, was jene gesagt hatte, nicht ein nichtssagender Redesatz, sondern eine wirkliche, lebendige Schlange sei! Der Graf dankte für die ‚gütige Meinung,' erzwang scherzende Gleichgiltigkeit, entfernte sich rasch, nahm jedoch besagte Schlange mit und erwärmte sie recht vorsorglich an seiner, vom heftigsten Herzensschlage pochenden Brust. Anstatt sich der beruhigenden Ueberzeugung zu getrösten, daß auch die wohlmeinendste, einfachste Frau unfähig sei, derlei Zitate unvermehrt und ohne Uebertreibung weiter zu fördern, gefiel es seinem Argwohn, anzunehmen, was die Baronin in Wirklichkeit ausgesprochen, sei viel schlimmer, und nur die friedfertige Pastorin habe es aus Bescheidenheit gemildert. So gewärmt, genährt, gepflegt mußte die Schlange immer dicker anschwellen, mußte sich giftgebläht um des Beleidigten Herz ringeln. Er

rannte wüthend durch die Berge, und da er endlich das Ungethüm in heftigem Zorne von sich schleuderte, biß es vorher noch ihn recht fühlbar in die Brust.

Die Wunde brachte er von ermüdendem Irrlaufe mit nach Hause. Lobesam hatte keinen Balsam dafür. Sie brannte wie Feuer und entzündete durch ihre Glut alle Leidenschaften. In solchem Drange wurde obbenannter ‚dummer Streich' empfangen und geboren: Graf Ulrich ergoß, was ihn durchtobte, in einem mächtig-langen Schreiben, welches Lobesam nach des Glasschleifers Hause zu befördern hatte. Es war von bedeutendem Umfang und glich aufs Pünktchen einem herrschaftlichen Erlaß an ‚hochgräfliches Kameralamt zu Eichenau.' Was eigentlich darin gestanden, vermag Verfasser dieses Buches umsoweniger zu berichten, als es der Verfasser des Schreibens selbst nicht mehr genau wußte, nachdem er es mit Siegel und Aufschrift versehen. Es war unter dem Einflusse allzuheftiger Kämpfe hingeworfen. In seinen Grundzügen aber muß es doch mehr Liebe als Zorn gewiesen haben, denn sonst hätte unmöglich nach Verlauf einer Stunde schon die Antwort da sein können. Sie langte an, da es zehn Uhr schlug, und der Haushofmeister bereits die Nachtmütze auf dem Kopfe sitzen hatte, die er auch abzulegen vergaß, als er, höchst erstaunt

über diese nächtliche Post, seinem Herrn das kleine winzige Ding hineintrug. „Das soll“ — sprach er zögernd — „die Antwort sein von der Frau Baronin?“

Der Graf, sichtlich bemüht, seine gespannte Erwartung nicht zu verrathen, fragte wie gleichgiltig: „Warum ‚soll‘ es denn nur?“ —

Worauf Lobesam erwiederte: „Exzellenz, ich bitte, eine so kleine Antwort auf einen so großen Brief?“

„Es kommt darauf an, was drin steht?“ sprach der Graf und ließ die Zwergepistel unberührt liegen, bis die Nachtmütze sammt Inhalt das Zimmer geräumt. —

Dann aber . . .

Wer hat nicht schon, wenigstens doch einmal im Leben, einen Brief zu entsiegeln gehabt, von dem gleichsam Tod und Leben abhing? Wohl demjenigen, der die Empfindung nicht an sich erfuhr, die dabei vorherrscht. Sie ist fürchterlich. Die Qual weniger Minuten gräbt sich dem Zögernden so tief ins Herz, daß ihre Nägelmale lange noch schmerzen, auch im günstigsten Falle. Manche Menschen schieben die Entscheidung hinaus; lassen ein wichtiges Schreiben uneröffnet, um sich die Nacht nicht zu stören, um sich das Vergnügen einer lustigen Gesellschaft nicht

zu verderben; andere wieder aus Feigheit, wie man den Zahnarzt wegschickt und den Peiniger im Munde behält. — Ich hatte einen Bekannten, dessen nächste Zukunft von einer Entscheidung des Monarchen bestimmt werden sollte. Ob ihm der erbetene Kammerherren-Schlüssel ertheilt würde, oder verweigert, davon hatten Eltern ihre Einwilligung zu seiner Heirat mit ihrer Tochter abhängig gemacht; nicht aus nichtiger Titelsucht, sondern weil die Gewährung den Beweis liefern sollte, daß gewisse Antezedentien vergeben und vergessen wären. Kompetent kleidete sich zu einer Assemblée an, als der Briefträger ihm die ersehnte Kabinetsordre brachte. Er ließ sie liegen, fest entschlossen, erst nach dem Balle sie zu lesen. Schon eilte er dem ihn erwartenden Wagen zu, — da überkam ihn plötzlich der Gedanke: wie wenn Du heute Abend verkünden dürftest, was Du erfleht hast? Er kehrte um, — sein Diener konnte nicht rasch genug mit dem Leuchter folgen, — er stürzte an seinen Schreibtisch, — riß das Kouvert auf, — las beim schwachen Schimmer einer trübe brennenden Kerze: ‚Ich finde mich veranlaßt, die von Ihnen nachgesuchte Kammerherren-Würde Ihnen zu ertheilen,‘ — küßte die eigenhändige Unterschrift seines Königes, — legte das beglückende Blatt in den Schub, — warf sich

in den Wagen, — stellte sich dem Festgeber als Kammerherr vor, — empfing die Glückwünsche der Versammlung, auch der Eltern seiner Geliebten, — es fehlte nicht viel, so wurde die Verlobung gefeiert! Schwindlich von Wonne langte er gegen Morgen in seiner Wohnung an, holte seinen Schatz hervor und überlas die beiden wichtigen Zeilen noch einmal bei heller Beleuchtung. Dießmal las er: ‚Ich finde mich nicht veranlaßt, die von Ihnen nachgesuchte Kammerherren-Würde Ihnen zu ertheilen!' —

Aehnlicher Gefahr setzte sich Graf Eichengrün keinesweges aus. Seine Kerzen gaben noch genügendes Licht und er vermochte mit festem Blicke zu lesen:

‚Ob ich Sie liebe, Graf? Das schreibt sich nicht, das sagt sich nur.'

Das Zettelchen, worauf diese verführerischen Worte, von bunten, vergoldeten Arabesken, wie die Inschrift auf einer Wand des Alhambra, umflochten prangten, legte er auf den Schlangenbiß — und alle Leiden schienen beschwichtiget.

Nun begann eine zweite Woche, wo die stahlbrunner Gesellschaft den Grafen entbehren mußte. Aber nun fehlte er nicht allein. Die Baronin ahmte

ihn nach. Daß sie in ihrer Wohnung weilte, konnte nicht unbekannt bleiben. Daß Graf Eichengrün sich viel bei ihr aufhielt, wußte man. Daß Baronin Stjernholm nicht lange säumen werde, Gräfin Eichengrün zu heißen, vermuthete man. Sie hatte keine Eltern, die vom künftigen Schwiegersohne verlangten, daß er Kammerherr sei. Und hätte sie deren gehabt, so konnte der Majoratsherr auf Eichenau schon längst mit dem wirklichen Geheimerath aufwarten. Da bedurfte es keiner Kabinetsordre, da gab es kein Hinderniß, da gab es nur ein unzweifelhaftes, von allen Seiten beneidetes, von allen Zungen bekritteltes, vielleicht auch einwenig bespötteltes Brautpaar. Wenigstens einen ‚für sehr verliebt, sehr nachsichtig, sehr schwach geltenden Bräutigam in mehr als reifen Jahren.‘ Auch wurde verbreitet, sein verstorbener ältester Sohn habe eine Witwe und zwei Kinder zurückgelassen, und die beiden Enkel würden am Polterabende Amor und Psyche darstellen.

Die gute Pastorin hatte viel zu hören, und sich viel zu ärgern; glücklicherweise immer aus angemessener Ferne. Denn seitdem Graf Eichengrün mit seinem vermittelnden Einflusse ausblieb, war es beinahe so weit gediehen, wie Herr von Gluckammer, von oben und unten gleich in Anspruch genommen,

als Vertreter sämmtlicher Forderungen und Beschwichtiger sämmtlicher Reibungen, voll verzweifelnder Ironie einst vorgeschlagen, daß man im Salon drei große Käfige aufrichten, und darin, wie bei wilden Thieren, die man trennt, die Hauptfütterung der drei verschiedenen Klassen vor sich gehen lassen sollte. Symbolisch hatten sich die absondernden Schranken schon erhoben, und nur ein rebellischer Bär, oder eine widerspänstige Hyäne wagte daran zu rütteln.

Gönnen wir ihnen die kurzen Genüsse ihrer ohnmächtigen Widersetzlichkeit und wenden wir uns unserm Grafen zu. Wissen wir doch, bei wem wir ihn zu suchen haben!

Hat ihm denn die Baronin jetzt endlich gesagt, was sie schreiben zu können für unmöglich hielt und was er durchaus hören will, eh' er ihr in bester Form, mit unumwundener Entschließung Hand und Namen anträgt?

Es scheint doch nicht. Sie belauern sich gegenseitig. Sie will sich nicht unbedingt auf Gnade und Ungnade ergeben; er will nicht gebunden sein, bevor er weiß an wen? und hält sein Wort so hoch, daß er ihm bindende Kraft beilegt; deßhalb zögert *er*; deßhalb zögert *sie*, weil sein Zögern sie mißtrauisch macht.

So sind drei Tage hingeschlichen, für beide Theile drückend, schwül.

Heute hat sie sich entschlossen, ein Ende zu finden. Sie nimmt einen Anlauf, zärtlich, hingebend zu sein. Es gelingt ihr so weit, daß sie sich fast überredet, Graf Eichengrün Vater könne die Lücke in ihrem Herzen ausfüllen, die Hermann's Verlust ihr gelassen. Sie zwingt sich, den alten Mann für einen Jüngling zu nehmen. Sie findet wirkliche nnd eingebildete Aehnlichkeiten heraus. Sie lauscht dem Klange seiner Stimme, und macht sich weiß, es sei Hermann, der mit ihr rede. Sie versetzt sich künstlich in jene Tage zurück, wo sie in Liebe für den Undankbaren lebte, kämpfte, litt und trotzig entsagte. Sie vergißt auf einen Augenblick, daß sie nicht den Grafen Ulrich, nein, daß sie Eichenau zu erobern, nach Stahlbrunn kam. Dieser Augenblick genügt dem Grafen. Jetzt glaubt er, daß er um seinetwillen geliebt sei. Und er hebt an — schon sind Einleitungen zum Heiratsantrag über seine Lippen geglitten . . . (ich hab' ihn, denkt die Baronin) — da poltert's heftig herein — und der hundert Dukaten-Mann steht vor ihnen.

Eine unwillkommenere Störung konnt' es eigentlich in diesem Augenblicke nicht geben, und der Graf

wie die Baronin ließen dieß deutlich merken, denn sie blieben sitzen, wie sie saßen und staunten den Eintretenden schweigend an. Diesen dagegen hatte seine Frechheit verlassen bei dem Anblick, der ihm hier wurde, und auch er stand stumm und starr. Eben in Stahlbrunn angelangt, am Salon vorgefahren, hatte er einen Kellner nach Seiner Exzellenz befragt, und der, um sich ein Späßchen zu machen, hatte den Fremden in des Glasschleifers Haus gewiesen, wo jener bestimmt zu finden sei.

Graf Heide, fest überzeugt, dort wohne sein eichenauer Gönner und Goldmann, hatte die Equipage ins Gasthaus entsendet, war stehenden Fußes zum Glasschleifer und dort in den oberen Stock gedrungen, wo er in Graf Eichengrün's Wohnung zu sein wähnte!

Wie mußt' es ihn verblüffen, dort, auf dem Sopha des Witwers, eine Dame zu erblicken von dieser Schönheit, dieser gebieterischen Hoheit, dieser vornehmen Haltung, dieser imponirenden Würde? Er brachte nichts heraus, als: „pardon, Exzellenz, ich derangire . . . ?“

„Mich haben Sie nicht um Entschuldigung zu bitten, Graf Heide; Sie befinden sich bei Baronin Stjernholm!“

„Ah, dann hatte man mich falsch berichtet," stotterte Heide, und verneigte sich gegen die Miethérin der glasschleiferischen Bel-Etage mit jener wilden Unterwürfigkeit, die ihm schon so viele Weiberherzen gewonnen.

Die Baronin sprach noch nicht. Sie sah, daß Graf Ulrich noch etwas auf der Zunge hatte, und wollte ihm darin nicht hinderlich werden. Jetzt war der kritische Moment eingetreten für Eichenau und dessen Gebieter. Fuhr dieser fort: „Graf Heide, meine Braut wird erlauben, daß ich Sie ihr vorstelle!" dann galt das so viel, als hätte der Justizrath, beider Rechtsfreund in der Residenz, die Ehepakten schon zur Unterschrift vorgelegt. Auch täuschte sich die Baronin nicht; Eichengrün stand im Begriffe, auf solche Weise den Knoten zu zerhauen; und er hätte es bestimmt gethan, jedem Andern gegenüber. Nur dem nicht, dessen spöttischen Glückwunsch er fürchtete. Graf Heide sah, von der schnellen Fahrt erhitzt, von dem überraschenden Anblick der Baronin erregt, so frisch, so jung, so blühend aus, musterte das vor ihm sitzende Paar so keck herausfordernd, daß der Heiratslustige ihn im Geiste schon von ‚sechszig Jahren' reden hörte, und deßhalb nichts weiter sagte.

Wie erst die Baronin darüber hinaus war, und

die Gewißheit hatte, sie verderbe sich ihr Spiel nicht, ließ sie sich ungehindert gehen, empfing den Fremden mit allen Ehren und pries den glücklichen Zufall, der ihr diese angenehme Bekanntschaft gebracht. Was wußte sie, zum erstenmale in dieser Provinz, vom Grafen Heide? Nichts weiter, als was sie s a h. Und das war ja genug, um sie wünschen zu machen, er auch möge ein épouseur sein, wenn vielleicht nur halb so reich wie Eichengrün, doch gewiß nur halb so alt, als dieser! Zugleich mußte der abermals Zögernde, Hinausschiebende bestraft werden für sein schmähliches Verstummen in solch entscheidender Situation. Diese Strafe lag in absichtlich geweckter Eifersucht. Darauf wurde hingearbeitet.

Die Aufgabe bot keine Schwierigkeiten. Und Graf Heide arbeitete treulich mit. Ihm fiel nicht im entferntesten ein, daß seine Dazwischenkunft ernste Absichten und Lebenspläne zerstöre. Er hielt seinen Nebenbuhler für der Baronin ‚Courmacher über die Saison' und meinte mindestens ebensoviel Anrecht auf solche Charge zu haben.

Dame Stjernholm besaß zu richtigen Takt und feinen Sinn, um unbeachtet zu lassen, daß die unmittelbare Nähe dreier gegen einander wirkender Personen, im beengenden Raume ihres improvisirten

Salons, niederdrückend wirke und freieren Künsten der Koketterie hinderlich sei. Sie brachte einen Spaziergang in Vorschlag. Und obgleich der Nachmittag trübe, die Luft schwül und regendrohend, Graf Heide ein fauler Fußgänger war, fügte er sich doch; umso lieber vielleicht, weil er die Absicht der Baronin errieth.

Die inneren Promenaden standen leer, wie stets um diese Stunden. Nur wenige, vereinzelte Badegäste aus der zweiten oder letzten Klasse stießen ihnen auf, die dem durch einen unbekannten Dritten begleiteten Paare neugierig nachguckten. Vor ihrem kleinen Hüttlein saßen auch die Pastorsleute. Daß die Pastorin an das Geschenk ihres Gutsherrn nicht geglaubt und sich nur dem Grafen Eichengrün verpflichtet gehalten hatte, erwähnten wir bereits. Anders der Pastor, der sich nicht ausreden ließ, im ‚Heiden' könne ein besserer, christlicher Sinn erwacht sein? Wie er diesen nun den schmalen Pfad zwischen zwei Zäunen einherwandeln sah, der ihn dicht an ihrem Sitze vorüberführen mußte, und noch dazu in Gesellschaft des eichenauer Exzellenzherrn, da beschloß der kränkliche, rechthaberische Mann, sich in dieser dunklen Sache Licht zu verschaffen.

Nun geschah etwas ganz absonderliches. Graf

Eichengrün, dem es nicht angenehm war, gerade jetzt von der Pastorin (ihrer Warnung gedenkend) mit Baronin Stjernholm — und einem Begleiter wie Heide, — gesehen, vielleicht gar angeredet zu werden, beeilte sich vorbeizukommen, grüßte kurz, und ließ dadurch jene beiden um eine ganze Strecke hinter sich zurück. Des, in seines neuen Nebenbuhlers Namen gemachten, Geschenkes dachte er nicht; hatte er doch an andere Dinge zu denken. Er vernahm also auch nicht, was hinter ihm gesprochen wurde. Er strebte nur nach dem Eingange zum Walde, als ob ihn dort die verlorene Ruhe erwarte?

Graf Heide benützte diese günstige Gelegenheit, die Baronin zu versichern, daß er sich ihretwegen mit den besten und berühmtesten Schützen des Landes auf Barrière zu schießen bereit sei. Er war ganz und gar verrannt in die Reize dieser gefährlichen Frau, weßhalb er denn auch seinen demüthig herantretenden Pastor kaum bemerkte und erst dann erkannte, als die Stjernholm ihm sagte: „Graf, dieser Mann will sie anreden.“

„Ah, mein Herr Pastor? . . . Wie geht's? Schlägt das Bad gut an?“

Damit dachte er genug gethan zu haben.

Doch jener brachte seine wohlgesetzte Dank-

sagung vor, sprach von großen Summen, edelmüthigen Unterstützungen, Befreiung aus Nahrungssorgen, ewiger Dankbarkeit, himmlischer Vergeltung, göttlichem Segen . . . und Graf Heide, um die günstige Wirkung, die er in der Baronin Mienen las, nicht zu verscheuchen, nahm es hin, wie wenn es ihm gebührte. „Warum soll ich," dachte er, „einen Irrthum berichtigen, der mir so schön zustatten kommt?" Und laut fügte er bei: „Nicht der Rede werth, mein armer Pastor! Ich gebe gern, Sie wissen's ja! Nächstens mehr — Wohl zu bekommen!"

Der Baronin reichte er den Arm, zog sie fast gewaltsam weiter und wiederholte mehrmals:

„Wohlthun mag recht süß sein; aber solche Reden anhören müssen, ist bitter."

Wie sie den Grafen Eichengrün im Walde erreichten, sah dieser mit bangem Erstaunen, welche Fortschritte sein Gläubiger binnen einigen Minuten in der Baronin Gunst gemacht habe. Daß **sein** den Pastorsleuten dargebotenes Geschenk die Veranlassung sein könne, davon hatte er keine Ahnung. In dem Grade, wie er stiller, düsterer wurde, zeigte sich Graf Heide vorlaut, dreist, beinahe unverschämt. Und sie schien Wohlgefallen daran zu finden, belachte plumpe Scherze, übersah sogar Vertraulichkeiten, die

sie in anderen Verhältnissen unfehlbar sich verbeten haben würde.

Mehrmals fühlte Eichengrün sich versucht, den dreisten Herrn zu befragen: „Haben meine Dukaten zur Reise hierher ausgereicht? oder haben Sie sich anderswo noch Kredit zu erschwindeln gewußt?“ Er bildete sich eine solche Frage, um sie möglichst gedrungen und schlagend zu stellen, förmlich im Kopfe aus. Doch als er endlich so weit im Reinen damit war, sie wohlstylisirt herauszulassen, besann er sich noch zu rechter Zeit, wer Er sei — und mit wem er es zu thun habe! „Noblesse oblige,“ murmelte er, und mischte sich wieder, so gut es gelingen mochte, ins Gespräch. Er wurde allgemach so weit Herr über sich, daß er keinen Verdruß mehr zeigte.

Ein drohendes Gewitter zwang sie, auf den Rückweg zu denken. Eichengrün, mit allen Waldsteigen bekannt, ward ihr Führer.

Sie verdoppelten ihre Schritte, doch vor der Thür des Glasschleifers wurden sie schon naß.

„In diesem Wetter, meine Herren, können Sie nicht fortgehen. Wollen Sie bei mir Thee trinken?“ fragte die Baronin.

„Ich habe nur einen Sprung nach Hause,“

rief Graf Eichengrün, und entzog sich im dicken Regengusse ihren Blicken.

„Seine Exzellenz sind unbegreiflich,“ seufzte sie. Dann wünschte sie dem Grafen Heide gute Nacht.

„Mich wollen Sie nicht zum Thee haben?“

„In Gegenwart Eichengrün's, wäre die Ihrige mir sehr angenehm gewesen. Allein kann ich Sie nicht empfangen.“

„Und doch waren Sie mit — ihm allein, als ich Sie — störte?“

„Graf Eichengrün könnte bequem Ihr Vater sein. Einen alten Herrn darf ich wohl bei mir sehen ohne Zeugen. Wenn Sie nach dreißig Jahren wieder anfragen wollen, wird mir's besonderes Vergnügen gewähren.“

„Und so lange soll ich im Platzregen stehen? Sie sind gar zu gnädig!“

„Gute Nacht, Graf Heide! Ich wünsche Ihnen gute Nacht und hüten Sie sich, vom Regen in die Traufe zu kommen. Es wird in Stahlbrunn stark gespielt, wie ich höre!“

Sie stieg die kleine Treppe hinan und gleich darauf überbrachte ihr Diener dem Grafen Heide einen Schirm.

Den ergriff dieser — und ging, die Residenz des König Pharao aufzusuchen.

Am nächsten Morgen hieß es: ‚Seine Exzellenz Graf Eichengrün sind vor einer Stunde abgereiset.‘ —

‚Oho,‘ machten die Herren.

‚Aha,‘ kicherten die Damen.

Ende des zweiten Bandes.

Prag 1857. Druck von Kath. Gerzabek.

Den ergriff dieser — und ging, die Residenz des König Pharao aufzusuchen.

Am nächsten Morgen hieß es: ‚Seine Exzellenz Graf Eichengrün sind vor einer Stunde abgereiset.‘ —

‚Oho,‘ machten die Herren.

‚Aha,‘ kicherten die Damen.

Ende des zweiten Bandes.

Prag 1857. Druck von Kath. Gerzabek.